Deutsche Hand- & Haus-Bibliothek

Fürst Bismarck.

9

Collection Spemann.


Deutsche Hand- und Haus-
Bibliothek
Aus der
Bibliothek
von
Collection Spemann.

I. Deutsche Litteratur.

51. **Amyntor, Gerhard v.,** Drei Küsse.
Unter dies. pikant. Tit. vereint d. durch s. originelle Schreibweise u. d. tiefen sittl. Gehalt s. Schriften sich auszeichnende Autor drei nach Inhalt u Form fesselnde Erzählungen.

21. **Anzengruber, L.,** Feldrain und Waldweg.
Eine Reihe künstlerisch in sich abgerundeter Erzählungen sind in dies. Bande vereinigt u. geben ein anschauliches Bild von dem Können des Autors.

9. **Arnim, L. Achim v.,** Die Kronenwächter.
Der dichter. Zauber, welch. diese Blüte d. Romantik auf den Leser ausübt, entspringt der glückl. Vereinigung einer objektiven Darstellung mit ausgeprägter Subjektivität.

5. **Becker, August,** Auf Waldwegen.
Diese von kräftigem Tannenduft der Thüringer Berge durchzogene Novelle fesselt besond. durch die prächtige Schilderung der landschaftl. Szenerie.

75. — — Das alte Bild.
Eine einfache, aber v. warmen Herzblute durchströmte Erzählg d. vielgeles. u. beliebt. Romanciers.

4. **Biernatzki, J. C.,** Die Hallig, oder die Schiffbrüchigen auf dem Eiland in der Nordsee.
Eine ernste, v. religiösem Geiste getragene Schilderung des Lebens u. Treibens auf der Hallig. Klassisch sind die eingeflochtenen Naturbilder.

81. 83. 92. 276|77. 279. 280. 281. 283. **Fürst Bismarck als Redner.** Vollständige Sammlung der parlamentarischen Reden Bismarcks seit dem Jahre 1847. Sachl. und chronol. geordnet mit Einleitung und Anmerk. versehen v. W. Böhm. Bd. 1—8. 1848—1877.
Eine Sammlung dieser Reden ist einem bisher ungebührlich wenig beachteten edelerzhaltigen Boden zu vergleichen, in welchem erfolgreich zu schürfen nicht schwer fällt u. in welchem Körner edelsten, gediegensten Goldes in Hülle und Fülle sich vorfinden.

54. **Briefe d. Elisab. Charlotte v. Orleans** 1673 bis 1715. Ausg. v. L. Geiger.
Eine der treffendsten Schilderungen von d. Verhältnissen u. Personen am Hofe Ludwig XIV., aus der Feder einer der geistreichsten Frauen ihrer Zeit.

20. 26. **Briefwechsel zwisch. Schiller u. Goethe.** 2 Bde. Hrsg. v. R. Boxberger.
Eines d. schönst. Vermächtnisse d. unvergängl. Dichterpaares, d. lauterst. Offenbargn üb. d. Beziehgn d. groß. Geister z. einander u. z. ihr. Zeit, d. unentbehrliche Supplement zu allen Ausgaben ihrer Werke.

45. **Byr, Robert,** Der heimliche Gast.
Diese Erzählg d. „öster. Spielhagen" gehört z. den originellst. Arbeit. d. gefeiert. Romanschriftstellers, der hier in engem Rahmen all seine Vorzüge zeigt.

66. **Diethoff, E.,** Unter der harten Hand. Kulturhistorisches Zeitgemälde.
Verf. schildert i. dies. histor. Zeitgemälde mit kräftig. Farben d. Zerstörg Heidelbergs u. die Verwüstg der Pfalz in patriotisch schwungvoller Darstellung.

78. **Ehrlich, H.,** Novellen aus d. Musikantenleben.
Der i. weit. Kreisen bekannte Musikästhetiker bietet hier seinen Freunden eine Reihe graziöser u. lebenswahr gezeichneter Novelletten.

39. **Elbe, A. v. d.,** Lüneburger Geschichten.
In nuce zeigt sich i. dies. klein. Kabinettsstückchen echter Erzählungskunst das reiche Talent der gemütstiefen Verfasserin.

25. **Engel, J. J.,** Herr Lorenz Stark.
„Ein Charaktergemälde" nennt der Verfass. sein Werk, u. mit Recht: der Held ist ein Charakter, das Urbild eines echten deutschen Bürgers!

77. **Fausts Leben.** Von G. R. Widmann. Hrsg. von H. Düntzer.
Wiedergabe d. berühmt. alt. Volksbches, auf welche Quelle d. breite Strom d. Faustlitt. zurückzuführ. ist.

1. **François, Luise v.,** Phosphorus Hollunder. Zu Füßen des Monarchen.

49. — — Judith, die Kluswirtin.
Der 1. Bd., v. J. Kürschner eingel., umfaßt zwei drch liebenswürd. Humor wie treffl. Landschftsschildergn gleich ausgezeichn. Erzählgn, w. die Judith an Plastik u. Charakterisierg. noch z. übertreff. sucht.

94. — — Das Jubiläum und andre Erzählungen.
Das bestrickende Erzählertalent der Verfasserin offenbart sich auch in diesem Bande, welcher, davon sind wir überzeugt, mit derselben Freude wie die übrigen Bände der Collection von der deutschen Leserwelt, besonders den weiblichen Elementen derselben, begrüßt werden wird.

73. **Frey, Jak.,** Erzählungen aus der Schweiz.
Die Begabg uns. Dichters zeigt sich besond. auf d. Gebiete gedämpfter Naturlaute u. einer weniger erschütternden als rührenden Tragik.

67. **Friedrich der Große.** Ein Lebensbild in seinen Briefen. Von E. Schröder.
D. bek. Hrsgbr. d. Werke Friedr. d. Gr. stellt hier mit fein. Geschmacke u. histor. Scharfblicke diejenigen Schriftstücke d. groß. Königs zusammen, welche i. ihrer Gesamtheit eine Geschichte seines Lebens bieten.

47. **Galen, Ph.,** Der Pechvogel u. a. Erzählungen.
Der berühmte Romancier gibt in dies. Erzählgn drei mit viel Laune geschrieb. amüsante Humoresken, die eine genußreiche Unterhaltung verbürgen.

95. **Gaudy, Frz. v.,** Ausgewählte Erzählungen.
Aus d. Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen, ein Vorläufer von „Buchholzens in Italien", vielen ein alter lieber Bekannter, stellt sich hiermit in neuer blauer Uniform vor. Ergötzen wir uns bei der Lektüre dieses Tagebuchs an dem Humor des Dichters, so packt uns der „Katzenraphael" so recht eigentl. am Herzen. Hier der heitere südl. Himmel, dort d. schwermütige dtsch. Föhrenwald.

90|91. **Gotthelf, Jeremias,** Uli der Knecht. 2 Bde.
Ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes, das trotz Auerbach und seinen Nachtretern noch immer unerreicht dasteht, was psychologische Wahrheit u. echte Lokalfarbe anlangt.

85|86. **Grimmelshausen,** Der Abenteuerl. Simplicissimus. In das Neuhochd. übertr. 2. Bde.
Es hieße Eulen nach Athen tragen, von der hohen kulturgeschichtlichen Bedeutung dieses Romanes, in dem sich das Jahrhundert des großen Krieges getreulich wiederspiegelt, viele Worte zu machen.

22. **Hauff, W.,** Lichtenstein.
Von d. besten deutschen Erzähler im ersten Viertel dieses Jahrh. die mit Recht beliebteste Erzählg, welche auf histor. Hintergrunde eine anmutende Herzensgeschichte sich abspielen läßt.

278. **Heine, Heinrich,** Buch der Lieder.

60. 71. **Humboldts** Briefe an e. Freundin. Bd. I.|II.
Briefe voll tiefer, ernster Gedanken, losgelöst v. all. Privaten u. Stofflichen, einzig zu d. Zwecke geschrieben, e. unglückl. Frau üb. d. Misere d. Lebens zu erheben u. in das Reich der Ideale, des unvergänglichen inneren Glückes einzuführen.

2. **Immermann, Karl,** Der Oberhof.
Ein Werk wie „der Oberhof", das gesündeste und deutscheste Idyll echten Volkslebens, bedarf keiner weiteren Empfehlung.

7. **Junghans, S.,** Die Erbin wider Willen.
Die Verf. des „Haus Eckberg" ist e. Liebling der besseren Lesewelt, welche auch mit Freud. dies. Band begrüßt hat; die Redakt. ließ bereits e. zweiten Bd.:

53. — — Hella Jasmund u. a. Erzählungen
folgen, d. stofflich u. formell jenem gleichwertig ist.

58. **Ludwig, J.,** Mein Großoheim u. A.
Einfachheit in der Darstellung, wie zarte Charakterzeichnung werden der Verf. viele Freunde besond. unter dem schönen Geschlechte erwerben.

35. **Möllhausen, Balduin,** Der Leuchtturm am Michigan u. a. Erzählungen.

309. — — Das Geheimnis des Hulks.

282. **Graf Moltke als Redner.** Vollständige Sammlung der parlamentar. Reden Moltkes.

79. 80. **Nettelbeck, Joach., Bürger zu Kolberg.** Eine Lebensbeschreibg v. ihm selbst aufgezeichnet. Die v. opferfreudigster Vaterlandsliebe durchdrungene Selbstbiographie e. Mannes, der, wie wenige, die Bürgerkrone verdient.

70. **Das Nibelungenlied.** Uebers. nach d. Handschrift A. Nebst e. hist.-ästhet. Einl. v. Wern. Hahn. Mustergültige Uebersetzg mit e. umfass. Einleitg, welche die d. Nibelungenlied betr. Fragen v. neuem Gesichtspunkte aus behandelt.

74. **Pasqué, Ernst,** Zwei Eleven Worths. Amüsante u. originelle Erzählg des beliebt. Romanschriftstellers.

18. **Platters, Th.,** Leben. Hrsg. v. H. Düntzer. Hochinteressantes und kulturhistorisch wichtiges Memoirenwerk eines Mannes, der es vom Ziegenhirten bis zum Rektor der latein. Schule in Basel brachte.

37. **Ring, Max,** Frauenherzen. Zwei tief empfundene kleine Novellen aus dem Herzensleben der Frau.

87. **Sacher-Masoch, L. v.,** D. kleine Adam. Sascha u. Saschka. Das eigenartige Talent unseres Dichters, seine glänzende Darstellungskraft u. meisterhafte Realistik, wird auf jede kräftige gesunde Natur höchst anziehend, u. wenn nicht immer wohlthuend, so doch belebend wirken.

27. **Schmidt, Max,** Die Miesenbacher.

57. — — Glasmacherleut'. Diese packend. Erzählgn aus d. bayer. Dorfleben zeichnen sich durch ergreif. Handlg, urwüchsige Kraft u. treue Wiedergabe wirklicher Verhältnisse von andern Dorfgeschichten vorteilhaft aus.

65. **Schroot, A.,** Der Dampf. Eine Darstellung des Zeitalters der Dampfmaschine. In allg. verständl. Form gehaltene u. anziehende Darstellg d. Verwendg eines d. wichtigst. Faktoren i. industriellen u. Verkehrsleben der Gegenwart.

13. **Schücking, L.,** Etwas auf dem Gewissen. Einfachheit u. Maßhalten, Naturwahrheit u. sittlicher Ernst sind die hauptsächlichsten Vorzüge der Werke Schückings, des westfäl. „Walter Scott".

41. **Schultes, C.,** Maigela. Eine ergreif. Herzensgesch. auf dem Hintergrunde der vorzügl. Schilderung eines verderbt. kleinstaatl. Hofes des vor. Jahrh. Gust. Freytag hat dieselbe ein „Gewitter in Worten" genannt.

62. **Schwartzkoppen, K. v.,** Aquarelle. Mit einer Einleitung v. Baron v. Roberts. Das Talent der Verfasserin, gesellschaftl. Zustände z. schildern, anziehende Herzensgesch. darzustellen, offenbart sich auch in dies. Nov.-Sammlung.

15. **Silberstein, Aug.,** Hochlandsgeschichten. Erfrischende und herzstärkende Bilder aus dem Naturleben der Hochlandsbewohner.

52. **Stillings, Heinrich,** Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft. Der Verf. dies. Autobiographie genoß, wie bekannt, Goethes besondere Gunst, der auch die als echtes Volksbuch wirkende erste Abteilung in Druck gab.

88. **Strand, Gabriel,** Atalanta van der Hege. Verf. behandelt in der Form des Romans eine brennende Tagesfrage mit der ausgesprochenen Tendenz, zur Lösung eines bestehenden Konfliktes im deutschen Volk ein Scherflein beizutragen.

275 **Telmann, K.,** Gerichtet. Ein auf sittlichernster Grundlage basierender Roman aus unseren Tagen, reich an psycholog. Wahrheit u. durchweht von erschütternder Leidenschaftlichkeit.

68. **Tiecks, L.,** Werke I. Das Fest z. Kenelworth. — Dichterleben. Was T. seit 25 Jahren zu einer groß. Arbeit über Shakespeare gesammelt, fand eingehende u. liebevolle Verwendung in vorliegenden Novellen.

44. **Trencks, Fr. v. d.,** Merkw. Lebensgeschichte. Selten haben d. Schicksale eines Menschen so lebhaftes u. allg. Interesse erregt, wie die Trencks, dess. Lebensbeschreibung eine Fülle interessant. Momente darbietet.

93. **Villinger, H.,** Zenz u. andre Erzählungen. Die bereits in weitesten Kreisen wohlbekannte Verf. bietet hier den Freunden ächter Dorfgeschichten drei Blüten ihres dichter. Schaffens. Zeichnen sich „Zenz" und „Im Wonnethal" durch Naturwahrheit und psycholog. Tiefe aus, so ist die Novelle „Der Andre ist's" besonders packend durch das in ihr pulsierende dramatische Leben.

61. **Vor hundert Jahren.** Elisens v. d. Recke Reisen durch Deutschld. 1784—86 nach dem Tagebuche ihrer Begleiterin Sophie Becker. Ein neues Memoirenwerk, das die spärl. dtsche Memoirenlitteratur in bedeutend. Weise bereichert.

48. **Voß, Richard,** San Sebastian. Ein neuer Roman v. d. mehrfach preisgekrönten Verf. gehört z. d. Bücherseltenheiten. D. Werk ist e. Musterleistg landschaftl. u. feinst. psychol. Schilderg.

31. **Wächter, O.,** Vehmgerichte u. Hexenprozesse. Verf. hat es verstanden, e. lebensgetreues Bild v. jenen traurigen Zeiten zu entwerfen. Sein Bestreben war, das Wahre v. d. Falschen zu trennen.

43. — — Altes Gold in deutschen Sprichwörtern. Neben dem berühmten Werke v. Wander wird diese Sammlung von Sprichwörtern dem oft ausgesprochenen Wunsche nach einer derartigen Arbeit in engeren Grenzen vollständig entsprechen.

100. **Gedichte Walthers von der Vogelweide.** Uebers. von Br. Obermann. Unsere Ausgabe zeichnet sich durch treuen Anschluß an den Sinn der prächtigen Dichtungen, strenge Wiedergabe der metrischen Form wie Flüssigkeit des Ausdrucks aus und wird sich trotz der guten Simrockschen Uebertr. sicher einbürgern.

36. **Weber, K. Jul.,** Demokritos. Ausg. v. P. Moritz. Höchst unterhaltendes Buch m. einer unerschöpflichen Fülle von Witz, Humor, Ironie, guten Einfällen u. köstlichen Anekdoten.

40. **Wessely, J. E.,** Deutschlands Lehrjahre. 1. Bd.: Familienleben. Buntes aus der Außenwelt. Z. Empfehlg dieses auf gründl. kult.-histor. Studien basierenden Werkes genügt d. Inhaltsangabe: Minne, Brautstand u. Hochzeit. Aus alt. Burgen. D. Heim d. Bürgers. Aus Bauernhütt. D. Tafelfreud. Deutsch. Straßenleb. Bäd. u. Badeorte. Festbelustigung. u. Schausp. D. Narrenwes. Aus d. Rosenhag.

46. — — Deutschlands Lehrjahre. 2. Bd.: Weltl. Berufsarten. Des Handwerks gold. Bod. D. Handel. Rechtszustände u. Ger.-Verfahr. D. geh. Künste u. Wissensch. Aerztl. Praxis. D. edle Waidwk. V. Altar u. aus d. Klosterzelle. Universität. u. Studenten. Aus Künstlerwerkstätten. Z. letzten Ruhestätte.

56. **Wohlgefülltes Schatzkästlein deutsch. Scherzes und Humors.** Reichhaltigste Sammlg alles Dessen, was an Scherz u. Humor vereinzelt vorkommt, als Unterhaltg u. Kürzung müßig. Stund., wie als Beitrag zur Erkenntnis deutschen Gemütes u. Verstandes wertvoll.

55. **Wolzogen, C. v.,** Agnes v. Lilien. Dies. vortreffl. Roman d. Schwägerin Schillers, der höchst ansprechende Schildergn d. dtschn Famil.-Lebens enthält, wurde bei sein. erst. Erschein. selbst von den beiden Schlegels für ein Werk Goethes gehalten.

24. **Wurm, W.,** Das Wasser. In populär-wissensch. Weise belegt aus langjähr. Praxis der ärztl. Dirigent von Bad Teinach

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer.

Deutsche

Hand- und Hausbibliothek

Collection Spemann

Fürst Bismarck als Redner

Vollständige Sammlung

der parlamentarischen Reden Bismarcks

seit dem Jahre 1847

Sachlich und chronologisch geordnet, mit Einleitungen
und Erläuterungen versehen

von

Wilhelm Böhm

Neunter Band

Verwaltungsreorganisation, Orientfrage, Socialistengesetz
1877—1878

Berlin & Stuttgart
Verlag von W. Spemann

Druck der Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Vorwort 7

I. Die Neuorganisation des preußischen Ministeriums 1877/78.

1. Die Errichtung eines Eisenbahnministeriums; Camphausens Abschied. 23. März 1878 9
2. Die Kollegialität im Ministerium; die Dringlichkeit des Eisenbahnministeriums. 27. März 1878 29

II. Die Reichstagssession von 1878.

1. Der ehrliche Makler. 19. Februar 1878 50
2. Deutschlands Verhältnis zu Rußland und Oesterreich. 19. Februar 1878 69
3. Der Bund der Polen und Socialdemokraten. 19. Febr. 1878 79
4. Das Tabakmonopol. 22. Februar 1878 81
5. Eine „Scene“ im Reichstag. 23. Februar 1878 . . . 91
6. Die Stellung des Reichseisenbahnamts. 25. Febr. 1878 93
7. Ueber die Differentialtarife. 25. Februar 1878 . . . 96
8. Das Reichseisenbahnprojekt. 25. Februar 1878 . . . 98
9. Das Gehalt des Londoner Botschafters. 25. Febr. 1878 98
10. Der deutsch-russische Grenzverkehr. 25. Februar 1878 . 106
11. Die socialdemokratischen Agitatoren. 26. Februar 1878 . 108
12. Das Centralbüreau des Reichskanzlers. 26. Febr. 1878 110
13. Die Gärten des Reichskanzlers. 26. Februar 1878 . . 116
14. Der Geschäftsgang des Reichskanzlers. 26. Febr. 1878 117
15. Die Persönlichkeit parlamentarischer Angriffe. 26. Februar 1878 121

Seite
16. Die Stellvertretung des Reichskanzlers. 5. März 1878 . 130
17. Anerkennung der partikularen Rechte. 8. März 1878 . 162
18. Der Sitz des Stellvertreters für Elsaß-Lothringen. 8. März 1878 171
19. Der Reichskanzler und Herr Abg. Lasker. 9. März 1878 175

III. Das Socialistengesetz von 1878.

1. Fürst Bismarck und die Socialdemokratie. 17. September 1878 182
2. Das Socialistengesetz und die parlamentarischen Parteien. 9. Oktober 1878 207
3. Herr Sonnemann und die Frankfurter Zeitung. 9. Oktober 1878 236
4. Die Annahme des Socialistengesetzes. 19. Oktober 1878 240

Vorwort zum neunten Band.

Der neunte Band der vorliegenden Sammlung der parlamentarischen Reden des Fürsten Bismarck läßt die politische Thätigkeit des Reichskanzlers nach drei Richtungen hin hervortreten. Einmal ist es die Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer teilweisen Neugestaltung der Staats- und Reichsverwaltung, besonders auf dem Gebiete des Verkehrs- und Eisenbahnwesens, welche in diesen Reden ihren kräftigen Ausdruck findet. Der Kanzler hat einsehen müssen, daß es auf dem bisher verfolgten Wege nicht weiter geht; er hat bei seinen Kollegen nicht die gehoffte Auffassung und Unterstützung seiner eignen Pläne gefunden und ist nun genötigt, mit teilweise neuen Kräften sich in technische Fragen und Dinge einzuarbeiten, welche seinem eigentlichen Fach als Diplomaten sehr fern liegen. Wie weit ihm dies gelungen, dafür legen die Reden über das Reichseisenbahnprojekt, die Errichtung eines Eisenbahnministeriums, die Differentialtarife u. s. w. ein vortreffliches Zeugnis ab.

Von unvergleichlichem, unübertroffenem Werte sind die Reden zur auswärtigen, speciell der orientalischen Politik. Worte, wie diejenigen vom „ehrlichen Makler“,

von den „Knochen des pommerschen Musketiers" und andre sind wegen ihrer Originalität und packenden, zutreffenden Art zu geflügelten geworden und bezeichnen in ihrer drastischen Knappheit die Situation schärfer und bestimmter, als es bei andern lange Abhandlungen thun könnten.

Endlich begegnen wir unserm Redner noch auf einem dritten Felde, demjenigen des Kampfes gegen die Socialdemokratie, der Vertretung des Socialistengesetzes. Namentlich die Darstellung des persönlichen Verkehrs des Kanzlers mit Lassalle wird hier für alle Zeiten von dauerndem Interesse bleiben.

Berlin, im Mai 1889.

Dr. W. Böhm.

I.

Die Neuorganisation des preußischen Ministeriums 1877—78.

---

1. Die Errichtung eines Eisenbahnministeriums; Camphausens Abschied.

23. März 1878.

Der Reichskanzler Fürst Bismarck kehrte erst am 14. Februar 1878, also nach einer Abwesenheit von 10 Monaten, nach Berlin zurück, hatte aber in der Zwischenzeit wiederholentlich entscheidend in die Staatsgeschäfte eingegriffen. Im Oktober 1877 erhob er Bedenken gegen die von dem Minister Grafen Fritz Eulenburg vorgeschlagene neue Städteordnung; derselbe bat darauf um seine Entlassung, erhielt jedoch zunächst nur einen sechsmonatlichen Urlaub, während dessen ihn der Landwirtschaftsminister Dr. Friedenthal vertrat, bis Graf Botho zu Eulenburg zu seinem definitiven Nachfolger ernannt wurde. Im März 1878 erfolgte der Rücktritt des Finanzministers Camphausen; sein Nachfolger wurde der bisherige Oberbürgermeister von Berlin, Hobrecht. Die bezüglichen Verhandlungen werden in dem folgenden Abschnitt der Reichstagsreden zusammengestellt werden. Der Landtag trat am 21. Oktober 1877 zusammen, vom 10. Februar bis 13. März 1878 wurden die Sitzungen ausgesetzt, um dem Reichstage Raum zu geben. In dem letzten Abschnitt der Session wurde dann unter dem Titel „Nachtrag zum Staatshaushaltsetat" ein Gesetzentwurf

vorgelegt, welcher dreierlei bezweckte: 1) die Ernennung eines besonderen Vizepräsidenten des Staatsministeriums mit einem Gehalt von 36000 Mark, da Fürst Bismarck dasselbe in seiner Stellung als Reichskanzler beziehe, mithin dem Staate erspare; 2) die Errichtung eines eignen Eisenbahnministeriums, wodurch außer dem Ministergehalt und einer Dienstwohnung eine Mehrausgabe nicht bedingt sein würde; 3) den Uebergang der Forst- und Domänenverwaltung vom Finanzministerium auf das Landwirtschaftsministerium. Zur Verteidigung dieser Vorschläge erschien der Ministerpräsident in der 72. Sitzung des Abgeordnetenhauses am 23. März 1878. Erster Redner dazu war der Abg. Miquél, welcher, wie tags zuvor der Abg. Richter, es bedauerte, daß diese wichtige Vorlage erst in einem so vorgerückten Stadium der Session eingebracht werde. Was den ersten Teil derselben betreffe, so werde der Redner mit seinen Freunden die Genehmigung dazu aussprechen, da der Reichskanzler und Ministerpräsident allerdings dringend einer Entlastung bedürfe; die anderweitigen Organisationen erschienen aber, abgesehen von mannigfachen sachlichen Bedenken, zunächst mindestens nicht dringlich, und seien daher zur Zeit abzulehnen, bis die betreffenden Fragen gründlich erwogen worden seien. Fürst Bismarck hielt folgende Rede hierzu:

Der Herr Vorredner hat im ganzen unsre Vorlage mit beredteren Worten vertreten, als ich es imstande sein würde, wenn ich vollständig gesund und nicht in der Lage sein würde, wegen Unwohlseins die Nachsicht des Hauses in Anspruch nehmen zu müssen. Es hat mir einen eigentümlichen Eindruck gemacht, in allen einzelnen Positionen mit der ihm eignen klaren Beredsamkeit die Vorlage verteidigen zu hören und zu sehen, daß er doch zu dem Konklusum kam, er müsse mit Ausnahme eines von den drei Punkten, die sie in der Hauptsache betrifft, gegen sie stimmen. Das Hauptmotiv für ihn ist, daß die Vorlage intempestiv, nicht dringlich, nicht hinreichend vorbereitet sei. In letzterer Beziehung muß ich aber sagen,

gehen die Ansprüche, die er für die gründliche Vorbereitung stellt, soweit, daß ich glaube, daß, wenn wir sie alle erfüllen sollten, wenn wir solche Reform in der Ministerialverfassung einbringen, kaum die Jüngsten von uns sie erleben würden, — ich wenigstens habe keine Aussicht darauf.

Was nun die Ungelegenheit der Zeit betrifft, so muß ich in der Beziehung auch mit Rücksicht auf eine Aeußerung, die der Herr Abgeordnete Richter in der letzten Sitzung gemacht hat, um der Regierung die Schuld für diese Angelegenheit zuzuschieben, doch historisch erwähnen, wie diese Interimssession, in der wir uns befinden, zustande gekommen ist. Als ich nach Berlin kam, war die Sachlage die, daß der Landtag aus der im ganzen Reich in der Regel geübten Rücksicht, dem Reichstage das Feld frei zu lassen, seine Sitzungen vertagt hatte. Ich nahm an, und mit mir meine sämtlichen Kollegen im preußischen Ministerium, daß diese Haltung des Landtages so lange dauern werde, bis das Hindernis seiner Sitzungen, nämlich die Reichstagssession, aufhörte. Ich war der Ansicht, daß der Landtag überhaupt nicht vor Schluß des Reichstages seine Thätigkeit wieder aufnehme. Ich habe auch, seit ich wieder hier bin, nichts gehört und erlebt, was mich in dieser Ansicht hätte irre machen können. Ich habe die Tagesordnung des preußischen Landtages zuerst für eine des Reichstages gehalten, da ich das Datum nicht ins Auge gefaßt hatte. Nun, meine Herren, nachdem der Landtag fortbestand und nicht geschlossen war, war er ja vollkommen in seinem Recht, wenn er, soweit es ihm opportun schien, zu Sitzungen zusammentrat, — aber die Regierung war von dieser seiner Absicht nicht unterrichtet (Bewegung).

Ich war im Staatsministerium nicht unterrichtet; ich habe meine Herren Kollegen danach gefragt, ob einer von ihnen amtlich unterrichtet gewesen war, und sie haben mir das verneint. Wird das bestritten, so erwarte ich, daß der Akt, — er muß ja festzustellen sein — durch welchen die Regierung davon unterrichtet ist, vor Erlaß jener Tagesordnungen, von denen ich spreche, vorgelegt werde. Für diesen Fall kann es ja an meiner Nachlässigkeit liegen, daß ich ihn nicht gelesen habe; ich glaube aber nicht, daß er existiert. Ich bin, wie gesagt, in der Ueberzeugung gewesen, daß der Landtag seine Thätigkeit erst nach dem Schluß des Reichstages wieder aufnehmen würde, daß wir also vollständig die Zeit haben würden, bis dahin die Vorlagen, die wir noch zu machen hatten, vorzubereiten. Wenn jetzt nun, nachdem die Sitzungen des Landtages früher wieder aufgenommen sind, als ich erwartet hatte und nach dem, was mir bekannt war, erwarten konnte, die Vorlagen hergestellt werden sollten, da wir doch nicht unnötig den Landtag gegen seinen Willen so lange hier zurückhalten wollten, — so ist da diligentia prästiert, soweit wir konnten.

Man könnte sagen, wir hätten in der ersten Sitzung vor acht Tagen diese Vorlage einbringen können, da war sie aber noch nicht fertig. In einem Ministerium, in dem der Minister des Innern fehlt*), in dem der Finanzminister in seiner Thätigkeit seit fast zwei Wochen, glaube ich, schon fehlt, arbeiten sich die Vorlagen nicht so rasch; sie wollen entworfen sein, es hat eine erhebliche kalkulatorische Arbeit stattfinden müssen; das Staats-

*) Vgl. die Einleitung zu dieser Rede.

ministerium muß darüber beraten, es muß die Einwilligung Sr. Majestät zu den Vorlagen erbitten! Das alles sind Sachen, die wir nicht in vierundzwanzig Stunden, nicht in drei Tagen herstellen können, auch bei dem größten Fleiß in den Arbeiten — wir haben sie nicht früher liefern können! Hätte ich geglaubt, daß diese Vorlagen auf Schwierigkeiten stoßen würden, daß sie eine längere Arbeit erforderten, so wäre es ja indiziert gewesen, daß der Landtag jetzt geschlossen und nach dem Schluß des Reichstages wieder einberufen würde, um diese Angelegenheit zu erledigen. Es kommt das ja ganz darauf an, wie viele Sitzungen wir gebrauchen. Können wir die Sache in einer oder zwei Sitzungen erledigen, so wird der Reichstag sich ja wohl so lange gedulden, obschon mir von den außerpreußischen Abgeordneten in meiner Eigenschaft als Reichskanzler wiederholt Vorwürfe darüber gemacht werden, daß gerade der größte Staat in Deutschland und derjenige, bei dem die Berufung und Schließung des Landtages von dem deutschen Kaiser in derselben Person abhängt, ein Beispiel gäbe, das, wenn andre es nachahmen, von uns getadelt zu werden pflegt. Wenn aber die Sache so viele Vorbereitungen erfordert, wie der Herr Abgeordnete Miquel sagt, dann werden wir, so ungern wir daran denken, einer neuen Session des Landtages nach Schluß des Reichstages uns nicht entziehen können. (Bewegung.)

Es ist von dem Herrn Vorredner gegen die Vorlagen eingewendet worden, daß diese Dinge nicht dringlich seien. In Bezug auf den einen Punkt, den er selbst bereit war, zu bewilligen, den stellvertretenden Ministerpräsidenten, fällt diese Frage, wenn er eben bewilligt wird. Ich halte sonst auch diesen Punkt für dringlich, wenn das be-

schlossene Reichsstellvertretungsgesetz*) überhaupt zu einer Wahrheit werden soll, wenn die Reform im Finanzwesen durch näheres Aneinanderschließen der preußischen und der Reichsverwaltung verwirklicht werden soll, weil ich dann zweifle, daß bei diesem Umfang der finanzministeriellen Geschäfte auch selbst nach Abtretung der Domänen und Forsten der Finanzminister die nötige Zeit und Arbeitskraft haben werde, um das Ministerpräsidium und neben demselben die gesamten Geschäfte des Reichskanzlers zu vertreten.

In früheren Zeiten mögen die Geschäfte des Finanzministeriums weniger umfänglich gewesen sein oder weniger Arbeit erfordert haben, denn die Zeit, die ich vor 1866 mit meinen finanzministeriellen Kollegen verlebt habe, hat mir nicht den Eindruck gemacht, als ob sie damals mit Arbeit überlastet gewesen wären. Die finanzministerielle Maschine, wenn ich sie ohne kränkende Nebenbedeutung so nennen darf, ist so vorzüglich organisiert, arbeitet bei der geschulten Durchbildung ihrer sämtlichen Organe so sicher, daß ein Finanzminister, der einen weiteren Ehrgeiz nicht hat, sich mit dem Unterschreiben der Concepte und Munda jahrelang über Wasser halten kann (Heiterkeit), ohne daß ein Mangel an Thätigkeit, ja selbst ein Mangel an Beruf für das Amt, welches er übernommen hat, sehr auffällig in der Oeffentlichkeit bekannt wird. Aber jetzt muß ich sagen, halte ich es kaum für möglich, daß der Finanzminister, der eigentlich der natürliche stellvertretende Vorsitzende in Preußen wegen der durchgreifenden Beschaffenheit seines Ressorts

---

*) Das Stellvertretungsgesetz für den Reichskanzler war vom Reichstage am 11. März angenommen worden.

in Bezug auf die andern wäre, die Präsidialgeschäfte nebenbei besorgt. Insofern halte ich auch die Bewilligung eines Stellvertreters für dringlich, wenn man nicht darauf rechnen kann, daß der zu Vertretende mit voller Sicherheit den ganzen Geschäftsumfang ohne Unterbrechung wird besorgen können. . . . Die Herren verzeihen, wenn ich sitzend weiter spreche. (Der Redner setzt sich.)

Aber für besonders dringlich halte ich namentlich die Eisenbahnseite der Vorlage, die wir Ihnen machen, und in gewissem Maße auch gerade aus dem Grunde, weil jetzt der Posten des Finanzministers unbesetzt ist. Auf die Frage der anderweiten Zulegung der Forsten komme ich zurück, ich will mich zunächst mit der Dringlichkeit der Eisenbahnfrage beschäftigen.

Die Vorlage, die uns heute beschäftigt, ist von mir zuerst vor 15 oder 16 Jahren im Jahre 1862 gemacht worden, und ich habe damals zuerst die Schwierigkeit kennen gelernt, die es hat, von einem Ministerium etwas abzutrennen; Zulegung der Geschäfte wollen sie alle, auch wenn sie überbürdet sind, — ich kann mir nicht anders denken, als aus einem gewissen natürlichen berechtigten Ehrgeiz zu herrschen und den Rayon ihrer Herrschaft möglichst weit auszudehnen; sie nehmen alle Ressorts, keiner will was abgeben, und ich habe es erlebt, daß daraus sofort Kabinettsfragen von den Kollegen gemacht wurden, zu einer Zeit im Jahre 1862, wo es schwer war, überhaupt einen Minister zu finden, der die Verantwortlichkeit für unsre Lage übernehmen wollte; es wurde eine Kabinettsfrage daraus gemacht, ja, es wurde noch etwas andres, es wurde an das Element der Gemütlichkeit appelliert, als wenn man in einer Corpsverbrüderung lebte: „wir wollen uns nicht trennen, sondern ein einig

Ministerium von Brüdern bleiben“ (Heiterkeit), und es wurde eine jede Befürwortung einer solchen Trennung wie Verrat an der Corpsfarbe angesehen; in der Hauptsache war es aber immer derjenige Kollege, also hier der Finanzminister, der etwas abgeben sollte, und wenn selbst dieser mit einem geringeren Geschäftsumfange zufrieden gewesen wäre, so waren es seine höheren Untergebenen, die es als Ehrensache betrachteten, sich diesen nicht verkürzen zu lassen. Ich bin darauf in bewegten Zeiten den inneren Angelegenheiten vielleicht mehr entfremdet worden, aber ich bin vor vier bis fünf Jahren in den Zeiten der Ruhe sofort wieder auf diese Angelegenheit zurückgekommen; ich habe versucht, in irgend einer Gestalt den Mängeln, an denen, wie ich glaube, unser Eisenbahnwesen leidet, dadurch Abhilfe zu schaffen, daß es einer isolierten Verantwortlichkeit unterzogen wird, daß derjenige, der es thatsächlich verwaltet, — denn ein Handelsminister kann unmöglich alle die heterogenen Fächer, die ihm heute untergeben sind, selbst so im Detail erlernt haben und so verstehen, daß er sie alle direkt verwalten könnte, — ... ich erstrebe also, daß derjenige, der sie verwaltet, sich nicht gedeckt fühlen soll durch einen andern, der über Details doch in der Regel wird sagen müssen: „ich werde mir von technischer Seite die Sache vortragen lassen,“ sondern daß er selbst vor Ihnen, vor seinen Kollegen und vor dem König steht, und persönlich mit Wort und Schrift das verantworten muß, was in seiner Eisenbahnabteilung geschieht. Das ist eine Notwendigkeit, von der ich stets überzeugt gewesen bin, und die mich schließlich auf den Gedanken gebracht hat, die Reichseisenbahnvorlage, um sie kurz zu bezeichnen, zu machen. Ich habe diesen Weg gewählt einmal, weil ich

fand, daß die Gerechtigkeit gegen das Reich es erforderte, eine stärkere Konzentration der Eisenbahnverwaltung, Gesetzgebung, Leitung, wenn sie überhaupt erstrebt würde, zunächst dem Reiche anzubieten, und erst, wenn das Reich es ablehnt, sich damit zu befassen, daß ich dann erst den preußischen Staat, als den größten, berufen sehen würde, eine feste Führung in der nationalen Eisenbahnpolitik auf eigne Rechnung zu übernehmen bis zu dem Zeitpunkt, wo das Reich sich vielleicht bereit finden läßt, ohne die, wie ich glaube, unbegründete Besorgnis für eigne Rechte der einzelnen Regierungen auf den Reichseisenbahngedanken einzugehen. Ich habe auch deshalb diesen Weg gewählt, weil ich die Ueberzeugung hatte, daß, wenn diese Aufgabe auf den nationalen Weg gebracht würde, sie dann mit weniger Bedenklichkeit und mit frischeren Kräften in Angriff genommen würde. Könnte ich Ihnen für die heutige Vorlage irgend einen nationalen Gesichtspunkt für die Sache geltend machen, so glaube ich, würde Ihre Zustimmung nicht so sehr von des Gedankens Blässe angekränkelt sein, der nationale Zug würde geholfen haben, die Sache zu tragen, und das hat sich damals bestätigt, wie jemand sich trivial ausdrückte: das Reichspferd zieht stärker als das Staatspferd; es hat sich also dadurch bestätigt, daß der Gedanke, dessen Verwirklichung ich nach wie vor stets entgegenstrebe, damals nach langen Kämpfen die Zustimmung aller Minister erhielt. Der bisherige Finanzminister war nicht von Hause aus von der Richtigkeit überzeugt; nachdem wir im Prinzip die Zustimmung dazu erhielten, ist es uns gelungen, die Zustimmung beider Häuser des preußischen Landtages zu einer Aufgabe, ich kann wohl sagen, der Entsagung zu gunsten

des Reiches zu gewinnen. Es schien also vor drei Jahren, daß die Sache außerordentlich günstig läge. Aber ich bin schon damals mit der Inangriffnahme vertröstet worden, wenn sie im Sommer geschah, daß das Budget dringender zu erledigen sei; — wenn sie im Herbste geschah: daß vor allen Dingen das Budget bis zum Januar fertig gestellt sein müsse; — wenn sie im Januar geschah: daß es jetzt zu spät sein würde, eine so bedeutende Vorlage zu bringen. So bin ich vertröstet und in meinen Anstrengungen und Erwartungen dilatorisch behandelt worden in einer Weise, die für mich geradezu persönlich kränkend war. Ich hatte die Bewilligung der Sache im Prinzip von meinen Kollegen, ich hatte die Bewilligung der Sache im Prinzip vom ganzen Landtage, und, obschon Ministerpräsident, habe ich mich absolut unfähig finden müssen, die Sache auch nur einen Schritt weiter zu bringen. Die Bewilligung half mir ganz und gar nichts, wenn im konkreten Fall der passive Widerstand — von welcher Seite, ist in dieser verwickelten Maschine kaum zu ermitteln — mit solchem Erfolg geleistet wird, daß ich nach zwei oder drei Jahren kaum imstande gewesen bin, auch nur die Frage, ob und in welcher Form wir das Reich fragen und uns vom Reich den wahrscheinlichen Korb in der Sache holen wollen, noch gar nicht zur Erörterung im Staatsministerium zu bringen gewesen ist. Es ist dort nicht gelungen, auch nur annähernd ein Verständnis zwischen dem Handelsministerium und dem Finanzministerium über die Schätzung der Gegenstände, über die Sache, die man etwa vom Reich erlangen könnte und über die Form, in der die Sache zu behandeln wäre, innerhalb des preußischen Staatsministeriums zustande zu bringen. Ich kenne diese

Summe noch nicht, auch nur annähernd nicht, und es ist mir in allen diesen letzten drei Jahren wieder so gegangen, daß ich auf den nächsten Herbst vertröstet bin. Auch der Herr Abgeordnete Miquel sprach vom nächsten Herbst, ich glaube sogar vom Oktober. — Sind wir denn im Oktober schon hier versammelt? Und wenn wir versammelt sind, haben wir dann Zeit für andre Dinge als zunächst die Budgetberatung, bis der Reichstag kommt, und um dem Reichstag Platz zu machen, daß auch er sein Budget beraten könnte?

Wenn ich nun vier, fünf Jahre auf diese Weise von einem Jahr zum andern vertröstet worden bin, und wenn ich fühle, daß meine Kräfte abnehmen, und ich nicht lange mehr für die Sache, die meiner Ueberzeugung nach dem Lande unentbehrlich ist, werde thätig sein können, dann können Sie es mir nicht verdenken, wenn ich lediglich aus patriotischem Gefühl für diese Sache eintrete, und ich kann für meine Person nicht die Verantwortlichkeit für irgend eine Konzession meinerseits übernehmen, die dahin ginge, noch mehr Zeit in dieser Sache zu verlieren.

Es sind in unsern Eisenbahnverhältnissen ja doch manche Zustände, die auf das wirtschaftliche Gebiet dermaßen zurückwirken, daß in der Zeit des wirtschaftlichen Notstandes doch der Frage näher getreten werden muß: kann es ohne Schaden nicht einen Monat, sondern 9 bis 12 Monate länger so bleiben, und ist es nicht unsre Pflicht, die Sache früher anzufassen? Ich will nur einige Beispiele anführen, wie augenblicklich die Eisenbahnpolitik auf andere wirtschaftliche Verhältnisse zurückwirkt. Von seiten der Königlichen Forstverwaltung sind mir Klagen zugegangen, die mit Zahlen belegt werden können, wie

die Erträge der Forsten zurückgegangen sind, und wie namentlich in der Provinz Schlesien von der österreichischen Grenze bei Ratibor bis etwa zur Warthe herunter die Holzpreise gerade dort gefallen sind und das Holz unverkäuflich geworden ist, wo früher der beste Absatz war, nämlich dort, wo die großen Verkehrsadern der Eisenbahn und der Oder liegen. Es kommt dies davon, daß die Königlichen Forsten dort der Konkurrenz des österreichischen Holzes aus Galizien u. a. unterliegen, welches von den Eisenbahnen, und zwar von den Eisenbahnen, welche unter Königlicher Verwaltung stehen, zu einem Preise gefahren wird, daß es nach der Meinung der Forstverwaltung zu dem Preise nicht auf dem kürzesten Chausseewege gefahren werden kann. Es geht daraus hervor, daß wir zu gunsten der österreichischen Staatswaldungen und Forstbesitzer zu der Zeit, als der Raupenfraß und Käferfraß das Holz wohlfeiler machte — daß wir da Ausfälle, ich will einmal die Ziffer von 2 Millionen nennen, in unseren Forsten erhalten, die nicht alle hierher treffen werden. Aber wie decken wir diese Ausfälle in unseren Staatsrevenüen? Doch dadurch, daß wir, da wir indirekte Hilfsmittel im Lande nicht haben, den direkten Steuern, sagen wir der Klassensteuer, der Einkommensteuer, das zuschlagen, was uns an Forstrevenüen ausfällt, hauptsächlich wegen der wohlfeileren Beförderung österreichischen Holzes. Bezahlen wir auf diese Weise nicht unsre Klassensteuer an den österreichischen Forstfiskus? Sind solche Zustände vernünftig, sind Zustände vernünftig, wo selbst Eisenbahnen, die sich in einer Hand befinden, gegeneinander rivalisieren und sich die Frachtgüter möglichst wohlfeil abjagen, wenn dazu kommt, daß die österreichischen Frachten wohlfeiler sind, als es bei

uns zulässig wäre, und wohlfeiler gemacht werden durch das System der sogenannten Refakten; indem ein erheblicher Teil der Fracht bonifiziert wird für gewisse Gegenstände, für deren wohlfeile oder Gratisbeförderung man gewonnen ist? Ein andres Beispiel aus Forsten bietet in der Gegend von Eschwege die ungarische Lohe, die zu einem geringeren Preise als aus der 1 1/2 Meilen von dort gelegenen Forst gefahren werden kann. Das sind so unrichtige Verhältnisse, durch welche die ganze natürliche wirtschaftliche Gravitation und Stetigkeit unsrer Zustände nach der Willkür einzelner Eisenbahnverwaltungen verschoben wird in einer Weise, auf die kein Mensch sich einrichten kann, wo keine menschliche Möglichkeit richtiger Berechnung einer Produktion mehr vorhanden ist. Die Eisenbahnen sind bei der jetzigen Zerfahrenheit in der Lage, durch beliebig wohlfeile Transporte von Erz und Kohle, durch Begünstigung der Expeditionsmodalitäten, das eine große industrielle Etablissement auf Kosten eines andern zu fördern, das eine zu ruinieren, wenn sie sich ihm feindlich stellen wollen, das andre nach ihrer Willkür in Prosperität zu bringen. Das sind unnatürliche Zustände, unter denen die stetige und regelmäßige wirtschaftliche Entwicklung leidet, da kann nur eine fach- und sachkundige Hand helfen, die in unser Eisenbahnsystem eingreift. Nach fünf Jahren, während welcher es mir mit schlechtem Gewissen als Minister nicht möglich gewesen ist, dem abzuhelfen, noch ein sechstes hinzuzusetzen, dazu kann ich meine Zustimmung freiwillig nicht geben. Ich will die Frage, ob wir ohne Mitwirkung des Landtages, also ohne einen größeren Geldverbrauch, als das Budget uns gewährt, in der Lage sind, durch Königliche Verordnung — ich meine nicht die

Vorlage — aber die dringendste Abhülfe zu schaffen, ob wir nach der Auslegung, die der Artikel 45 der Verfassung, daß dem Könige die Exekutivgewalt und die Ernennung der Minister zusteht, daß überhaupt zu der Gültigkeit von Anordnungen die Kontrasignatur eines Ministers erforderlich ist, aber nicht eines bestimmten — ich will alle diese juristischen Fragen nicht untersuchen; denn Kompetenzfragen führen zu Streitigkeiten, und ich wünsche, meine Herren, diese Frage in Uebereinstimmung mit Ihnen zu erledigen und nicht ein Konfliktsobjekt darin zu schaffen; aber erledigen müssen wir sie, wenigstens ich muß sie erledigen, oder ich kann nicht mit gutem Gewissen in meinem Posten bleiben. Die Möglichkeit, sie zu erledigen, auch wenn Sie uns die Mittel zur Besoldung eines neuen Ministers versagen, die Möglichkeit ist thatsächlich vorhanden, ohne Anlaß zu einer juristischen Meinungsverschiedenheit oder gar zu einem Konflikte zu geben. Ich will das Mittel hier nicht besprechen und möchte nicht auf diesen Ausweg gedrängt werden, aber ich werde mich ihm nicht versagen können, wenn ich durch Landtagsbeschluß in die Lage versetzt werde, auf anderm Wege die Sache nicht erledigen zu können. (Bewegung. Hört!)

Meine Herren, rufen Sie nicht: Hört! es ist das etwas für Sie ganz Unschädliches und Gerechtes, was ich vorhabe.

Der Herr Vorredner hat über die Zweckmäßigkeit im ganzen kein abfälliges Urteil gefällt, aber doch einige rationes dubitandi angeregt; er hat gemeint, daß, wenn man die Berechtigung, welche die verschiedenen Gesetze dem Handelsminister beilegen, nun auf einen Eisenbahnminister übertragen wolle, dies einmal gesetzlich unzulässig sei,

indem in vielen Gesetzen der Handelsminister als kompetent genannt sei; ich weiß eigentlich nicht, ob wir genau genommen einen „Handelsminister“ haben. Wir haben einen Minister für Handel, Gewerbe und Bauten; ich glaube, so lautet der Titel, ich weiß nicht, ob dieser Titel in den einzelnen Gesetzen überall wiederholt ist, ich bin auf diese Bedenken nicht gekommen, indes, wenn er Handelsminister heißt, so ist dies nur eine Frage des Namens; es kommt nur darauf an, welchen von beiden wir Handelsminister nennen wollen, und welchen Minister wir anders nennen; es ist auch nicht ausgeschlossen, daß wir zwei Handelsminister haben, so gut wir lange Zeit zwei Justizminister nebeneinander gehabt haben; und außerdem ist doch das, glaube ich, gerade ein etwas speziöser Grund, denn die ratio des Gesetzes geht doch nur dahin, daß derjenige gemeint ist, der diese Befugnis in dem betreffenden Ministerium fand, und wenn das Ministerium auch geteilt wird, so glaube ich doch, daß wir da nicht jedem einzelnen Gesetz nachzuspüren haben, und durch alle Stadien der Gesetzgebung zu ändern haben, sondern daß das selbstverständlich ist, und daß selbst die buchstäbliche Genauigkeit der preußischen Richter darin kein wesentliches Bedenken finden wird.

Wenn nun die Interessen des Handels gerade dadurch geschädigt oder gegen Einwirkung eines Eisenbahnministers nicht hinreichend geschützt sein sollen, daß der Hauptmandatar für Handel und Gewerbe, der Handelsminister, nicht zugleich der Vertreter der Eisenbahnen ist, wie der Herr Abgeordnete Miquel annahm, so kann ich das nicht zugeben; Sie müssen sich vielmehr vergegenwärtigen, daß der Handelsminister dem abgezweigten Eisenbahnminister ganz selbständig, abgelöst von den

Eisenbahninteressen, als ausschließlicher Vertreter von Handel und Verkehr und nicht mehr als gleichzeitiger Vertreter der Eisenbahnen und den fiskalischen Eisenbahn-Interessen gegenüberstehen würde. Er wird also viel freier diejenigen Interessen von Handel und Gewerbe, die von seinem Eisenbahnkollegen, dem neu zu ernennenden Minister, geschädigt werden können, zu leiten imstande sein, das Argument ist also nicht zutreffend.

Der Herr Vorredner sagte ferner, wenn man einmal änderte, dann müßte man noch mehr ändern — ich will es kurz ändern: Bauministerium. Es geht uns gewöhnlich so, daß, wenn wir eine Verbesserung, die sich machen läßt, einen Schritt, den wir übersehen können, machen wollen, daß diejenigen, die ihn nicht machen wollen, sagen, wenn wir einmal daran rühren, dann muß gleich eine tiefgreifende Reform gemacht werden, sonst muß es ganz unterbleiben. Im Prinzip bin ich ganz mit ihm einverstanden, und habe mich bei jedem Wort, das er sprach, über prinzipielles Einverständnis sehr gefreut, kann aber nur nicht begreifen, wie er am Schluß abbrach, und was ihn mit einemmal veranlaßte, den Weg der Opportunitätsfrage einzuschlagen und von dem aus das Gesetz zu verurteilen. Ein Bauminister, ja, das ist ein Bestandteil desjenigen Programms, welches ich ebenfalls seit fünfzehn Jahren vergeblich vertreten habe, namentlich in der Zeit vor 1866; es hing zusammen mit dieser Teilung des Handelsamts, und die Abtretung der Domänen und Forsten ist gerade so alt im Plane. Mein Verlangen war schon damals, ein Bauministerium für die sämtlichen Bauten und ein Gewerbeministerium für alle Gewerbe zu haben; ich erinnere mich des Arguments: das landwirtschaftliche Gewerbe ist auch ein Gewerbe, der

Handel ist auch ein Gewerbe, alles gehört unter den Begriff des Gewerbes und sollte ministeriell in einer Hand sein, damit es sich nicht gegenseitig bekämpft und nicht der Zufälligkeit anheimgegeben werde, ob ein Ressort gerade eine überlegene Persönlichkeit hat und dadurch begünstigt wird und das andre nicht; alle diese Gedanken des Vorredners teile ich im Prinzip und in den Bestrebungen; aber lassen Sie uns doch erst einen Schritt vorwärts machen, den wir übersehen können, und verlangen Sie nicht, daß solche Organisationen bei den Schwierigkeiten, die man überhaupt hat, irgend einen Schritt vorwärts zu thun, wie die Minerva aus dem Kopfe des Finanzministers springen soll, der noch nicht da ist. (Heiterkeit.)

Uns zuzumuten, daß wir zuvor eine Menge andrer Gravamina auch bessern und eine Menge andrer nützlicher Sachen auch einführen, damit sollten Sie uns nicht abschrecken von dem Wege, den wir heute einzuschlagen wünschen. Der Herr Abgeordnete Miquel fragte in Bezug auf das Reichseisenbahnprojekt — ich glaube, ich habe die Frage schon beantwortet — wie ich mich früher dazu gestellt habe. Wie die Königliche Regierung sich aber künftig dazu stellen wird, wird wesentlich davon abhängen, wie sich die Personalverhältnisse im Handelsministerium und im Finanzministerium gestalten, und wenn ich Kollegen gewinnen kann, die nicht gerade Kabinettsfragen daraus machen, sobald man ihnen solche Vorschläge macht, so werde ich suchen, der Sache näher zu treten und sie mit dem Reiche wenigstens zu einem geschäftlichen Abschluß zu bringen, der uns freie Hand auf preußischem Gebiete läßt. Dazu müßte ich aber doch erst wissen, wie die Personenfrage sich stellt. Alle diese

Sachen sind ja in viel höherem Maße Personenfragen als sachliche Fragen, man kann dergleichen nicht mathematisch wie in den exakten Wissenschaften behandeln, nicht wie bei chemischen Mischungen, wo man so und so viele Gewichtsteile zusammenwiegt, so gewissermaßen durch Gesetz ein Aggregat von ministeriellen Berechtigungen herstellen, das hilft alles nichts, wenn man nicht die Personen dazu hat. Wenn die eine fähig ist, die andre nicht, wenn die eine energisch ist und die andre das Gegenteil davon, so werden die Figuren, die man erhalten hat, so werden die Formeln, die man aufgestellt hat, verschoben. Also ich muß zuerst wissen, wer preußischer Finanzminister wird, und wie sich, je nachdem Sie diese Vorlage aufnehmen, die Frage des Handelsministeriums und des Eisenbahnministeriums gestaltet. Daß wir einen Finanzminister nicht sofort fertig auf Lager haben oder bekommen können (Heiterkeit), das liegt in der Natur der Sache. Ich habe mich von dem Kollegen, mit dem ich neun Jahre lang in guten und schlechten Zeiten, in Frieden und Unfrieden zusammen gearbeitet habe, nachdem wir ein gutes Stück gemeinsamer Arbeit hinter uns haben, schwer getrennt, und habe nicht sofort bei den ersten Zeichen des Unmuts die Hand dazu geboten, daß dieser Abschied beschleunigt würde, bis er mit einer Entschiedenheit, welche die Hoffnung auf Umkehr ausschloß, auf seiner Entlassung beharrte. So lange der Abschied nicht bewilligt war, war es nicht thunlich, Verhandlungen mit andern Personen anzuknüpfen. Diese Verhandlungen sind nicht so leicht. Es sind viele Leute geneigt, ein weniger verantwortliches, ein weniger Kampf versprechendes Ministerium zu übernehmen, wenn es vakant wird; aber zu einem Finanzminister angesichts

der finanziellen Reformen, die bevorstehen, angesichts der Stellung, welche die Mehrheit des Reichstages dazu genommen hat, dazu gehört ein Mann von einigem Mut, der sich dazu entschließt. Es erfordert Verhandlungen; man hat sich mit jedem einzelnen stundenlang auseinanderzusetzen, ob er mit diesen oder jenen Bedingungen einverstanden ist; und Verhandlungen müssen doch vorher stattfinden, aber nicht nachher. Außerdem steht die Ernennung des Finanzministers Sr. Majestät dem Könige zu. Ich muß also Sicherheit haben, daß, wenn Se. Majestät für ein so wichtiges und durch neue Attribute noch wichtiger zu machendes Ministerium einen Minister ernennt, derselbe politisch dem Monarchen genehm sei; denn im Konflikt mit dem Monarchen die Sache betreiben, ist für einen Minister nicht thunlich; nach dem Wortlaut unsrer preußischen Verfassung ist das eine undurchführbare Aufgabe. Ich bitte, sich darüber nicht zu täuschen, daß es nach unsrer Verfassung der König ist, dem das Recht zusteht, und der auch vollständig bereit und imstande ist, dieses Recht auszuüben.

Also, meine Herren, ich möchte Sie in erster Linie bitten, dem Wege, den der Herr Vorredner vorgeschlagen hat, nicht zu folgen, mich nicht auf den nächsten Herbst, sage Frühjahr 1879, also jetzt ungefähr übers Jahr, mit diesen Reformen zu vertrösten. Wir wissen alle nicht, wer von uns dann noch lebt: jetzt ist tempus utile, um zu handeln, benutzen Sie es! Die Frage, ob man einem neu eintretenden Finanzminister diese Bedingung stellen könne, daß er nur unter der Bedingung eintritt, wie ich allerdings wünsche, erschwert auch die Schwierigkeit, die ich vorher andeutete, einen Finanz-

minister zu gewinnen, vielleicht noch ganz erheblich, und bei mir ist es eine fünfzehnjährige Erfahrung, die mir empfohlen hat, den Moment zu benutzen, wo kein Finanzminister da ist (Heiterkeit), und wo man durch einen solchen nicht gehindert wird; ich möchte sagen, ich würde Sr. Majestät nicht eher eine Ernennungsordre für einen Finanzminister vorlegen, als bis diese Sache wenigstens mit dem neu zu Ernennenden, vielleicht auch bis diese Sache überhaupt geregelt ist. Denn ich bin in dieser Beziehung — in betreff des Schiebens auf die lange Bank und in betreff des Sagens: „nur jetzt nicht!“ — ein gebranntes Kind, und ich bin nicht mehr in der Gesundheit, um auf Dinge, die mir so am Herzen liegen, wie diese, lange warten zu können, wenn ich noch Hand an sie legen will.

Wenn die Herren nicht imstande sind, uns diese Einrichtung zu bewilligen, ja, so muß ich mir die Entschließung dann vorbehalten, ob ich zu einem Auskunftsmittel greife, das mich sicher und ohne Konflikt mit Ihnen zum Ziele führen würde, oder ob ich mich amtlich außer Verantwortung stellen will, oder ob Sie uns die Zeit bewilligen wollen, die ich glaubte, daß wir sie hätten, nämlich in dem Maße und mit der Gründlichkeit, die vielleicht auch den Abgeordneten Miquel befriedigt, die Gesetzesvorlage auszuarbeiten und sie Ihnen im Monat Mai an derselben Stelle wieder zu unterbreiten. (Lebhafte Bewegung.)

2. Die Kollegialität im Ministerium; die Dringlichkeit des Eisenbahnministeriums.

27. März 1878.

Die in der vorigen Nummer wiedergegebene Rede des Fürsten Bismarck wurde noch in derselben Sitzung Gegenstand heftiger Angriffe des Abg. Virchow. „Kann denn," äußerte er unter anderm, „die Solidarität eines Ministeriums daraus hervorgehen, daß man ins Parlament geht und sagt: Ich kann mit meinen Kollegen nicht fertig werden? Da mag man sich Personen suchen, welche man will, wenn sie nicht ganz unwürdige sind, wenn sie eine Ueberzeugung haben und politische Männer sind, dann müssen sie, sobald ihnen das Opfer ihrer Ueberzeugung zugemutet wird, zurücktreten. . . . Der Herr Ministerpräsident gilt ja als der eiserne Mann, der alles durchsetzen kann, und wenn er hier ins Parlament tritt, so stellt er sich so an, als wäre er der allerschwächste Mann, als wäre er ganz außer stande, auch den kleinsten seiner Kollegen zu dem zu bestimmen, was nach der Lage des Staats und der Politik notwendig ist. Aber es ist die reine Abwirtschaftung der Persönlichkeiten, eine nach der andern wird niedergeworfen und nachträglich mit Spott und Hohn überschüttet, die Zahl derjenigen, welche sich als mögliche Minister darbieten, wird immer kleiner, wir stehen vor einem vollständigen Bankerott der Persönlichkeiten im Deutschen Reich u. s. w. . . . Ich kann nicht glauben, daß das, was der Herr Ministerpräsident in Bezug auf das neue Eisenbahnministerium vorgeführt hat, wirklich so dringlich und erheblich ist; glaubt er, daß der neue Eisenbahnminister dahin wirken wird, daß die Lohe aus den Eschweger Wäldern billiger wird? Man gönne doch den Lederkonsumenten den billigen Import der ausländischen Lohe, und bezüglich der Differentialtarife auf österreiches Holz wird sich auch so eine Verständigung erreichen lassen."

Die Beratung des Gesetzentwurfs wurde in der 73. Sitzung am 27. März fortgesetzt. Dabei gab zunächst der Landwirtschaftsminister Dr. Friedenthal mit Bezug auf die in der vorigen Rede erwähnte Unterbrechung der Landtagssession und deren Wiederaufnahme die Erklärung ab: „Leider war es durch ein Versehen unterlassen worden, dem damals beurlaubten Herrn Ministerpräsi-

denten eine Mitteilung hiervon zu machen; ebenso war es bei einer späteren, gelegentlichen Besprechung durch die Schuld derjenigen Minister, welche die Gelegenheit nicht genügend wahrnahmen, übersehen worden, dem Herrn Ministerpräsidenten den Irrtum zu nehmen, in dem er sich bewegte, als ob beiderseits die Absicht vorliege, die Vertagung über die ganze Zeit des Reichstages auszudehnen." Der Abgeordnete Lasker war mit dieser Erklärung noch nicht zufriedengestellt, er meinte, es hätten offenbar innerhalb des Ministeriums Vorgänge stattgefunden, über welche das Abgeordnetenhaus noch nicht aufgeklärt sei. Der Ministerpräsident erwiderte:

Ich habe nicht geglaubt, daß ich mich meinem Herrn Nachbar, dem Abgeordneten Lasker gegenüber*), in Bezug auf meine bona fides zu verteidigen haben würde, mit der ich in der vorigen Sitzung versichert habe, daß ich bis zu einem gewissen Zeitpunkt überzeugt gewesen wäre, der Landtag würde nicht während der Sitzungen des Reichstages, sondern erst nach Ostern zusammenkommen. Der Herr Minister Friedenthal hat mir in dankenswerter Weise sein Zeugnis dafür ausgestellt, daß ich mich wirklich bona fide in dieser Ueberzeugung befunden habe und habe befinden können. Diese Ueberzeugung in mir hervorzurufen, dazu haben gerade die Reden des Herrn Abgeordneten Lasker im Anfang Februar beigetragen. Es ist eine Eigentümlichkeit vielleicht nur der Zeitungen, die ich halte, daß sie vorzugsweise die Reden meines Nachbars mit einer gewissen Ausführlichkeit geben, und dann die Wirkung, die sie haben, nicht immer aus den Auszügen ersichtlich ist, die für denjenigen, der nicht Zeit hat, die stenographischen Berichte zu lesen, allein maßgebend sind. Ich habe damals, als ich mich im Urlaub

*) Der verstorbene Abg. Lasker hatte im Abgeordnetenhause seinen Sitz unmittelbar neben der Ecke der Ministertafel, welche noch jetzt der Fürst Bismarck einzunehmen pflegt.

befand, die Reden des Herrn Abgeordneten gelesen und geglaubt, daß sie wie gewöhnlich maßgebend sein würden und er sich durch eine Majorität in seinen Ueberzeugungen gedeckt finden würde. Ich erinnere mich noch, daß mir namentlich die Ziffer auffiel, die er angab, die Vertagungskosten würden, wenn der Landtag inzwischen nicht geschlossen würde, sich auf eine halbe Million Mark belaufen, und daß ich mir damals ausrechnete, daß dies nach dem von mir angenommenen Betrag an Diäten ungefähr 84 Tage decken würde, und daß vom 6., 7. Februar an gerechnet, die 84 Tage etwa mit Ende April ablaufen würden. (Heiterkeit.)

Es war außerdem in den Reden des Herrn Abgeordneten zu drei Malen angeführt:

> Wenn wir unmittelbar nach Ostern eine Nachsession in Aussicht nehmen, so können wir in zweiter und dritter Lesung jetzt das Gesetz abschließen, und das Herrenhaus ist geschäftsordnungsmäßig in der Lage, während dieser drei Monate die Vorberatung dieses Gesetzes nach seiner Bequemlichkeit zu regeln. — Also kommen wir nach Ostern zusammen,

heißt es an einer andern Stelle:

> ohne daß der Reichstag zusammen ist. Bei einigem gutem Willen läßt sich die Sache arrangieren und besonders, wenn man die Gesetzgebung zu Hilfe nimmt, würden wir sehr leicht in der Lage sein, bei Fortsetzung der Session nach Ostern, welche höchstens vierzehn Tage dauern möchte, die Gesetze zu erledigen.

Es kommt an einer andern Stelle nochmals die Aeußerung:

> Wir würden unter Umständen unmittelbar nach Ostern fertig sein.

Nun, der Herr Abgeordnete sollte es mir am wenigsten vorwerfen, wenn ich mich daran gewöhnt habe, seinen Einfluß zu überschätzen (Heiterkeit), und nicht vorgesehen habe, daß er gerade in diesem Falle nicht durchschlagend gewesen ist.

Ich bin in der Ueberzeugung hierher gekommen, daß die Sitzungen des Reichstages durch die Landtagssitzungen nicht unterbrochen werden würden, sondern daß dieselbe Rücksicht, welche den Landtag veranlaßte, seine Sitzungen bei Anfang derer des Reichstages zu schließen auf die Gefahr hin, wesentliche Gesetze nicht zustande kommen zu lassen, ihn auch abhalten würde, während der Sitzungen des Reichstages die seinigen eintreten zu lassen. Wenn vielleicht nicht alle meine Kollegen derselben Meinung gewesen sind, so hat darüber ein Aussprechen zwischen uns und mir gegenüber nicht stattgefunden, und die Meinungsverschiedenheiten erklären sich sehr leicht dadurch, daß ich allein derjenige bin, der die Interessen des Reiches zu vertreten hat. Ich würde, wenn ich ausdrücklich gefragt worden wäre, als Reichskanzler nie dem Gedanken zugestimmt haben, daß gerade Preußen das Beispiel geben soll, Landtagssitzungen während der Reichstagssession abzuhalten. Ich bin, und ich weiß nicht, aus welchen Gründen, damals nicht gefragt worden. Die Frage, die ich im Staatsministerium gestellt habe, ist von dem Herrn Abgeordneten Lasker hervorgehoben worden, d. h. meine neuliche Aeußerung darüber, um nachzuweisen, daß doch irgend etwas Unklares, daß irgendwo der Wahrheit vielleicht zu nahe getreten sein müsse, — das muß ich nun auf das bestimmteste in Abrede stellen. Der Herr Abgeordnete sagte, es müsse also doch eine Verhandlung im Ministerium darüber stattgefunden haben. Es

ist das nicht der Fall. Es war bei Gelegenheit einer Verhandlung über die jetzigen Personalfragen im Ministerium, bei Gelegenheit einer Sitzung, die im Reichstagsgebäude stattfand, wo ich gewissermaßen in Parenthese, mitten zwischen anderen Erörterungen, diese Frage stellte, und wo es sehr leicht möglich ist, daß bei der Kürze und bei der abrupten Art, in der ich sie stellte, die anwesenden Herren Minister sie in der Weise mißverstanden haben, daß sie teils verneinend, teils schweigend darauf geanwortet haben. Es ist dies um so möglicher, als einer der Minister, die wahrscheinlich früher mit einzelnen Abgeordneten oder Mitgliedern des Herrenhauses, wie ich jetzt annehme, die Sache besprochen haben mögen, der Minister Camphausen, in jener Sitzung schon nicht mehr zugegen war. Solche Mißverständnisse kommen vor; ich glaube, Irrtümern sind wir alle unterworfen, und auch mein Herr Nachbar, so sehr ich die Luzidität seines Urteils anerkenne, wird mitunter in die Lage kommen, etwas nicht gewußt zu haben, was er vielleicht in seiner Stellung als Abgeordneter bei größerer Anstrengung und Forschertrieb hätte wissen können. Also ich möchte bitten, daß wir solche menschlichen Vorkommnisse gegenseitig mit etwas mehr Nachsicht behandeln, als es hier der Fall gewesen ist.

Ich will auf die Thatsachen nicht weiter zurückkommen, sondern nur versichern, daß ich bona fide geglaubt habe, es würde erst nach Ostern der Landtag wieder zusammenkommen, und daß ich, wenn ich es anders gewußt hätte — und namentlich darauf halte ich, das den übrigen Deutschen gegenüber zu konstatieren, — als Reichskanzler dieser Einrichtung widersprochen haben würde. Darum habe ich es nochmals zur Sprache gebracht.

Die Frage, warum wir uns überhaupt über diese Dinge nicht schlüssig gemacht haben, will ich nur mit wenigen Worten berühren. Einmal bin ich, der sie hauptsächlich betrieben hat, in einem Zustand von Krankheit hierher gekommen, der mir nur wenige Arbeitsstunden täglich und namentlich nur sehr wenig Verkehr mit meinen Kollegen gestattete. Es ist kein dankbares Gewerbe, sich bis zu diesem Grade mit seiner Person einzusetzen, man wird stets wie ein kerngesunder Mensch behandelt, von dem alles verlangt wird, was ein tüchtiger und gesunder Mensch bei Tag und Nacht hätte leisten können. Indessen auch, wenn ich arbeitsfähiger gewesen wäre, um den Ueberzeugungen Nachdruck zu verschaffen, die ich seit fünfzehn Jahren habe, und von denen ich mir vielleicht nach menschlicher Gewohnheit eingebildet hätte, daß sie von den meisten wohlgesinnten Leuten — ich sehe, das ist nicht der Fall — in demselben Maße geteilt würden, so daß sie gewissermaßen wie reife Früchte am Baume hingen, man brauche nur anzustoßen, so würden sie fallen . . . so habe ich mich darin geirrt; auf der Hand liegt, daß ich diese Vorlage erst im Staatsministerium zum Abschluß bringen und das Staatsministerium sie bei Ihnen einbringen konnte, nachdem im Reichstage das Gesetz über die Stellvertretung zu einem Abschluß*) gekommen war. Wenn dieses ganze Gesetz an dem etwaigen Zwiespalt zwischen Reichstag und Bundesrat gescheitert wäre, dann wäre eigentlich für eine Stellvertretung dieser Art kaum ein Anlaß gewesen, wir hätten uns dann behelfen müssen wie bisher, mit einer selbständigen Ver-

*) Das sogenannte Stellvertretungsgesetz war vom Reichstage am 9. März angenommen worden.

tretung des Kanzlers im Reich neben einer Vertretung des Ministerpräsidenten, ohne die Einrichtung, die wir heute bei Ihnen befürworten. Ganz leicht ist die geeignete Persönlichkeit für diese Stellung auch nicht auszumitteln. Dann, was den zweiten Fall mit der Uebertragung der Forsten und Domänen betrifft, so gestehe ich da ganz offen, daß ich bei der mir bekannten Abneigung meines Kollegen, des früheren Finanzministers, gegen diese Abtrennung, so lange er Minister war, und bei dem hohen Wert, den ich darauf legte, mit ihm zusammen zu arbeiten, den Versuch nicht erneuert habe, ihm gegenüber diese Sache einzubringen. Ich hätte ihn dadurch einfach veranlaßt, seine frühere Weigerung zu wiederholen, oder, wenn ich meinerseits darauf bestand, die Sache zu einer Krisis zwischen uns zu bringen, die ich nicht suchte, indem ich, wie ich neulich schon sagte, hohen Wert darauf legte, mit einem so erfahrenen Kollegen von dieser Bedeutung in seinem Fach weiter zu arbeiten, so lange uns sachliche Motive nicht trennten. Ich muß dabei einen Rückblick auf die Aeußerungen werfen, die der Abgeordnete Virchow in der vorigen Sitzung über unser kollegialisches Verhalten gethan hat, als wenn unter uns eine gewisse Unverträglichkeit und Feindseligkeit herrsche und als wenn ich namentlich dahin wirkte, einen meiner Kollegen nach dem andern abzuwirtschaften, und wenn das geschehen sei, ihnen dann noch mit einem gewissen Hohn nachzureden. Das ist durchaus nicht der Fall gewesen, es ist das eine vollständig unrichtige Auffassung und ich habe eben angeführt, welchen hohen Wert ich auf das Verbleiben des Ministers Camphausen gelegt habe, und wie ich namentlich meine Ueberzeugung, von der ich wußte, daß er sie

nicht teile, so lange habe zurücktreten lassen, bis der Moment gekommen war, wo ich seinen Widerspruch nicht mehr zu fürchten brauche.

Es hat mich angenehm berührt, daß der Herr Abgeordnete Virchow in der Strenge seines Urteils und in der Gegnerschaft seinerseits gegen die Minister sich sofort mildert, sobald sie nicht mehr Minister sind; ich knüpfe daran die Hoffnung, daß er auch mich einmal günstiger beurteilen wird, wenn ich nicht mehr Minister bin. (Heiterkeit.)

Seine Anhänglichkeit an das frühere Ministerium war mir neu, aber ich bin doch angenehm davon überrascht, wenn ich mich seiner Kämpfe mit dem Kollegen Eulenburg und Camphausen aus früheren Zeiten erinnere.

Warum der dritte Punkt, die Einsetzung des Eisenbahnministers, eilig schien, das habe ich neulich schon berührt, und werde mir erlauben, nachher darauf zurückzukommen. Ich will nur einige Punkte in der Rede des Herrn Abgeordneten Lasker beantworten, in der Reihe, wie er sie vorgebracht hat. Er sagte mir, ich hätte an einem Tage behauptet, nur der Finanzminister könne füglich der Vertreter des Reichskanzlers sein. Ich habe das mit Bestimmtheit wohl nicht behauptet; ich habe vielleicht gesagt, er sei in Preußen der natürlichste Vertreter des Reichskanzlers, und ich möchte ihn bitten, diese Wendung doch nicht aufrecht zu erhalten, daß ich den einen Tag gesagt hätte, nur der könne es, und an dem andern Tage, er könne es nicht, er sei der natürlichste Vertreter. Indes war ich der Meinung und bin es auch noch, nur war ich abgehalten, danach zu verfahren, wenn ich mir klar mache, wie groß der Umfang der Geschäfte an sich wird, wenn diejenige Einwirkung auf

die Reichsfinanzen, die wir in Aussicht genommen haben, wirklich eintreten soll, und wenn die Stellvertretung des Ministerpräsidenten durch die gleichzeitige Stellvertretung des Reichskanzlers in ihrem Arbeitsbedürfnis gesteigert wird. Ich möchte dabei ein für allemal die Bemerkung machen, es nützt ja in der Sache nichts, einem Minister Widersprüche in seinen Behauptungen nachzuweisen; das ändert in der Sache nichts. Der Minister ist wie ein andrer Mensch und kann vielleicht die größten Albernheiten reden, wenn er gerade nicht in der guten Stimmung ist, klar zu urteilen. Es ist mir erinnerlich, daß viele Reden stets damit anfingen: „Der Ministerpräsident hat gesagt“, und wenn der Ministerpräsident Unsinn gesagt hätte, so ändert das an der Sache absolut nichts, und wir geben der Sache eine persönliche Tournüre, verlieren unsre Zeit und gewinnen in der Sache doch nichts, wenn wir sagen, daß ein Minister etwas Unhaltbares gesagt hatte. Das entscheidet in der Sache nichts und beweist nur, daß wir alle in der Vertretung unsrer Aufgabe nicht unsre Zeit so geschickt verwerten, wie es wohl das Ideal sein könnte.

In Bezug auf die Eile, die wir in betreff auch der scheinbar gleichgültigen Uebertragung der Forsten auf das landwirtschaftliche Ministerium hier entwickeln, ist für mich besonders ein Gesichtspunkt maßgebend im Anschluß an das, was ich soeben sagte: dem Finanzminister mehr Zeit zu schaffen, als er bisher hat. Wenn er ein gewissenhafter Mann ist, so kann er sich in forst- und landwirtschaftliche Angelegenheiten gar nicht soweit einarbeiten, wie sein Gefühl der Verantwortlichkeit es verlangt, ohne dabei seine übrigen Geschäfte in den Hintergrund treten zu lassen, namentlich das Geschäft der

Gesetzgebung, und ich habe das Gefühl, daß die Aufgabe der finanziellen Gesetzgebung bei uns seit mindestens zwölf oder mehr Jahren durch diese Ueberbürdung der verschiedenen Finanzminister zurückgeblieben ist, ich habe das Gefühl, daß wir zurückgeblieben sind in der Finanz-, Zoll- und Steuergesetzgebung im Vergleich mit allen europäischen Staaten (sehr richtig!), und daß wir auf diesem Gebiet sehr viel nachzuholen haben, um uns wieder auf das Niveau der andern Kulturstaaten, England, Frankreich, Oesterreich zu erheben. Auch Rußland übertrifft uns in Bezug auf seine Steuergesetzgebung und Steuerveranlagung in mehr als einem Punkte, und es ist Zeit, daß dem abgeholfen wird, daß man einen Finanzminister hat, der weniger überbürdet ist und Zeit behält, sich den Aufgaben der Gesetzgebung zu widmen, und sich nicht wegen Ueberbürdung dabei beruhigt, daß bei uns alles so vortrefflich wäre, daß es einer Besserung nicht mehr bedürfe, eine Ueberzeugung, die sich in großen büreaukratischen Organisationen ja sehr leicht von Generation zu Generation fortpflanzt.

Der Herr Abgeordnete hat uns die Flüchtigkeit der Arbeit vorgeworfen, auch der Kalkulatur. Ja, meine Herren, Sie sollten daraus nur unsern Eifer erkennen, Sie nicht lange zu belästigen und Ihnen möglichst schnell, nachdem so viel Zeit vergangen war, dasjenige zu liefern, was wir überhaupt für notwendig hielten ... (Im Hause wird andauernd gehustet, der Redner macht eine längere Pause.) Ich bitte um Verzeihung, wenn ich pausiere; es ist mir sehr schwer, gegen die durch den Katarrh im Hause verursachte Störung hindurchzusprechen, weil ich selbst leidend bin. Wir haben vor der Wahl gestanden, als Ihre Sitzungen jetzt sich erneuerten, ob wir nun mit

dieser Vorlage bis zu dem Zeitpunkt, an dem ich geglaubt hatte, daß Sie wieder zusammentreten würden, also bis nach Ostern warten sollten, oder ob ich sogleich eine schleunige Vorlage einbringen sollte. Wenn ich das zweite gewählt habe, so ist das vielleicht geschäftlich unklug und ein Ausbruch der deutschen Gutmütigkeit, welche vierhundert vielbeschäftigte Herren nicht ohne Not mehr belästigen will, wenn ich wegen einer Sache, von der ich thörichterweise annahm, wir wären einig darüber, lieber wenige Tage vor Schluß noch meinte, daß ich sie noch auf meinen Kredit beim Reichstage nehmen könnte, als daß ich Sie damit belästigte, nach Ostern wieder zusammenzukommen. Ich bitte also um Verzeihung, wenn ich aus Gutmütigkeit unrichtig gehandelt habe — es soll nicht wieder vorkommen. (Heiterkeit.)

Es handelt sich hier bloß darum, die Dringlichkeit der Vorlage zu besprechen und zu behandeln, nicht ihren Inhalt. Wenn es sich bloß um ihren Inhalt handelte, so glaube ich, brauchten wir uns gar nicht anzustrengen, wir würden doch die Majorität haben, aber der Zweifel ist über die Dringlichkeit. Ich habe schon vorhin gesagt, warum mir eins und das andre dringlich schien, ich muß noch auf die Frage zurückkommen, warum die Schöpfung eines eignen Eisenbahnministeriums mir dringlich erschienen ist. Wir haben damit ja nicht eine plötzliche und ungeprüfte Aenderung aller darüber bestehenden Gesetze in Anspruch genommen, sondern das Bedürfnis war hauptsächlich ein anderes: eine sachkundige und direkt für die Eisenbahnen verantwortliche Leitung und Aufsicht des Eisenbahnbetriebes, namentlich innerhalb der königlichen Bahnen, zu schaffen. Die Gesetze können gerade so bestehen,

wie sie bestanden haben, und ist der Ausdruck „Handelsminister" maßgebend und entscheidend für die Auslegung des Gesetzes, so mag ja der bisherige Handelsminister, das bisherige Handelsministerium diese Funktionen fortsetzen. Es ist ja ohnehin bemerkt, daß es vielleicht nützlich wäre, die gesetzliche Attribution von dem eigentlichen Betriebe der Eisenbahnen zu trennen, das würde sich ja sehr leicht machen lassen; der Name ist also nicht störend. Für mich ist schleuniges Bedürfnis nur, den Betrieb auf den Staatsbahnen so schnell wie möglich zu reformieren, und ich bin zu der Ueberzeugung, daß diese Reform dringlich sei, namentlich in letzter Zeit durch die Beschwerden andrer amtlicher Verwaltungszweige veranlaßt worden. Es sind einmal die Beschwerden der kaiserlichen Post- und Telegraphenverwaltung, die darüber in einem dicken Heft mit vielen Nummern klagt, daß sie bei dem jetzigen preußischen Handelsministerium als Aufsichtsbehörde nicht die Berücksichtigung der Postinteressen finde, und dauernd nicht finde, daß sie die Entscheidung über ganz notwendige Dinge nicht erlangen könne. Es kommen da Klagen vor, daß beispielsweise die Züge, von denen der Postbetrieb abhängig ist, ohne vorgängige Benachrichtigung der Post plötzlich geändert werden, obschon die Gesetze bei uns bestimmen, daß die Züge unter Mitwirkung der Postverwaltung damals, als sie noch preußisch war, geregelt werden sollten. Seit die Post Reichsinstitut geworden ist, hat man sich der Rücksichtnahme auf dieses „auswärtige" Institut in manchen Fällen geglaubt entschlagen zu können. (Heiterkeit.) Der Postlauf ist dadurch, durch plötzliche Aenderung einzelner Züge auf den Staatsbahnen, wesentlich in Unordnung gekommen; man hat sich geweigert und weigert sich noch,

die Post auf Schnellzügen mitzunehmen und verweist sie auf die langsameren Züge. Bei Unglücksfällen bleibt der Postwagen liegen, und die Personen werden weiter gefahren, während sich jeder zur See erinnert, wie jeder Kapitän vor allen Dingen mit Lebensgefahr beflissen ist, zunächst die Post zu sichern, die er an Bord hat. Es haben lange Verhandlungen darüber stattgefunden, und ich hatte mit militärischer Reichshilfe drohen müssen, weil man gewaltsam die Postbeamten hat zwingen wollen, beim Rangieren des Zuges die ihrer Obhut anvertrauten Postwagen mit ihren Geldern und Briefschaften zu verlassen, auszusteigen, sich auf den Perron zu begeben, den von ihnen verantwortlich beaufsichtigten Wagen im Dunkel verschwinden zu lassen, und nachher wieder einzusteigen, — und zwar aus welchen Gründen? Die meisten Unglücksfälle passierten beim Rangieren, und die Haftpflicht der Eisenbahnen würde in höherem Maße belastet, wenn Postbeamte beim Rangieren zu Schaden kämen; deshalb sollten sie beim Rangieren aussteigen. (Heiterkeit.) — Man verweigert den Briefboten das Betreten des Bahnkörpers bei der Bestellung der Briefe an diejenigen Beamten, die nur durch Betreten des Bahnkörpers erreichbar sind, an diese armen Leute, die dicht an oder auf der Bahn wohnen. Infolgedessen müssen die Briefe, die an solche gerichtet sind, als unbestellbar zurückgewiesen werden, weil die Leute in der rundum von Eisenbahn umgebenen Mitte nicht zu erreichen sind. Man verweigert der Staatstelegraphenleitung den Eingang in diejenigen Postanstalten, mit denen sie vereinigt sind, wenn dieselben sich innerhalb der Bahnhöfe befinden. Das Eigentümlichste finde ich die Streitigkeiten und die Exklusivität, welche bei Neubauten auf den Eisenbahnen — nicht bloß Privatbahnen —

stattgefunden haben, daß, wenn die Post den Wunsch hat, zwei bis drei Zimmer für ihren Dienst in den Bahnhöfen eingebaut zu bekommen, in Gegenden wo das Bauterrain sehr wohlfeil war, es dieser rund durch alle Instanzen abgeschlagen und die Post genötigt ist, sich zur Unbequemlichkeit des Publikums jenseits der Straße ein selbständiges Haus zu bauen und die beiden fiskalischen Zweige nebeneinander, aber unabhängig voneinander den Betrieb besorgen. Der Mehrbau von zwei bis drei Zimmern würde vielleicht 1000—1500 Thaler kosten, der Bau eines neuen Posthauses kostet 7000—8000 Thaler, unter 6000 fast nie. Daß nun derselbe preußische Fiskus, der in beiden Fällen beteiligt ist, zu den Kosten der Reichspost von 8000 Thalern etwa 5000 beitragen muß, und daß er mit 1000 abgekommen wäre, wenn er in seinem Gebäude die Post zugelassen hätte, das haben die Ressorts keinen Grund unter sich abzuwägen, weil keins von ihnen für das politische Gemeinwesen, dem sie angehören, sich verantwortlich fühlt, sondern jeder nur für sein Ressort, und weil die meisten Ressorts bei uns in dem Maße getrennt sind, daß ihnen ein Vorteil für das eine, der mit größerem Schaden für das Kollegialressort verbunden ist, immer annehmbar erscheint und das andre Ressort immer als feindliches Ausland behandelt und geschädigt wird.

Es zeigt sich das in einem hohen Maße, wie ich neulich schon berührte, bei der Thätigkeit unsrer Staatsbahnen auf den Holztransport in diesem Augenblick, und ich erlaube mir bei dieser Gelegenheit, dem Herrn Abgeordneten Virchow auf seine neuliche Bemerkung ein Wort zu erwidern. Er sagte, daß wohlfeile Lohe an und für sich ein Glück sei. Nun, für einen Lohgerber gewiß! Ob aber für diejenigen, welche die acht Millionen Aus-

fall, die wir im vorigen Jahr in unsren Forsterträgen haben, durch Steuerzuschläge ersetzen wollen, das ist fraglich, ob sie an diesem Gerberglück sich erheblichen Anteil zuschreiben. (Heiterkeit.)

Im übrigen verlange ich gar nicht, daß die Lohe teurer wird, im Gegenteil, ich wünsche nicht, daß die ungarische Lohe ebenso teuer wie die deutsche transportiert wird, sondern die deutsche ebenso wohlfeil wie die fremde, dann wird der Gerber noch viel glücklicher. Das ist es aber eben, worüber ich mich beklage, daß es nicht geschieht, und wir zerstören außerdem durch dieses Verfahren bei uns den Aufschwung, den die Anpflanzung von Lohhecken in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren auf viele Beförderung von oben her allmählich genommen hat. Alle, die auf die Mahnung der Regierung 'reingefallen sind, alle die Oberförster, die nach den Weisungen der Regierung bei uns Eichenlohschläge angelegt haben, müssen sich sagen, daß sie ein ganz unproduktives Werk unternommen haben, während sie glaubten, der Forstkultur des Landes wesentliche Dienste zu leisten. Sie sehen die ungarischen Hölzer durch ihre Waldungen fahren. Sie sind genötigt, die Schälwälder wieder auszuroden und Nadelholz anzupflanzen, obschon auch das ziemlich unvorteilhaft ist. Der ganze Siegener Haubergsbau wird durch diese Vorkommnisse ganz wesentlich geschädigt. Wenn wir aber keine Eichenlohe im Lande mehr produzieren und die ungarischen Quellen hören auf, indem die Eisenbahnen zu vernünftigen Einrichtungen kommen, vergehen darüber auch mehrere Jahre, dann sieht sich bei uns der Gerber vergebens nach inländischer Lohe um.

Ich bin nur durch die Einwendung des Herrn

Abgeordneten von neulich genötigt, auf diese Details einzugehen. Damit Sie aber sehen, daß ich diese Details nicht aus der Luft greife, bitte ich um die Erlaubnis, Ihnen bruchstückweise eine Mitteilung unsrer obersten Forstbehörde zu verlesen, die ich gewissermaßen als Beschwerde über unsren Staatseisenbahnbetrieb erhalten habe und die eben ein Sporn für mich ist, in dieser Sache Eile zu haben. Der Eingang bewegt sich in Preisziffern; ich fange damit an:

> Die Einnahme von Holz ist im Jahre 1877 um ca. acht Millionen Mark geringer als im Jahre 1876. Gegenwärtig haben sich die Absatzverhältnisse in den Provinzen Schlesien, Sachsen, Hannover, Westfalen, Hessen-Nassau und Rheinland so ungünstig gestaltet, daß in vielen Oberförstereien wegen gänzlichen Mangels an Absatz der Holzschlag erheblich beschränkt, in einigen Revieren ganz hat eingestellt werden müssen. Diese für die vaterländische Forstwirtschaft so unerfreuliche Erscheinung findet ihre Ursache zum Teil in der Ungunst der allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse (Hört!), hauptsächlich aber ist sie eine Folge der übermäßig vermehrten Einfuhr von Holz aus außerdeutschen Ländern und des Zurückdrängens der deutschen Hölzer durch die Konkurrenz der schwedischen und österreichisch-ungarischen Hölzer. Am meisten fällt das österreich-ungarische Holz ins Gewicht. Die Einfuhr betrug im letzten Jahre 17 Millionen Centner von österreichischem Holze bei uns —

so viel ich obiter berechnet habe, ungefähr dasselbe Quantum, welches in allen preußischen Staatsforsten in einem Jahre eingeschlagen zu werden pflegt. —

Die Einfuhr ungarischer Lohe ist seit 1874 von

258 000 auf 1 124 000 Centner gestiegen. Die Möglichkeit einer so massenhaften Einfuhr gründet sich nur darauf, daß das aus Oesterreich-Ungarn kommende Holz vermöge der Differentialtarife auf den deutschen und namentlich den preußischen Staatsbahnen zu erheblich billigerem Satze transportiert wird, als das einheimische Holz, daß außerdem von manchen Bahnverwaltungen für größere Transporte noch sogenannte Refaktien bewilligt werden, —

das heißt ganz vom Belieben der Bahnverwaltung abhängige Pauschalsätze. —

In welchem Umfange ausländisches Holz durch billige Tarifsätze vor dem einheimischen bevorzugt wird, geht aus folgendem hervor: Nach Hannover kostet eine Waggonladung von 200 Centnern durchschnittlich pro Kilometer bei einem Transport von einer 1400 Kilometer entfernten Station in Ungarn 28 bis höchstens 33 Pfennige, im internen hannöverschen Verkehr kostet dasselbe Quantum für 1 Kilometer 43—50 Pfennige, also ein Aufschlag von 28 zu 50 Pfennigen, der fast 80—90 Prozent ausmacht. Wird der niedrigste Satz des internen Verkehrs von 43 Pfennigen, der aber selten vorkommt, auf den ungarischen Transport angewendet, so würde sich die Fracht von 466 Mark aus Ungarn ergeben; sie kostet aber infolge der Differentialtarife nur 349 Mark, das fremde Holz bezieht also eine Prämie gegen das einheimische Holz von 117 Mark auf dieses Quantum von 200 Centnern;

wem das Gewicht nicht geläufig ist, dem bemerke ich, daß 200 Centner ungefähr 25 Kubikmeter Holz betragen.

Pro Kubikmeter mußte also die Fracht von Neusohl nach Hannover nach den Berechnungen des in-

ternen Tarifs 23 Mark betragen; sie beträgt aber nach dem Differentialtarif nur 17 Mark, mithin zu Ungunsten des einheimischen Holzes 6 Mark weniger, oder mit andern Worten: das ungarische Holz erhält in Hannover eine Einfuhrprämie von 6 Mark pro Kubikmeter.

Sechs Mark pro Kubikmeter, das ist ungefähr auf das Klafter 19 Mark, während wir bei uns in Pommern das Klafter Holz überhaupt für 8 Mark gut und gern verkaufen. Das ist also auf dieses geringe Quantum eine ganz außerordentliche Differenz.

Hieraus erklärt sich, daß allein auf der Station Hannover im Jahre 15,600 Kubikmeter Nutzholz aus Ungarn eingehen, während es für die reichen Schätze unsres Holzes im Harz mehr oder weniger an Absatz fehlt. Nach Münden kosten 200 Centner Holz aus Ungarn durchschnittlich pro Kilometer 35 Pfennige, von Halle a. S. nach Münden aber 45 Pfennige. Die kurze Entfernung von Halle nach Münden ist bekannt. Das ungarische über Halle gehende Holz wird also im Durchschnitt pro Kilometer um 9,59 Pfennige billiger gefahren, als das einheimische aus der Umgegend von Halle kommende Holz, und jenes erhält in Münden eine Bevorzugung von 5 Mark pro Kilometer von der Eisenbahnverwaltung vergütet, indem die Transportkosten von Neusohl nach Münden bei 1030 Kilometer für 20 Kubikmeter nur 368 Mark betragen, während sie nach dem internen Tarif 467 Mark betragen müßten. Von Oderberg nach Hannover kosten 200 Centner Holz 268 Mark, also 30 Mark, von Dresden nach Hannover 43 Mark, also 50 Prozent mehr auf 386 Kilometer als auf die lange Entfernung

von 872 Kilometern. Das deutsche Holz wird also um 13,70 Pfennige pro Kilometer teurer gefahren als das österreichische. Das letztere erhält auf dieser Route eine Vorzugsprämie von 5,35 Mark für jeden Kubikmeter, also mehr als wir überhaupt für einen Kubikmeter in unsrer Provinz zahlen.

Wieweit das auf unsre Ernährungsverhältnisse zurückwirkt, das könnte ich Ihnen durch Briefe aus Oberschlesien beweisen, wo darüber geklagt wird, daß in den dortigen Wäldern alle kleinen Industrien, die auf den Schneidemühlen und Holzschneiden beruhen, augenblicklich auch die Holzhauer brotlos sind. Die Leute, die von den Fuhren zu den Schneidemühlen und von den Schneidemühlen ihren Broterwerb haben, sind brotlos und haben dabei die Annehmlichkeit, tagtäglich durch ihre Wälder die Bahnzüge aus Oesterreich vorbeifahren zu sehen, von denen jeder 30—40 Waggons galizischer und ungarischer Hölzer führt; während sie infolge der schlechten Ernte und Arbeitslosigkeit Hunger leiden müssen. Eichene Parketts gehen jetzt vorzugsweise nur noch aus Ungarn nach Paris, während die näher gelegenen Parkettfabriken in Sachsen, Westfalen und Rheinland aus Mangel an Absatz stillstehen und zwar lediglich durch die Differentialtarife, weil unsre Fabrikate die Frachten, die *sie* treffen, nicht tragen können. Das amtliche Schriftstück fährt weiter fort:

Diese durch die bestehende Eisenbahnpolitik dienstlich geschaffenen Mißverhältnisse üben eine so tiefgreifende Schädigung aus, nicht bloß auf den königlichen Forstbesitz und die daraus zu erzielenden Staatseinnahmen, sondern auch auf Handel, Industrie und Steuerkraft der deutschen Länder. Es ist deshalb

dringend geboten, eine schleunige Abhilfe herbeizuführen. Vor allem muß der Forderung Geltung verschafft werden, daß auf deutschen Eisenbahnen ausländische Produkte nicht billiger gefahren werden als deutsche, und daß die entferntere Station nicht wohlfeiler fährt als die nähere.

Den Zweifeln gegenüber, die neulich an meiner Deduktion ausgesprochen wurden, und die ja auch heute noch, wenn die eigentlichen Vertreter der Eisenbahnpolitik zum Worte gelassen werden, ausgesprochen werden, will ich nur hierauf Bezug nehmen, und ich werde dafür sorgen, daß diese Darlegung durch den Druck vervielfältigt und amtlich bekannt wird. Wenn der Abgeordnete meinte, was der Herr Minister Friedenthal schon erwähnte, daß vom Handelsministerium nicht genug Beschäftigung für einen Minister übrig bliebe, wenn die Eisenbahnen abgezogen würden, so würde ich daraus den Schluß ziehen, daß im heutigen Handelsministerium die Eisenbahnen die Hauptsache sind, und namentlich die Reformen darin die dringlichsten, die überhaupt auf dem Gebiete des Handels und Verkehrs angestrebt werden können; vorderhand glaube ich mehr noch ihre Schwerkraft in den finanziellen Reformen in Bezug auf Steuer- und Tarifwesen zu finden. Wenn aber im Handelsministerium das Eisenbahnwesen augenblicklich das schwerste Gewicht hat, und wenn wirklich ein Personenwechsel — was noch nicht feststeht — eintreten sollte, so würde dieser Umstand dafür sprechen, das Handelsministerium in die Hände eines besonders in Eisenbahnsachen kundigen Ministers zu legen (Hört!). Ja, rufen Sie hört! Dazu sagte ich es. Ich werde vielleicht im Lauf der Debatte noch Gelegenheit haben, das

Wort zu ergreifen. Ich bitte um Entschuldigung, wenn im Augenblick meine Erschöpfung mich abhält, zum Schluß zu gelangen.

Fürst Bismarck hat in dieser Sache und in der Session überhaupt nicht mehr das Wort genommen. Die Abzweigung der Forst- und Domänenverwaltung vom Finanzministerium, sowie die Errichtung eines besonderen Eisenbahnministeriums wurden abgelehnt, dagegen wurde die Ernennung eines Vizepräsidenten des Staasministeriums genehmigt. Ernannt wurde dazu der Graf Otto zu Stolberg-Wernigerode; der Handelsminister Dr. Achenbach nahm am 30. März seine Entlassung, an demselben Tage wurde die Session geschlossen.

II.

Die Reichstagssession von 1878.

---

1. Der ehrliche Makler.

19. Februar 1878.

Die zweite Session der dritten Legislaturperiode des deutschen Reichstages wurde auf kaiserlichen Befehl am 6. Februar 1878 durch den Staatsminister Camphausen eröffnet. In der Thronrede wurde hinsichtlich der auswärtigen Lage bemerkt, daß die deutsche Politik wesentlich dazu mitgewirkt habe, den Frieden zwischen den europäischen Mächten zu erhalten und die Beziehungen zu ihnen allen nicht nur friedlich, sondern auch freundschaftlich zu gestalten. Schon am 8. Februar brachte darauf der Abg. v. Bennigsen, unterstützt von den Abgg. Dr. Hänel, Dr. Löwe, Dr. Lucius und Uhden, also Mitgliedern der vereinigten liberalen und konservativen Parteien, nachstehende Interpellation ein:

> „Im Anschluß an die Thronrede erlauben wir uns an den Herrn Reichskanzler die Frage zu stellen: Wird der Herr Reichskanzler, und an welchem Tage dem Reichstag über die politische Lage im Orient und über die hierbei von der Regierung des Deutschen Reichs eingenommene und einzunehmende Haltung Mitteilung machen?"

Der Reichskanzler erschien erst am 19. Februar in der 6. Sitzung im Reichstage und erklärte sich nun bereit, die Interpellation zu beantworten. Aus der Begründung derselben durch den Abg. v. Bennigsen seien folgende Stellen hervorgehoben: „Den

Frieden aufrecht zu erhalten ist wesentlich durch das Dreikaiserbündnis und dessen Einfluß in Europa gelungen. Wir können gewiß im ganzen nur wünschen — ich glaube, daß dies die Auffassung der großen Mehrzahl der Vertreter des Reichstages ist —, daß im wesentlichen dieses Verhältnis nicht alteriert aus den orientalischen Wirren hervorgehe. Vor allen Dingen haben wir in Deutschland daran ein Interesse, daß nicht etwa die Lösung dieser Wirren die Interessen Oesterreichs wesentlich alteriere oder gar erheblich schädige. . . . Wir sehen zum Glück seit Jahren die Leitung unsrer auswärtigen Politik in einer Hand, der wir mit vollem Vertrauen folgen, auch da, wo es nicht möglich ist, uns in alle einzelnen Gänge der Politik einzuweihen. Hoffen wir, daß es auch jetzt der uneigennützigen deutschen Politik und ihrem Einflusse gelingen wird, bei den weiteren Verhandlungen über die Lösung der orientalischen Frage den Frieden aufrecht zu erhalten, ohne unsre Interessen zu gefährden." Fürst Bismarck hielt nun folgende Rede:

Ich bitte zuvörderst um die Nachsicht des Reichstages, wenn ich nicht imstande sein sollte, alles, was ich zu sagen habe, stehend zu sagen. Ich bin nicht so gesund, wie ich vielleicht aussehe.

Auf die Sache eingehend, kann ich nicht leugnen, daß ich beim ersten Anblick der Interpellation Zweifel gehabt habe, nicht ob ich sie überhaupt beantworten könnte — denn die Fragestellung läßt mir ja auch frei, sie mit Nein zu beantworten — aber ob ich nicht dieses Nein würde sagen müssen, nicht etwa, wie man gewöhnlich annimmt, weil ich besonders viel zu verschweigen hätte, durch dessen Offenbarung unsre Politik kompromittiert, in einer unerwünschten Weise gebunden werden könnte, sondern umgekehrt, weil ich, um freiwillig das Wort zu einer Eröffnung gegenüber der Vertretung des Reichs zu nehmen, eigentlich nicht genug zu sagen habe, was nicht schon öffentlich bekannt wäre.

Die Verhandlungen des englischen Parlaments haben

ja die Beantwortung des einen Teils der Frage, nämlich, „welches die politische Lage im Orient augenblicklich sei“, fast schon erschöpft. Wenn ich trotz der Armut, mit der ich vor Sie trete, doch nicht Nein gesagt habe, so ist es wegen der Befürchtung, daß man daraus schließen könnte, ich hätte vieles zu verschweigen, und ein solcher Eindruck hat immer etwas Beunruhigendes, namentlich, wenn sich Berechnungen daran knüpfen, dieses Schweigen auszubeuten. Und deshalb spreche ich um so lieber ganz offen, als ich nach der Art, wie die Interpellation eingeleitet worden ist, den Eindruck bekomme, daß die deutsche Politik im ganzen nichts weiter zu thun haben wird, als ihren bisherigen Gang unentwegt und unbeirrt fortzusetzen, um der Meinung der Majorität des Reichstages, insofern ich die soeben gehörten Aeußerungen als einen Ausdruck derselben betrachten darf, zu entsprechen. (Bravo!)

Was die jetzige Lage betrifft, so vermute ich allerdings, daß dasjenige, was ich darüber sagen kann, Ihnen schon bekannt ist. Sie wissen aus den öffentlichen Blättern und aus den englischen Parlamentsverhandlungen, daß man im Orient augenblicklich sagen kann: „Die Waffen ruh'n, des Krieges Stürme schweigen,“ — gebe Gott, auf lange!*) Der Waffenstillstand, der abgeschlossen worden ist, gibt der russischen Armee eine zusammenhängende Stellung von der Donau bis zum Marmarameer, mit der Basis, die ihr früher fehlte, nämlich den Donaufestungen, — ein Moment, welches mir mit das wichtigste in dem ganzen Waffenstillstand erscheint, welches aber von keiner Seite eine Anfechtung erfahren hat. Sie

*) Zwischen Rußland und der Türkei war am 31. Januar der Waffenstillstand zu Adrianopel abgeschlossen worden.

schließt von der russischen Besetzung aus, wenn ich vom Norden anfangen soll, einen viereckigen Ausschnitt, der Varna und Schumla umfaßt, an der Küste des Schwarzen Meeres nördlich bei Baltschick, südlich etwas vor der Bai von Burgas endet und sich in das Land hinein erstreckt bis etwa nach Rasgrad — eine ziemlich viereckige Strecke. Sie schließt Konstantinopel und die Halbinsel Gallipoli aus, also diejenigen beiden Punkte, auf deren Freibleiben von der russischen Besetzung ein wesentlicher Wert von andern beteiligten Mächten gelegt wird.

Diesem Waffenstillstand vorangegangen sind gewisse Friedenspräliminarien, die ich, auf die Gefahr hin, Ihnen Bekanntes zu sagen, obiter rekapituliere, um daran die Frage zu knüpfen, ob in einer derselben ein deutsches Interesse engagiert ist. Es handelt sich zunächst um die Konstituierung Bulgariens „dans les limites déterminées par la majorité de la population bulgare, et qui ne sauraient être moindres que celles indiquées dans la conférence de Constantinople“.

Der Unterschied zwischen diesen beiden Begrenzungen ist meines Erachtens nicht von der Erheblichkeit, daß darum der Friede Europas verständigerweise gestört werden könnte. Die ethnographischen Nachrichten, die wir darüber haben, sind ja nicht authentisch, sind lückenhaft; das Beste, das wir wenigstens kennen, ist von deutschen Händen in den Kiepertschen Karten geliefert. Danach geht die nationale Grenze, die Grenze der bulgarischen Nationalität, ziemlich unvermischt im Westen bis dicht über Salonichi hinunter und im Osten mit zunehmender Mischung mit türkischen Elementen bis gegen das Schwarze Meer hin, während die Konferenzgrenze, soweit sie sich genau aus den Verhandlungen nachspüren läßt, nament-

lich in der östlichen Begrenzung vom Meere aus etwas nördlich von der Grenze der Nationalität bleibt, während sie zwei verschiedene bulgarische Provinzen in Aussicht genommen hat, uud im Westen vielleicht etwas weiter als die bulgarische Nationalität in die mit albanischen Volksstämmen gemischten Bezirke hineingreift. Die Verfassung von Bulgarien würde nach den Präliminarien etwa eine ähnliche sein, wie die von Serbien vor der Räumung von Belgrad und andern festen Punkten; denn dieser erste Absatz der Präliminarien schließt mit den Worten: „L'armée ottomane n'y séjournerait plus", und in Parenthese: „sauf quelques points à déterminer d'un commun accord".

Es wird also eine Sache der Unterhandlung unter den Mächten sein, welche den Pariser Vertrag von 1856 abgeschlossen haben, diese hier offen oder unbestimmt gelassenen Sätze näher zu bestimmen, sich darüber mit Rußland zu vereinigen, wenn es, wie ich hoffe, sein kann.

Dann folgt: „L'indépendance du Montenégro ct.", ebenso von Rumänien und Serbien, ferner Bestimmungen über Bosnien und die Herzegowina, deren Reform „serait analogue".

Alle diese Sachen berühren meiner Ueberzeugung nach das deutsche Interesse nicht in dem Maße, daß wir darüber die Beziehungen zu unsern Grenznachbarn, zu unsern Freunden aufs Spiel setzen könnten. Wir vermögen uns darüber die eine oder die andre Bestimmung gefallen zu lassen, ohne an unsren Interessen Schaden zu leiden.

Es folgt dann unter 5 eine Bestimmung über die Kriegskosten, die offen läßt, ob „le mode de cette indemnité soit pécuniaire, soit territorial!" Das ist eine

Sache, die im wesentlichen, soweit es pekuniär sein würde, die Kriegführenden betrifft, soweit es territorial sein würde, die Kontrahenten des Pariser Friedens betrifft und mit deren Sanktion zu regeln sein würde.

Dann folgt der Punkt der Dardanellen, über den meines Erachtens sehr viel mehr Sorge in der Welt verbreitet ist, als durch die thatsächliche Möglichkeit seiner Entwickelung und Wahrscheinlichkeit gerechtfertigt ist. Es heißt darin ganz allgemein: „Sa Majesté le Sultan conviendrait de s'entendre avec Sa Majesté l'Empereur de Russie pour sauvegarder les droits et les intérêts de la Russie dans les détroits du Bosphore et des Dardanelles."

Die Frage der Dardanellen hat eine gewaltige Wichtigkeit, wenn es sich darum handelt, die dortige Durchfahrt, den Schlüssel des Bosporus und zur Dardanellenstraße, in andre Hände zu legen als bisher, wenn es sich darum handelt, zu entscheiden, ob Rußland die Dardanellen nach Belieben soll schließen oder öffnen können. (Sehr gut!) Alle andern Stipulationen werden sich immer nur auf die Zeit des Friedens beziehen können, und für den Fall des Krieges, also den wichtigeren, wird es immer darauf ankommen, ob der Inhaber des Schlüssels der Dardanellen im Bunde oder in der Abhängigkeit mit den drin oder draußen Wohnenden, von Rußland oder von Rußlands Gegnern ist. Im Falle des Krieges würde diese Vertragsbestimmung, die man treffen könnte, so lange die Dardanellen eben in Händen sind, die im Frieden gewiß von Rußland unabhängig sind, meines Erachtens nicht die Bedeutung haben, die man ihr beilegt. Es kann für die Anwohner des Mittelländischen Meeres von Interesse sein, ob die russische Flotte im

Schwarzen Meere berechtigt ist, in Friedenszeiten durch die Dardanellen zu fahren und sich dort zu zeigen; wenn sie sich dort zeigt, würde ich aber immer, wie beim Barometer auf gut Wetter, hier auf Frieden schließen; wenn sie sich aber zurückzieht und vorsorglich dort einschließt, dann würde man vermuten können, daß vielleicht Wolken aufsteigen. Aber die Frage, ob im Frieden durch die Dardanellen Kriegsschiffe fahren können, halte ich zwar nicht für unwichtig, aber doch nicht für so wichtig, daß man deshalb Europa sollte in Brand stecken können.

Die Frage, ob der Besitz der Dardanellen in eine andre Hand übergeht, das ist ein ganz andres Ding, aber eine Eventualität und Konjunktur, die meines Erachtens in der gegenwärtigen Situation nicht vorliegt, und über die ich mich deshalb nicht aussprechen will. Mir kommt es im Augenblick nur darauf an, ungefähr, soweit ich es kann, das Gewicht der Interessen zu bezeichnen, über welche ein weiterer Krieg, nachdem der russisch-türkische thatsächlich sein Ende erreicht hat, entstehen könnte, und deshalb kommt es mir darauf an, zu präzisiren, daß die Friedensbestimmungen über die Frage der Dardanellen in Bezug auf Kriegsschiffe kaum so wichtig sind wie in Bezug auf den Handel; darin liegt zunächst das hervorragendste deutsche Interesse im Orient, daß uns die Wasserstraßen, sowohl die der Meerengen, wie die der Donau vom Schwarzen Meere aufwärts, in derselben Weise frei bleiben. (Sehr gut!) Das ist auch wohl sicher, daß wir das erreichen, ja, es ist gar nicht in Frage gestellt; in einer amtlichen Mitteilung, die mir von Petersburg darüber vorliegt, wird über diesen Punkt einfach auf die bestehenden Stipulationen des Pariser Friedens Bezug genommen; es kommt hier

nichts in Frage, wir können nicht besser, nicht schlechter gestellt werden, als wir bisher gestanden haben.

Das Interesse, welches wir an einer besseren Regierung der christlichen Nation, an einem Schutz gegen Gewaltthaten, wie sie leider unter türkischer Herrschaft mitunter vorgekommen sind, haben, wird durch die zuerst genannten Punkte gewahrt werden, und das ist das zweite, minder direkte, aber doch menschlich indizierte Interesse, welches Deutschland an der Sache hat.

Der Rest der Präliminarienstipulationen besteht in — ich will nicht sagen Redensarten, es ist ein amtliches Aktenstück — aber es hat keine Wichtigkeit für unsre heutige Verhandlung.

Mit dieser Darlegung habe ich, soweit ich kann, den ersten Teil der Interpellation über die Lage der Dinge im Orient beantwortet und fürchte, daß ich niemanden in dieser Sache etwas Neues gesagt habe.

Der fernere Theil der Frage betrifft die Stellung, die Deutschland zu diesen Verhältnissen, zu diesen Neuerungen genommen hat, respektive nehmen wird, die genommene und die zu nehmende Stellung.

In Bezug auf die genommene Stellung kann ich Ihnen für den Augenblick keine Mitteilung machen; denn wir sind amtlich seit sehr kurzer Zeit, ich kann wohl sagen, buchstäblich erst seit diesem Morgen im Besitz der Aktenstücke, auf die ich vorhin Bezug nahm. (Hört! hört!) Was wir früher davon wußten, stimmte ungefähr damit überein, war aber nicht von der Natur, daß wir amtliche Schritte daran knüpfen konnten, es waren dies Privatmitteilungen, die wir der Gefälligkeit andrer Regierungen verdankten. (Hört! hört!)

Also amtliche Schritte sind von uns hierüber noch

nicht gethan, und angesichts der, wie ich hoffe, bevorstehenden Konferenzen wäre es voreilig, solche zu thun, bevor man nicht auf den Konferenzen diese Mitteilungen als Material vorliegen hat und in der Lage ist, die Meinungen darüber gegenseitig auszutauschen. Was eine Aenderung gegen die Stipulationen von 1856 sein wird, das wird also der Sanktion bedürfen; wenn es sie nicht erhielte, folgt daraus immer noch nicht notwendig ein neuer Krieg, aber es folgt ein Zustand daraus, den, glaube ich, alle Mächte Europas Grund haben, zu vermeiden — ich möchte ihn fast eine Versumpfung der Frage nennen. Nehmen Sie an, daß in der Konferenz eine Einigung über das, was zu geschehen hat, nicht zustande käme, daß die beteiligten Mächte, welche solches vorzugsweises Interesse haben, den russischen Stipulationen zu widersprechen, sagen: es konvenirt uns in diesem Augenblick nicht, darüber Krieg zu führen, aber einverstanden sind wir mit dem, was ihr abgemacht habt, auch nicht, wir behalten uns unsre Entschließung vor — das ist doch ein Zustand der Dinge, der auch der russischen Politik nicht erwünscht sein kann. Die russische Politik sagt mit Recht: wir haben keine Neigung, uns alle zehn oder zwanzig Jahre der Notwendigkeit einer türkischen Kampagne auszusetzen, die sehr aufreibend, anstrengend und kostspielig ist; aber sie kann auch nicht wünschen, dieser Gefahr, die einer sich vielleicht in zehn oder zwanzig Jahren wiederholenden österreichisch-englischen Verwicklung zu substituiren. Ich glaube also, es liegt auch im Interesse Rußlands, wie es in dem aller übrigen liegt, zu einer Abmachung zu kommen und die Sache nicht unabgemacht auf spätere vielleicht unbequemere Zeiten zu verschieben.

Daß Rußland geneigt sein könnte, die Anerkennung der Aenderungen, die es für notwendig hält, von den übrigen europäischen Mächten durch Krieg zu erzwingen, halte ich für eine Erwägung, die von aller Wahrscheinlichkeit ausgeschlossen ist. Rußland würde sich mutmaßlich, wenn es die Zustimmung der übrigen Unterzeichner der Traktate nicht jetzt erreichen könnte, mit dem Gedanken „beati possidentes“ begnügen. Es tritt dann die andre Frage ein, ob diejenigen, die mit den russischen Abmachungen unzufrieden und in erster Linie dabei interessiert sind, wirkliche, eigne Interessen dabei haben, bereit sind, Krieg zu führen, um Rußland zu nötigen, seine Bedingungen abzuschwächen, einen Teil davon aufzugeben, auf die Gefahr hin, in Rußland bei der Heimkehr der Truppen vielleicht das Gefühl zu hinterlassen, das etwa Preußen nach den Friedensschlüssen von 1815 gehabt hat, also eine zurückgetretene Empfindung, daß die Sache eigentlich nicht zu Ende wäre und noch einmal versucht werden müßte, wenn es gelänge, Rußland zu zwingen, davon mehr aufzugeben als erträglich.

Wenn dies durch Krieg gelänge, würde man also als Zweck dieses Krieges ansehen müssen: Rußland aus den bulgarischen Stellungen, die es augenblicklich inne hat, aus der Konstantinopel ohne Zweifel bedrohenden Stellung — indessen es hat noch keine Miene gemacht, Konstantinopel zu besetzen — zu vertreiben. Dann aber fällt auch denen, die dieses Ziel durch siegreichen Krieg erreicht haben würden, die Aufgabe und die Verantwortung zu, darüber zu bestimmen, was aus diesen Ländern der europäischen Türkei nunmehr werden soll. Ob sie bereit sind, ganz einfach die türkische Herrschaft wieder einzusetzen bis an ihre vollen Grenzen nach dem,

was auf der Konferenz gesagt und beschlossen ist, halte ich nicht für wahrscheinlich, sie würden also irgend eine Bestimmung darüber treffen müssen; sehr verschieden von dem, was jetzt vorgeschlagen wird, kann es im Prinzip kaum sein, es kann in der räumlichen Ausdehnung, in dem Maße von Abhängigkeit wohl abweichen, aber ich glaube z. B. nicht, daß die nächst benachbarte Macht, Oesterreich-Ungarn, bereit wäre, die ganze Erbschaft der heutigen russischen Eroberungen zu übernehmen und für die Zukunft dieser slavischen Länder die Verantwortung zu übernehmen, sagen wir durch Einverleibung in den ungarischen Staat oder durch Vasalleneinrichtung; ich glaube nicht, daß das ein Ziel ist, welches die österreichische Politik ihren eignen slavischen Unterthanen gegenüber sehr lebhaft wünschen kann, nun der verantwortliche Herausgeber der künftigen Zustände auf der Balkanhalbinsel sein zu müssen, und das wäre im Fall des Sieges die Situation.

Ich stelle alle diese Eventualitäten, an die ich nicht glaube, nur hin, um zu beweisen, wie gering in meinen Augen die berechtigte Wahrscheinlichkeit eines europäischen Krieges ist, daß über eine etwas größere oder geringere Ausdehnung, wenn es nicht eben ganz grobe Verhältnisse wären, eines tributären Landes ein verheerender europäischer Krieg zwischen zwei großen benachbarten und befreundeten Mächten beschlossen werden sollte. (Bravo!) Das Blut wird ja kälter sein, wenn wir erst in der Konferenz vereinigt sind.

Um diesen Eventualitäten zu begegnen, ist also der Gedanke der Konferenz zuerst von der österreichisch-ungarischen Regierung vorgeschlagen, wir sind von Hause aus, ich glaube, beinahe die ersten gewesen, die bereit-

willig darauf eingegangen sind. Es haben sich Schwierigkeiten über die Wahl des Ortes der Konferenz erhoben, die meines Erachtens zu der Bedeutung der Sache nicht im Verhältnis stehen. Indes auch in dieser Beziehung haben wir keine Schwierigkeiten gemacht, wir haben uns mit den Lokalen, die überhaupt in Frage gekommen sind, einverstanden erklärt, es sind das Wien, Brüssel, Baden-Baden, Wiesbaden, Wildbad (Heiterkeit), ein Ort in der Schweiz — ich muß indes sagen, Wildbad nur durch sich selbst angemeldet (Heiterkeit) — aber es ist auch Stuttgart genannt; alle diese Orte wären uns genehm gewesen. Es scheint — wenn ich richtig unterrichtet bin, und es muß sich in wenigen Tagen entscheiden — daß die Wahl sich schließlich auf Baden-Baden fixieren wird. Unser Interesse, das von denjenigen Mächten, mit denen wir darüber korrespondirt haben, geteilt wird, ist die Beschleunigung der Konferenz ganz unabhängig von der Wahl des Ortes, es ist für uns ziemlich gleichgültig, wo die Konferenz stattfindet. Ich habe in Bezug auf deutsche Orte weiter keine Meinung geäußert, als die, daß auf deutschem Boden auch deutsches Präsidium stattzufinden haben werde (Bravo!), eine Auffassung, der von keiner Seite widersprochen ist. Ob nach der Anerkennung des Prinzips aus Gründen der Zweckmäßigkeit absolut daran festzuhalten sein wird, wird sich finden je nach dem Personalbestande, der sich auf der Konferenz herausstellt, deren Abhaltung überhaupt ich meiner persönlichen Ueberzeugung nach als gesichert ansehe, und die, wie ich vermute, in der ersten Hälfte des März wird beginnen können. (Hört! hört!) Es wäre wünschenswert, daß es früher sein könnte, um der

Ungewißheit, die sich daran knüpft, ein Ende zu machen, aber die Mächte werden doch, bevor sie zusammentreten, einen Austausch der Meinungen unter sich wünschen, und die Verbindungen mit dem Kriegsschauplatz sind in der That sehr langsam, die Verspätungen der Mitteilungen, die an uns gelangt sind, waren und wurden durch Verspätung der Eingänge eben vom Kriegsschauplatz motiviert. Es fällt ja die Vermutung, die sich eine Zeitlang in öffentlichen Blättern hat sehen lassen, als ob diese Verspätung eine absichtliche wäre, vollständig in sich zusammen, sobald man sich klar macht, daß das Vorrücken der russischen Armee in der Zeit nach dem 30. Januar ein Ergebnis der Waffenstillstandsbedingungen war und nicht etwa die Benutzung irgend eines künstlich gewonnenen tempus utile. Die Grenze, innerhalb welcher sich die russische Truppenaufstellung heute befindet, ist die im Waffenstillstand vorbehaltene Demarkationslinie; ich glaube an eine absichtliche Verzögerung von keiner Seite, sondern glaube von allen Seiten an den ehrlichen Willen, die Konferenz zu beschicken. Wir werden jedenfalls dazu thun, was wir können.

Ich komme zu dem schwierigsten Teil — ich bitte um Verzeihung, wenn ich einen Augenblick sitzend fortfahre — ich komme zu dem schwierigsten Teil der mir gestellten Aufgabe, zu der Darlegung, soweit es möglich ist, der von Deutschland auf der Konferenz einzunehmenden Stellung. Sie werden da von mir nichts andres erwarten als allgemeine Gesichtspunkte unsrer Politik, deren Programm Herr v. Bennigsen klar und ausführlich, fast ausführlicher, als es mir in diesem Moment meine Kräfte noch erlauben würden, wiedergegeben hat.

Wenn von vielen Seiten an uns die Zumutung

gekommen ist — aber von keiner Regierung, sondern nur durch Stimmen in der Presse und sonstige wohlgemeinte Ratschläge — wir sollen von Hause aus unsre Politik festlegen und sie andren in irgend einer Form aufdrängen, so muß ich sagen, daß ich das doch mehr für Preßpolitik als Staatenpolitik halte. (Heiterkeit.)

Ich will hier gleich die Schwierigkeit und Unmöglichkeit davon motivieren. Nehmen Sie an, daß wir jetzt auch nur ein festes Programm aussprechen, an das uns zu halten wir, wenn wir es hier von amtlicher Stelle öffentlich, nicht nur vor Ihnen, sondern vor Europa verkündigen, gebunden sein würden, so würden wir dadurch bei allen denen, die es nicht für sich günstig finden, eine gewisse Prämie auf ihre Unverträglichkeit setzen (Sehr wahr! Heiterkeit).

Wir würden ferner uns die Rolle der Vermittelung in der Konferenz, auf die ich den allerhöchsten Wert lege, fast unmöglich machen, weil jeder mit dem Menu der deutschen Politik in der Hand uns sagen könnte: soweit kann die deutsche Vermittelung gehen, das kann sie thun, das kann sie nicht thun. Die freie Hand, welche Deutschland sich erhalten hat, die Ungewißheit über Deutschlands Entschließungen mögen nicht ganz ohne Mitwirkung in der bisherigen Erhaltung des Friedens sein. Spielen Sie die deutsche Karte aus, werfen Sie sie auf den Tisch — und jeder weiß, wie er sich danach einzurichten oder sie zu umgehen hat. Es ist das nicht praktisch, wenn man den Frieden vermitteln will. Die Vermittelung des Friedens denke ich mir nicht so, daß wir nun bei divergierenden Ansichten den Schiedsrichter spielen und sagen: so soll es sein, und dahinter steht die

Macht des Deutschen Reiches (sehr gut!), sondern ich denke sie mir bescheidener, ja — ohne Vergleich im übrigen stehe ich nicht an, Ihnen etwas aus dem gemeinen Leben zu citieren — mehr die eines **ehrlichen Maklers, der das Geschäft wirklich zustande bringen will.** (Heiterkeit.)

Wir sind also in der Lage, einer Macht, die geheime Wünsche hat, die Verlegenheit zu ersparen, bei ihrem, ich will einmal Kongreßgegner sagen, sich entweder einen Korb oder eine unangenehme Antwort zu holen. Wenn wir mit beiden gleich befreundet sind, können wir zuvor sondieren und dem andern sagen: thue das nicht, versuche es so und so anzugreifen. Das sind geschäftliche Hilfsmittel, die sehr zu schätzen sind. Ich habe eine langjährige Erfahrung in diesen Dingen und habe mich oft überzeugt: wenn man zu zweien ist, fällt der Faden öfter, und aus falscher Scham nimmt man ihn nicht wieder auf. Der Moment, wo man ihn wieder aufnehmen könnte, vergeht, und man trennt sich in Schweigen und ist verstimmt. Ist aber ein Dritter da, so kann dieser ohne weiteres den Faden wieder aufnehmen, ja, wenn getrennt, bringt er sie wieder zusammen. Das ist die Rolle, die ich mir denke und die den freundschaftlichen Verhältnissen entspricht, in denen wir in erster Linie mit unsren befreundeten Grenznachbarn, Grenznachbarn auf langgedehnten Grenzstrecken, überhaupt leben, und dann vermöge der seit einem Lustrum bestehenden Einigkeit der drei Kaiserhöfe, die aber auch dem vertrauten Verhältnis entspricht, in dem wir mit einem andern Hauptinteressenten, mit England, uns befinden. Wir sind mit England in der glücklichen Lage, keinen Streit der Interessen zwischen uns zu haben,

es seien denn Handelsrivalitäten und vorübergehende Verstimmungen, die ja vorkommen, aber doch nichts, was ernst zwei arbeitsame, friedliebende Nationen in Krieg bringen könnte, und ich schmeichle mir deshalb, daß wir auch zwischen England und Rußland unter Umständen ebensogut Vertrauensperson sein können, wie ich sicher bin, daß wir es zwischen Oesterreich und Rußland sind, wenn sie sich nicht von selbst einigen können. (Bravo!)

Das Dreikaiserverhältnis, wenn man es so nennen will, während man es gewöhnlich Bündnis nennt, beruht überhaupt nicht auf geschriebenen Verpflichtungen, und keiner der drei Kaiser ist verpflichtet, sich von den andern zwei Kaisern überstimmen zu lassen. Es beruht auf der persönlichen Sympathie zwischen den drei Monarchen, auf dem persönlichen Vertrauen, welches diese hohen Herren zu einander haben, und auf dem auf langjährige persönliche Beziehungen basierten Verhältnis der leitenden Minister in allen drei Reichen. (Bravo!)

Wir haben stets vermieden, wenn Meinungsverschiedenheiten zwischen Oesterreich und Rußland waren, eine Majorität von zweien gegen eins zu bilden, so daß wir bestimmt für einen Partei nähmen, auch wenn unsre Wünsche etwa in der Beziehung nach der einen Seite mehr als nach der andern uns hingezogen hätten. Wir haben uns dessen enthalten, weil wir besorgten, daß das Band doch nicht stark genug sein möchte, und gewiß kann es nicht so stark sein, daß es eine dieser Großmächte veranlassen könnte, aus Gefälligkeit für eine andre die eignen unbestreitbaren staatlichen und nationalen

Interessen darüber hintanzustellen. Das ist ein Opfer, das keine Großmacht pour les beaux yeux der andern bringt. Sie bringt es, wenn statt der Argumente die Hindeutung auf die Machtverhältnisse eintritt. Da kann sie unter Umständen sagen: diese Konzession zu machen ist mir sehr unangenehm, aber es ist mir noch unangenehmer, mit einer so großen Macht wie Deutschland etwa darüber in Zwist zu geraten; indessen werde ich mir das merken und in Rechnung stellen, das ist etwa die Art, wie dergleichen aufgefaßt wird, und ich komme nun auf die Notwendigkeit, den übertriebenen Ansprüchen, die man an Deutschlands Vermittelung stellt, hier ganz entgegenzutreten und zu erklären, daß, so lange ich die Ehre habe, Ratgeber Sr. Majestät zu sein, davon nicht die Rede ist.

Ich weiß, daß ich in dieser Beziehung sehr viele Erwartungen täusche, die sich an die heutigen Eröffnungen knüpfen, aber ich bin nicht der Meinung, daß wir den napoleonischen Weg zu gehen hätten, (sehr gut!) um, wenn nicht der Schiedsrichter, auch nur der Schulmeister in Europa sein zu wollen. (Bravo!)

Ich sehe z. B. in einem mir heute vorgelegten Preßausschnitt: . . . „Die Politik Deutschlands in der entscheidenden Stunde“ ist der Titel eines bemerkenswerten Artikels in der „Allgemeinen Zeitung“, welcher die Notwendigkeit einer Einmischung der dritten Macht im Bunde mit Oesterreich und England verlangt. Wir sollen also Stellung zwischen England und Oesterreich nehmen, um Rußland das Verdienst zu nehmen, die Konzessionen, die es etwa dem europäischen Frieden machen kann, freiwillig zu machen. Ich zweifle nicht, daß Rußland das,

was nach seinem Nationalgefühl, nach seinem eignen Interesse, nach dem Interesse von achtzig Millionen Russen möglich ist, dem europäischen Frieden zum Opfer bringt; ich halte es an und für sich für überflüssig, das zu sagen, aber, wenn wir es thäten, so bitte ich doch die Herren, welche auf dergleichen denken, — ich habe noch einen ähnlichen Artikel, „Deutschlands Schiedsrichterrolle" ist er überschrieben, aus einem Berliner Blatt — nehmen Sie an, wir folgten diesen Ratschlägen und erklärten das Rußland in irgend einer höflichen und freundschaftlichen Weise, wir sind zwar seit hundert Jahren Freunde gewesen, Rußland hat uns Farbe und Freundschaft gehalten, während wir in schwierigen Verhältnissen waren; aber jetzt liegt die Sache doch so: im europäischen Interesse, als Policemen von Europa, als eine Art von Friedensrichter müssen wir dem Wunsche nicht länger widerstehen . . .*) Es gibt in Rußland erhebliche Parteien, die Deutschland nicht lieben und glücklicherweise nicht am Ruder sind, die aber auch nicht unglücklich sein würden, wenn sie ans Ruder kämen (Heiterkeit), — wie würden die nun zu ihren Landsleuten sprechen, vielleicht auch andre Leute, vielleicht auch noch andre Staatsmänner, die jetzt noch nicht unsre ausgesprochenen Feinde sind? Sie würden sagen: „mit welchen Opfern an Blut, Menschen und Schätzen haben wir die Stellung erreicht, die seit Jahrhunderten das Ideal des russischen Ehrgeizes war, wir hätten sie gegen diejenigen Gegner, die ein wirkliches Interesse hätten, sie uns zu bestreiten, behaupten können; es ist nicht Oesterreich, mit dem wir in mäßig intimen Verhältnissen

---

*) Man wolle die Anakoluthie beachten.

lange Zeit gelebt haben, es ist nicht England, welches ganz offen anerkannte Gegeninteressen hat — nein, unser intimer Freund, von dem wir glaubten, wegen früherer Gegendienste erwarten zu dürfen, Deutschland, welches kein Interesse im Orient hat, hat hinter unserm Rücken nicht den ‚Degen‘, sondern den ‚Dolch‘ gezückt.“ So etwa würde die Redensart lauten, das wäre das Thema, das wir dort hören würden, und dieses Bild, das ich in übertriebener Farbe — aber die russische Deklamation übertreibt auch — zeichnete und vor Augen führte, entspricht der Wahrheit, und wir werden niemals die Verantwortung übernehmen, eine sichere, seit Menschenaltern erprobte Freundschaft einer großen, mächtigen Nachbarnation dem Kitzel, eine Richterrolle in Europa zu spielen, aufzuopfern. (Bravo!)

Die Freundschaft, die uns glücklicherweise mit mehreren europäischen Staaten, ja mit allen wohl in diesem Augenblick verbindet, — denn es sind die Parteien nicht am Ruder, denen diese Freundschaft ein Dorn im Auge ist (hört!) — diese Freundschaft deshalb aufs Spiel zu setzen mit dem einen Freunde, um einem andern in Fragen, an welchen wir Deutsche ein direktes Interesse nicht haben, gefällig zu sein, den Frieden andrer mit unsrem eignen Frieden zu erkaufen, gewissermaßen als Substitut auf der Mensur, um mich eines Universitätsausdrucks zu bedienen (Heiterkeit), selbst einzutreten, — das kann ich wohl, wo ich nichts als meine Person in die Schanze schlage, ich kann es aber nicht, wenn ich die Politik eines großen, mitten in Europa gelegenen Reiches von vierzig Millionen Seiner Majestät dem Kaiser gegenüber zu beraten habe, und deshalb erlaube ich mir, hier auf der Tribüne

allen diesen Stimmen und Zumutungen eine offene Absage zu erklären, daß ich mich darauf unter keinen Umständen einlassen würde, und daß keine Regierung, keine der am meisten interessierten, uns eine derartige Zumutung gestellt hat. Deutschland ist, wie der Herr Vorredner bemerkte, durch seine Erstarkung auch zu neuen Verpflichtungen herangewachsen. Aber wenn wir eine große Anzahl Bewaffneter in die Wagschale der europäischen Politik werfen können, so halte ich doch niemand dazu berechtigt, der Nation und dem Kaiser, den Fürsten, die im Bundesrat zu beschließen haben, wenn wir Angriffskriege führen wollten, den Rat zum Appell an die erprobte Bereitwilligkeit der Nation zur Hingabe von Blut und Vermögen für einen Krieg zu erteilen. Nur für den Schutz unsrer Unabhängigkeit nach außen, unsrer Einigkeit unter uns und für diejenigen Interessen, die so klar sind, daß, wenn wir für sie eintreten, nicht bloß das einstimmige notwendige Votum des Bundesrats, sondern auch die volle Ueberzeugung, die volle Begeisterung der deutschen Nation uns trägt, — nur einen solchen Krieg bin ich bereit dem Kaiser anzuraten! (Andauerndes, lebhaftes Bravo!)

---

2. Deutschlands Verhältnis zu Rußland und Oesterreich.

19. Februar 1878.

Nach der vorstehenden Rede nahm zunächst der Abg. Dr. Hänel als Mitinterpellant, sodann der Abg. Windthorst das Wort. Die Ausführungen des letzteren, soweit sie hier in Betracht kommen, laufen etwa auf folgendes hinaus: „Ich bin der Meinung,

daß diese Interpellation nicht ohne vorherige Genehmigung eingebracht worden ist. Namens aller meiner Freunde kann ich die positive Versicherung geben, daß uns nichts erfreulicher gewesen ist als die Erhaltung des Friedens, wir wünschen ebenfalls dringend, daß der europäische Friede erhalten bleibe, und daß das Band, welches uns mit den übrigen europäischen Staaten umschlingt, nicht gelockert werde. . . . Ich leugne nicht, daß meine Empfindung nicht angenehm berührt wurde, als wir von dem Herrn Reichskanzler hörten, wir würden wohl aus den Mitteilungen an das englische Parlament die Lage der Dinge, wie sie jetzt sei, kennen oder doch aus öffentlichen Blättern darüber unterrichtet sein. Nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten muß eine Versammlung, wie der deutsche Reichstag es ist, seine Informationen über Gegenstände, die anerkanntermaßen zu seiner Kompetenz gehören, nicht aus den Zeitungen und auch nicht aus den Verhandlungen andrer Parlamente entnehmen. Der Reichstag muß seine Information vielmehr aus den Mitteilungen der eignen Reichsregierung entnehmen. . . . Vielleicht könnte man auch die Frage erörtern, ob nicht die Autorität Deutschlands groß genug gewesen wäre, überhaupt den Ausbruch des Krieges zu verhindern. . . . Der Herr Reichskanzler sagt, die Dardanellen seien von Wichtigkeit besonders im Kriege, es komme aber doch besonders darauf an, wer den Schlüssel dazu hat, und so lange eine Veränderung in der Hand dieses Schlüsselhalters nicht in Frage stehe, sei eigentlich das Interesse an der Dardanellenfrage schwach für uns. Ich erlaube mir zu sagen, daß der Besitz von Konstantinopel und der Besitz des Dardanellenschlosses die Vorbedingung für die Herrschaft der Welt sind." Der Redner schloß mit den Worten: „Möge es der Gewandtheit des Herrn Reichskanzlers gelingen, den allgemeinen Frieden aufrecht zu erhalten, aber auch dafür zu sorgen, daß das germanische Interesse in dieser ganzen Verhandlung nicht zu kurz komme. Dieses germanische Interesse aber drückt sich aus in dem Interesse Oesterreichs." Alsbald erhob sich der Reichskanzler:

Ich muß gestehen, daß, wenn die Meinung des Reichstages mir durch das Organ des Herrn Vorredners unterbreitet würde, ich dieser Stimme doch mit großer Vorsicht folgen würde (Heiterkeit), mit weniger Hingebung

als andern, die wir vorhin gehört haben. Der Herr Vorredner hat in meiner Anwesenheit wohl nie gesprochen, ohne mir durch seine Aeußerungen Anlaß zur Antwort zu geben, selten in der Richtung, daß ich sachlich etwas zu widerlegen oder zu bestreiten gehabt hätte, was er durch Argumente unterstützt hätte. Er hat mich aber fast immer in die Notwendigkeit versetzt, gewissen Mißverständnissen, die bei dem Herrn Vorredner so außerordentlich häufig vorkommen (Heiterkeit), entgegenzutreten, damit diese Mißverständnisse nicht nachher in unwidersprochene Wahrheiten in der Presse, welche die Politik des Herrn Vorredners zu unterstützen pflegt, verwandelt werden. Der Herr Vorredner hat eine große Gewandtheit, einen Gedanken hinzuwerfen, ohne daß man gerade behaupten könnte, er hätte ihn zu dem seinigen gemacht, aber durch die Art, wie er ihn hinwirft, gibt er doch der Vermutung Raum, und der Ball wird aufgefangen und weiter gegeben. In dieser Beziehung muß ich doch, ich will nicht sagen Insinuationen, aber Mißverständnissen des Herrn Vorredners widersprechen, die er hier in Kurs gesetzt hat. Er hat zunächst damit angefangen, daß er überzeugt wäre, diese Interpellation sei „nicht ohne Genehmigung" gestellt worden. Ich erkläre hiermit offen, daß diese Behauptung, welche öffentlich aufgestellt wurde, eine Unwahrheit ist, und daß die Insinuation, als wäre es geschehen, doch kaum eine zwecklose sein kann. (Rufe links: Sehr gut!)

Ich würde, wenn meine Meinung über diese Interpellation eingeholt worden wäre, geraten haben, sie zu verschieben, einige Wochen später würden wir vielleicht klarer in der Sache sehen. Ich würde außerdem gewünscht haben, daß mir durch den Wortlaut die Beant-

wortung etwas erleichtert würde in Form der Stellung bestimmter Fragen, daß mir nicht allein die Verantwortung für das zugeschoben würde, worüber ich spreche, und ich sage, das Thema, über welches ich gesprochen habe, war zu weit gefaßt.

Ich erkläre also diese Andeutung für unrichtig und irrtümlich. (Sehr wahr! links.) Im Lande zu accreditieren, dies sei gewissermaßen eine bestellte, eine genehmigte Interpellation, ist ja eine Kleinigkeit; aber das bei den europäischen Mächten zu accreditieren, das ist kein Dienst, den man dem Deutschen Lande erweist, und solchen Dienst erwarte ich auch von dem Herrn Vorredner nicht! (Bravo!)

Der Herr Vorredner hat gesagt, er sei ganz für die Erhaltung des Friedens nach allen Richtungen hin. Gleich wie er das sagte, erinnerte ich mich, daß gewisse Blätter, französische und polnische, die sonst mit dem Herrn Vorredner selten verschiedener Meinung sind, doch mit allen Mitteln der Dialektik zum Kriege treiben, indem auch sie Oesterreich zu beweisen suchen, es sei dupiert, es sei betrogen, indem sie die österreichische Ambition aufzustacheln suchen, um den Krieg möglichst wahrscheinlich zu machen. Ich freute mich, daß der Herr Vorredner versicherte, daß diesmal die Konsorterie in Frankreich und Polen mit ihm gar keine Gesinnungsgemeinschaft hätte (Heiterkeit), ich bin auch noch bereit, ihm das zu glauben, da er es versichert.

Der Herr Vorredner hat ferner sein Mißvergnügen darüber zu erkennen gegeben, daß die Verhandlungen hier nicht vollständig vorgelegt seien. Nun, meine Herren! die Hauptverhandlungen stehen noch bevor. Wir werden wahrscheinlich über die Konferenz, wenn Sie es wün-

schen, Ihnen umständliche Vorlagen, nachdem sie verhandelt haben wird, machen können. Wir machen aus unsrer Politik ja niemals ein Geheimnis, und wenn die Interpellationen in diesem Raume über die Politik so selten gewesen sind, so ist das einmal ein Beweis persönlichen Vertrauens, welches man mir geschenkt hat (sehr richtig!), und zweitens ein Beweis, daß zwischen der Politik wie sie geführt ist und der Ansicht der Mehrheit der Landesvertretung volle Uebereinstimmung geherrscht hat, daß zu einer Dissonanz kein Anlaß gegeben war. (Sehr richtig!)

Der Herr Vorredner klagt ferner, daß ich mich auf Informationen des englischen Parlaments berufen hätte. Ich habe nur gesagt, daß ich mich in der unangenehmen Lage eines Geschichtserzählers befinde, der nicht weiß, ob nicht die Sache, die er vortragen will, durch die englischen Verhandlungen bereits allen bekannt ist. Deshalb habe ich eine Apologie gemacht, daß vielleicht die meisten Herren das schon wissen würden, was ich sagen würde, wenn sie aufmerksame Zeitungsleser gewesen sind. Aber ich habe auch der juristischen Aufforderung, die der Vorredner stellte, genügt, indem ich nichtsdestoweniger, auf die Gefahr hin schon Gesagtes zu wiederholen, die einzelnen Sachen hier durchgegangen bin; wenn dem Herrn Vorredner irgend etwas darin dunkel geblieben ist, so stehe ich ihm gern privatissime zu Diensten (große Heiterkeit), um ihm vorzulesen oder ihm vorlesen zu lassen, soweit die Akten darüber vorhanden sind. Wenn der Herr Vorredner sich wundert, daß dies die e r s t e Mitteilung sei, die ich überhaupt hier gemacht hätte: — ja, wann hätte ich denn eine Mitteilung machen sollen? Etwa bei der Thronrede, als ich nicht anwesend war? Es ist die

erste Verhandlung, in welcher ich mich befinde, die erste Frage, die mir gestellt ist, also auch natürlich die erste Mitteilung der Art. Ich vermute, daß dieser Tadel doch nur die Ausfüllung einer Pause gewesen ist, während welcher der Herr Vorredner sich auf den nächsten besonnen hat. (Heiterkeit.)

Es hat der Herr Vorredner gesagt, Deutschland hätte sehr wohl die Autorität — setzen wir statt dessen die Macht — gehabt, den Krieg zu verhindern. Daran zweifle ich gar nicht. Es wäre das aber eine sehr große Thorheit, um mich nicht eines stärkeren und geläufigeren Ausdrucks zu bedienen (Heiterkeit), wenn wir das gethan hätten. Es sind dergleichen Versuche ja doch in der neuesten Geschichte — der Herr Vorredner ist mit mir in gleichem Alter, er hat sie doch auch mit durchlebt — mehrere gewesen. Sie sind demjenigen, der auf diese Weise einen Krieg andrer verhindert, der mit einem quos ego den Frieden geboten hat, niemals gedankt worden. Ich erinnere an einen Moment aus unsrer vaterländischen Geschichte: an die Verhandlungen von Olmütz. Da hat Kaiser Nikolaus die Rolle gespielt, die der Herr Vorredner Deutschland zumutet; er ist gekommen und hat gesagt: „auf den ersten, der hier schießt, schieße ich," und infolgedessen kam der Friede zustande. Zu wessen Vorteil, zu wessen Nachteil, politisch berechnet, das gehört der Geschichte an, das will ich hier nicht diskutieren. Ich frage bloß: ist diese Rolle, die er dort gespielt hat, dem Kaiser Nikolaus auf einer von beiden Seiten gedankt worden? Bei uns in Preußen ganz gewiß nicht! Die edlen Absichten dieses Herrn wurden verkannt gegenüber der Empfindlichkeit, die das nationale Gefühl einer großen Nation berührt, wenn eine andre Macht ihr ge-

bietet oder verbietet, was sie in einer Frage des eignen Interesses, die sie selbst zu verstehen glaubt, thun oder lassen soll. Ist es dem Kaiser Nikolaus von Oesterreich gedankt worden? Drei Jahre darauf war der Krimkrieg, und ich brauche ein weiteres nicht zu sagen. Die Rolle, die Kaiser Nikolaus in Olmütz gespielt hat, mutet der Herr Vorredner uns zu, wenn wir den Krieg vorher hätten verbieten sollen.

Ich will ein weiteres Beispiel anführen. Die Lage, in der wir uns augenblicklich befinden, ist ja vor etwas mehr als zwanzig Jahren ziemlich genau schon einmal dagewesen. Ich war damals nicht Minister, aber durch das Vertrauen, mit dem der hochselige König Friedrich Wilhelm IV. mich beehrte, war ich in der Lage, bei den wichtigeren und entscheidenderen Fragen teilzunehmen, und ich weiß ganz genau, wie die Sachen damals verliefen. Ich weiß, welche Künste der Ueberredung, der Drohung bei Preußen angewendet wurden, um uns wie einen Hatzhund in einen fremden Krieg hineinzutreiben, und es war nur — was dem hochseligen König nicht genug zu danken ist — der persönliche Widerstand, den der König dagegen geleistet hat, der verhinderte, daß dieser Mißgriff damals begangen wurde, daß wir einen Krieg führten, der von dem Augenblicke an, wo wir den ersten Schuß thaten, der unsrige geworden wäre. Alle hinter und neben uns hätten eine gewisse Erleichterung empfunden und uns gesagt, wann es genug war. Der hochselige König hat mich damals in schwierigeren Momenten von Frankfurt rufen lassen, um die Depeschen in seinem Sinn hier zu bearbeiten, und es ist das nach dem damaligen Verfahren in unsern auswärtigen Angelegenheiten durchaus nicht sehr auffallend, daß hier

ein Halbdutzend Gesandte in Gasthöfen waren und Politik gegen ihren Minister trieben. Nun, ist es nicht dankenswert, daß wir damals der Versuchung, Rußland den Krieg zu verbieten oder zu erschweren, widerstanden haben? Es war damals auch das „germanische Interesse", in welchem der Krimkrieg geführt wurde, in dessen Namen unser Beistand gefordert wurde; es war nur das Auffällige, daß der gesamte deutsche Bund die Ansicht nicht teilte, daß es ein germanisches Interesse wäre. Ich glaube, es war das einzige Mal, wo ich mich in Frankfurt im Bundestage an der Spitze der Majorität befunden habe, und wo Oesterreich in der Minorität war. (Heiterkeit.)

Alle Stimmen waren darüber einig, daß es kein deutsches Interesse sei, trotz des angeblichen Interesses der Donauschiffahrt von Regensburg hinunter, mit welcher viel Humbug getrieben wurde. So kann ich dem Herrn Vorredner anführen, daß eine von ihm sonst so hoch geachtete Autorität, die Mehrheit des alten Bundestags, in diesem Falle nicht auf seiner Seite steht und nicht meinte, daß es ein germanisches Interesse sei, mit Rußland für Bulgarien Krieg zu führen.

Ich könnte die Zahl der Interventionen, bei denen man sich gewissermaßen die Finger verbrannt hat, ja aus der neuesten Geschichte noch vermehren. Ich erinnere an die von uns nur beabsichtigte Intervention von Villafranca. Es war eine Friedensstiftung, die uns nachher von keiner Seite gedankt wurde. Ich erinnere an die Friedensstiftung Napoleons gleich nach der Schlacht von Sadowa, — die Sachen sind damals nicht sehr öffentlich geworden — aber was ich mir damals darüber gedacht habe, das weiß ich und habe es dem Kaiser Napoleon nicht vergessen; ich habe gut Buch

gehalten für seine damalige Intervention, und es wäre vielleicht für die französischen Interessen nützlicher gewesen, Frankreich hätte sich damals nicht zum Friedensstifter aufgeworfen.

Der Herr Vorredner sagt ferner: wer den Dardanellenschlüssel habe, der habe die Weltherrschaft. Er belehrt uns damit, daß der Sultan bisher die Welt beherrscht hat. (Heiterkeit.) Bisher hielt er ihn ganz unbestritten in Händen, seit vierhundert und einigen Jahren, und ich habe wenigstens nie das Gefühl gehabt, daß wir in Preußen während unsrer Lebenszeit unter türkischer Weltherrschaft gestanden hätten. Es ist das also ein etwas weit gegriffenes und speziöses Argument des Herrn Vorredners. Außerdem habe ich ja die Unwichtigkeit dieses Schlüssels gar nicht behauptet; ich habe nur behauptet, den Besitz dieses Schlüssels erstrebe Rußland augenblicklich gar nicht, es ist den gegeninteressierten Mächten zu Gefallen nicht nach Konstantinopel hineingegangen, das Wort des Kaisers Alexander bürgt uns dafür, daß er Konstantinopel nicht behalten wird. Ob nachher eine Türkei übrig bleibt, auf die zunächst Rußland den wesentlichsten Einfluß ausübt, — ja, das wissen wir noch nicht, ob die beiden Nationen sich mit besonderem Vergnügen der ausgewechselten Schläge erinnern werden, es kann ja sein, daß es lange dauert, es kann auch sein, daß da 'mal wieder eine andre Stimmung dazwischen kommt. So lange Rußland die Meerenge nicht selbst hat, finde ich die Einwendungen, die der Herr Vorredner gegen meine Aeußerungen machte, immer nicht berechtigt.

Am allernotwendigsten halte ich die Widerlegung der — ich kann es nicht anders nennen als Insinua-

tionen, die der Herr Vorredner darüber gemacht hat, daß wir, daß Deutschland eventuell bei einer angeblichen Dupierung Oesterreichs durch Rußland, wie er behauptete, mitschuldig gewesen seien. Er hat das in der Manier gemacht, wie ich sie beim Anfang meiner augenblicklichen Aeußerung charakterisierte, — er hat nicht behauptet, daß es seine Meinung wäre, aber er hat gesagt: ich will mich freuen, wenn ich mich bei Einsicht der Akten überzeuge, daß es anders sei. Ja, das ist die Art, sich dem Strafrichter bei Beleidigungen zu entziehen. Der Herr Abgeordnete hat damit ein großes Geschick in Wendungen gezeigt, die der Unannehmlichkeit ausweichen, daß man ihm sagt, du hast das behauptet. Er hat aber ein ebenso großes Geschick bekundet, die Vermutung aufzustellen, daß dem doch so sei, daß er berechtigten Verdachtsgrund habe, und daß Deutschland sich darüber zu reinigen habe. Ich weiß nicht, woher er den Verdachtsgrund nimmt, wenn nicht aus seinem eignen deutschfreundlichen Herzen. Ich kann dem Herrn versichern, daß er nicht nötig hat, uns gegenüber die Interessen Oesterreichs zu vertreten. Unsre Beziehungen zu Oesterreich sind die der Gegenseitigkeit, der vollen Offenheit und des gegenseitigen Vertrauens, was eine große Seltenheit ist, namentlich nach den Vorgängen aus Zeiten, wo andre Parteien in Oesterreich noch mächtiger waren, als sie dies heute sind. Nicht bloß von Monarch zu Monarch, von Regierung zu Regierung, — nein, ich stehe persönlich mit dem Grafen Andrassy zu meiner Freude und zu meiner Ehre in demjenigen freundschaftlichen Verhältnis, welches ihm die Möglichkeit gibt, mir offen jede Frage, die er im Interesse Oesterreichs für nötig hält, zu stellen, und er hat die Ueberzeugung, daß ich

ihm die Wahrheit antworte, und ich habe die Ueberzeugung, daß er mir die Wahrheit über Oesterreichs Absichten sagt. (Bravo!)

Ein solches Verhältnis ist ein sehr günstiges, wenn man sich gegenüber einen Minister hat, bei dem man von der Wahrheit dessen, was er auf sein Wort versichert, vollständig überzeugt ist. In der angenehmen Lage befinden wir uns mit Oesterreich. In früheren Zeiten, die dem Herrn Vorredner gefallen mögen, war es anders; da habe ich mir gegenüber im Bunde österreichische Kollegen gehabt, denen habe ich gesagt: es ist mir gleichgültig, ob Sie reden, oder ob der Wind durch den Schornstein geht, ich glaube kein Wort von dem, was Sie sagen. (Heiterkeit.)

Der Graf Andrassy glaubt mir und ich glaube ihm, was er mir sagt, und wir brauchen zu diesem Verhältnis die Vermittelung des Herrn Vorredners am allerwenigsten, er würde es nur verderben können! (Bravo!)

---

3. Der Bund der Polen und Socialdemokraten.

19. Februar 1878.

Im Verlauf der Diskussion über die Orientinterpellation gab der polnische Abgeordnete v. Komierowski dem Wunsche Ausdruck, daß man auf dem europäischen Kongresse auch dem Gedanken der Wiedergeburt eines polnischen Staates näher treten möchte, und der Socialdemokrat Liebknecht rief unter dem Beifalle der polnischen Fraktion: „Wenn der Satz justitia fundamentum regnorum zur Geltung kommt, dann wird man auch für die Wiederherstellung Polens eintreten müssen.“ Der Reichskanzler erwiderte hierauf:

Ich habe nicht die Absicht, dem Herrn Vorredner auf sein Gebiet zu folgen, es ist mehr der Herr Abgeordnete Dr. v. Komierowski, der vor ihm sprach, welcher mich zu einer kurzen Bemerkung veranlaßt, um so mehr, als ich während der zuletzt gehörten socialistischen Rede glaube, wahrgenommen zu haben, daß die Beifallsbezeugungen, mit denen sie stellenweise begleitet war, von den näheren Landsleuten des Herrn Abgeordneten v. Komierowski, resp. von den ihm verwandten Fraktionsgenossen herrührten. Ich halte, wenn ich mich darin nicht irre, es doch für zweckmäßig, dies öffentlich zu konstatieren. Es ist mir dabei eingefallen, daß, wenn wir in den polnischen Landesteilen des preußischen Staats über die Gesamtheit des Volkes nicht zu klagen haben und ihrer Zustimmung zu der Art, wie sie regiert werden, im ganzen sicher sind, uns immer wieder die Stimmen des polnischen Adels als unzufrieden mit dem Deutschen Reich und mit der Zugehörigkeit zu demselben entgegentritt. Vielleicht wäre es einmal möglich, um mich trivial auszudrücken, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, also etwa den Wahlkreis des Herrn v. Komierowski*) dem Herrn Bebel und seinen Gesinnungsgenossen mit voller Souveränität zu regieren zu übergeben, wir könnten dann — und daran würde mir sehr viel liegen — endlich einmal erfahren, was das positive Ideal der Socialdemokratie ist. Wir kennen sie nur von der negativen Seite: alles, was vorhanden, ist schlecht und muß ruiniert werden, und im Volke muß die Ueberzeugung erweckt werden, daß die regierenden Klassen üble, ge-

*) Siebenter Wahlkreis des Regierungsbezirks Posen: Schrimm, Schroda.

wissenlose Leute sind, für die es nicht so sehr darauf ankommt, wenn man einmal gewaltthätig gegen sie verfährt. Das wissen wir, jede Politik, die ein andrer als ein Socialdemokrat treiben kann, ist erbärmlich, die Herren wissen alles besser, aber worauf sie positiv hinaus wollen, das verschweigen sie sorgfältig. Ich meine, wenn sie endlich jede Maske von sich abwerfen und offen kundgeben, wohin sie wollen, wie es in einem von ihnen regierten polnischen Kreise geschehen würde, dann werden wir den doppelten Vorteil haben, nämlich das abschreckende Bild des positiv verwirklichten Socialismus erkennen, welches sie jetzt sorgfältig hinter dem Berge halten, und wir werden in den von ihnen regierten Polen hinterher die treuesten deutschen Reichsbürger haben. (Große Heiterkeit.)

Die Diskussion über die Interpellation wurde hierauf geschlossen. Persönlich konstatierte der Abgeordnete Windthorst, daß er alle Verbindungen mit polnischen und französischen Kreisen und Zeitungen verleugne, und im übrigen habe er das Recht, auf das Interesse Oesterreichs hinzuweisen. Ferner erwiderte ebenfalls in persönlicher Bemerkung der Abgeordnete v. Komierowski, er werde jedes Wort, welches ein Mitgefühl für die Lage seines Vaterlandes ausdrücke, mit Beifall begleiten; da er sich aber des Abstandes zwischen dem mächtigen deutschen Reichskanzler und sich, dem Vertreter eines armen unterdrückten Volkes, wohl bewußt sei, so könne er nur sagen, daß ihm die Phrasen oder Witze des Herrn Reichskanzlers leid gethan hätten.

---

4. Das Tabakmonopol.

22. Februar 1878.

Die erste Beratung des Gesetzentwurfs über die Besteuerung des Tabaks stand auf der Tagesordnung der 7. Sitzung des Reichstages am 22. Februar. Nachdem aus dem Hause die Ab-

geordneten v. Helldorf, Schenk v. Stauffenberg, Peter Reichensperger, Kiefer, v. Kardorff, v. Wedell-Malchow, vom Bundesratstisch der Generalsteuerdirektor Burghart und der Finanzminister Camphausen zu der Vorlage gesprochen hatten, hielt der im Verlauf der Debatte eingetretene Reichskanzler Fürst Bismarck nachstehende Rede:

Wenn ich durch die politischen Geschäfte des Augenblicks und durch meinen Gesundheitszustand auch verhindert bin, mich in die Fragen, die uns heute beschäftigen, soweit einzuarbeiten, daß ich mit derselben Gründlichkeit, wie mein Herr Kollege neben mir, Ihnen eine Meinung darüber sagen könnte, so halte ich es doch für notwendig, mit wenigen Worten den Standpunkt zu charakterisieren, den ich zur Vorlage einnehme.

Es war mir nicht möglich, der Diskussion von Anfang an beizuwohnen. Aber bald nach meinem Eintritt hörte ich Worte*), die mir als Reichskanzler die Verantwortlichkeit für die finanziellen Vorlagen, wenn nicht allein, doch vorzugsweise zuweisen; diese Verantwortlichkeit kann ich in dem Maße nicht acceptieren, und es ist gegenüber meiner verfassungsmäßigen Stellung nicht zulässig, sie mir aufzubürden. Ich kann zunächst dem Reichstage keine Vorlagen im Namen des Kaisers bringen, die nicht vom Bundesrat genehmigt sind. Ich kann in den Bundesrat, wenn ich nicht den König von Preußen mit dem deutschen Kaiser in Widerspruch bringen will, keine Vorlagen von Wichtigkeit einbringen, bei denen ich mich nicht vorher der Zustimmung des preußischen Votums versichert habe. Ich bin außerdem vielleicht nicht berufen, — ich will darüber nicht streiten, denn ich bin nicht arbeitsscheu genug, um die Grenzen meines Berufs

*) Vom Abgeordneten v. Stauffenberg.

genau festzuhalten — aber jedenfalls thatsächlich gar nicht in der Lage, Vorlagen dieser Art im Reichskanzleramt herstellen zu lassen. Sehen Sie die Zahl der Arbeitskräfte im Reichskanzleramt an, — ohne Zweifel tüchtig und arbeitsam, in ihrem Fache arbeitsfähig, aber sie zählen zu zwei oder drei; sehen Sie dagegen die Arbeitskräfte an, mit denen die Finanzministerien der Einzelstaaten ausgerüstet sind, namentlich der Finanzminister von Preußen, mein näherer Kollege dazu, der sich im Besitz der Leitung des ganzen Zollvereinswesens, also der Hauptgrundlagen der Reichsfinanzen außerdem befindet. Ich habe mir deshalb den Grundsatz machen müssen, habe ihn unter dem Vorgänger meines Herrn Kollegen befolgt und halte auch jetzt daran fest, selbst wenn es mein verfassungsmäßiges Recht und meine verfassungsmäßig begrenzte Pflicht nicht mit sich brächte, in der Hauptsache meinem Kollegen, dem preußischen Finanzminister, auf dem Wege der Finanzvorschläge, die Ihnen gebracht werden, zu folgen, ihm die Führung zu überlassen, für die er sowohl die Sachkunde, wie die ihm untergebenen Hilfskräfte hat, und ich bin entschlossen, ihm auch weiter darin zu folgen, bis ich mich etwa überzeuge, daß unsre Wege sich trennen müssen. Diese Ueberzeugung habe ich bisher nicht und wünsche auch nicht sie zu erhalten. Aber die alleinige Verantwortlichkeit für die Vorlagen, die Ihnen hier auf technischem Gebiet gebracht werden, kann ich nicht übernehmen, weil die ganze Schwerkraft der Arbeit, der Möglichkeit der Arbeit, der technischen Kenntnis der Sache in das Gebiet des preußischen Finanzministers fällt. Ich kann, wenn mir dieser mein Kollege passiven Widerstand entgegensetzen sollte, ihn nicht in die Richtung hineinnötigen, die ich

als Reichskanzler gehen möchte; wenn er mir aber aktiven entgegensetzt, so brauche ich Ihnen nicht zu entwickeln, aus welchem Grunde die Möglichkeit, Ihnen eine finanzielle Vorlage von einiger Bedeutung zu machen, für den Augenblick stillsteht.

Wenn die Sachen früher in einzelnen Fällen anders gelegen haben, als sie heute liegen — ich meine persönlich, ich will mit benannten Zahlen sprechen — wenn wir in der Gestalt des Ministers Delbrück eine finanziell technisch und wirtschaftlich erprobte, lang geschulte und an die Leitung dieser Verhältnisse in Preußen gewöhnte Persönlichkeit hatten, die sich notwendig Raum um sich her erkämpfte, so hat das doch auf die Dauer zu Friktionen, und wenn ich so sagen soll, zu Sackgassen geführt, über die wir ja werden sprechen können, wenn die Frage von der Stellvertretung eintritt, die mir aber die Ueberzeugung gebracht haben, daß zwei so große Finanzorganisationen oder zwei so große Centren für die Leitung der Finanzen im Deutschen Reich, die eine für 40, die andre für 25 Millionen, nicht bestehen können, ohne sich schließlich gegenseitig auf Tod und Leben zu bekämpfen. Ich habe deshalb, so lange der Herr Minister Delbrück mein Kollege war, mich weniger um die Sache bekümmert, weil ihm ein Einfluß auf die preußischen Verhältnisse durch die langjährigen Verbindungen, die er darin hatte, beiwohnte, den er nicht vererben konnte. Seitdem halte ich in finanziellen Dingen zur Fahne des preußischen Finanzministers und folge ihm bis zu der Grenze, die ich vorhin nannte. Persönlich wissen Sie, — ich habe Ihnen das nur obiter und, wie Sie mit Recht sagten, in dilettantischer Manier andeuten können — daß ich mein Streben darauf richte, zu einer Ge-

samtreform unsrer Reichssteuern mit der Zeit zu gelangen.

Wir sind meiner Ueberzeugung in der Entwickelung unsres Steuersystems, namentlich im Hinblick auf dessen Rückwirkung auf unsre wirtschaftlichen Verhältnisse, hinter allen großen europäischen Staaten zurückgeblieben, haben auf diesem Gebiete einen beträchtlichen Weg nachzuholen und namentlich zu ermitteln, wie die großen Lasten, welche das Ergebnis des großen Bedürfnisses des Reiches sind, am leichtesten, jedenfalls leichter als bisher getragen werden. Ich behaupte, daß in diesem Augenblick jede 100 Millionen Mark, die in England und Frankreich aufkommen, mit weniger Druck der Bevölkerung aufkommen, als bei uns. Es wird sich darüber beim Detail reden lassen.

Sie wissen von mir, daß ich ein Gegner der direkten, ein Freund der indirekten Steuern bin, daß ich auf diesem Gebiete eine umfassende Reform anstrebe, die das Reich aus arm, wie es jetzt ist, wirklich reich macht. Mein Ideal ist nicht ein Reich, das vor den Thüren der Einzelstaaten seine Matrikularbeiträge einsammeln muß, sondern ein Reich, welches, da es die Hauptquelle guter Finanzen, die indirekten Steuern, unter Verschluß hält, imstande wäre, an alle Partikularstaaten herauszuzahlen; und ich bin überzeugt, daß wir auf dem Wege der Reform dahin gelangen können. In dem Streben nach dieser Reform habe ich mich mit meinen preußischen Kollegen und insbesondere mit dem Herrn Finanzminister dahin geeinigt, daß diese Vorlage als ein Durchgangspunkt zu den höheren Einnahmen aus dem Tabak, die ich erstrebe, dienen soll. Ich

habe mich der bessern technischen Einsicht meiner Kollegen dahin gefügt, daß ein Durchgangspunkt, eine Vorbereitung für die weiteren Einrichtungen notwendig ist. Ich würde mich auch heute, wenn meine Ueberzeugung nicht schon durch Ministerialberatungen gewonnen wäre, durch die Darlegung des Herrn Finanzministers und seines Kommissarius in dieser Beziehung von neuem überzeugt haben, daß wir dem Ziel, dem ich zustrebe, und von dem ich nicht weiß, ob ich es erreiche, ohne weiteres und plötzlich nicht näher treten können, daß wir eine vorbereitende Gesetzgebung haben müssen, und daß die Vorlage, die Ihnen unterbreitet ist, diesen Charakter hat. Wenn sie, wie Herr v. Wedell z. B. auseinandersetzte, außerdem verderbliche Wirkungen für den Tabakbau hat, so ist das wenigstens nicht die Seite, die ich an ihr geschätzt habe, und ich bitte Herrn von Wedell, zu glauben, daß wir alle von derselben Loyalität beseelt sind, wie er selbst*). Wir wünschen nicht, die Leute, die wir später vielleicht zu entschädigen hätten, zuerst zu ruinieren, damit die Entschädigung wohlfeiler wird. Dergleichen Abschlachtungen in der Hoffnung auf künftige Ersparnisse vornehmen, wäre nicht landesväterlich verfahren, und die zu Entschädigenden haben ebenso gut ein Recht auf Schutz. Ich leugne nicht und halte es nach den Zweifeln, die ausgesprochen sind, ob sich Monopolisten in unsrer Mitte befin-

*) Der Abgeordnete v. Wedell-Malchow hatte sich geäußert: „Es scheint mir nicht ganz loyal, ein Gesetz einzuführen mit der Absicht, demnächst das Monopol zu bringen und inzwischen, um das Monopol einzuführen, den Anbau des Tabaks größtenteils zu ruinieren. Zu einer solchen Taktik kann ich mich nicht entschließen u. s. w.“

den, nicht für überflüssig, offen zu bekennen, daß ich dem Monopol zustrebe (Bravo! Bewegung), und daß ich in diesem Sinne die Vorlage als Durchgangspunkt annehme.

Um ihr die Stacheln zu nehmen, die man fürchtet, und ihr dennoch die vorbereitende Wirkung zu lassen, wäre ja nur erforderlich, daß man die Steuersätze, die sie bringt, einstweilen ermäßige. Das wäre für die Matrikularfrage sehr bedauerlich, aber für die weitere mir persönlich höher stehende Wirkung auf die Reform würde ich immer das Ergebnis noch mit Genugthuung und mit Freuden begrüßen, daß wir die vorbereitenden Arbeiten für das, was ich in der spätern Zeit zu erreichen hoffe, hiermit beginnen. Es hat hier ja im Vergleich mit dem Monopol hauptsächlich das amerikanische Steuersystem die Vorliebe der Vorredner, die sich darüber geäußert haben, ich würde nichts dagegen haben, wenn durch irgend ein andres Mittel der Art ein dem Ertrage des Monopols annähernder Ertrag aus Tabak sich erreichen ließe. Ich bezweifle das aber schon aus einem Grunde, der auf der Hand liegt, bei dem amerikanischen System, abgesehen von dem, was nebenbei abfließt, wo die Fässer nicht dicht halten, wo, wie der Herr Kommissar vorhin bemerkt hat, in der That große Steuerdefraudationen stattfinden, die bei einer dichtern Bevölkerung noch größer sein würden; schon ein einfaches Rechenexempel beweist, daß das amerikanische System das nicht liefern kann, was das Monopol gewährt. Worin besteht denn die verführerische Seite des Monopols? Darin, daß nach erfolgter Entschädigung der Finanzfiskus sich in Besitz der Vorteile setzen kann, die der Tabakhändler und Tabakfabrikant von seinen Kunden nimmt, und

daß diese Vorteile heutzutage so groß sind wie vielleicht in keiner andern Branche, weil die Entscheidung über den Geschmack am Tabak ja eine ziemlich willkürliche ist. Also nehmen wir einen bestimmten Fall; man wird am klarsten, wenn man mit benannten Ziffern spricht. Vor etwa 20 oder 25 Jahren habe ich eine Cigarre geraucht, die in der Havanna 10 Friedrichsdor, 57 Thaler das Tausend, kostete. Ich bin durch Zufall in die Lage gekommen, dieselbe Cigarre an vier verschiedenen deutschen Handelsplätzen, ganz dieselbe Cigarre aus vier verschiedenen Quellen zu haben, die 57 Thaler in der Havanna gekostet; ich habe sie in Deutschland zwischen 90 und 120 Thaler das Tausend zu bezahlen gehabt. Es war nach meiner Schätzung, die ja irrtümlich sein kann, eine Cigarre, von der vielleicht im Brutto 7000 einen Centner wiegen. Sie haben also hier einen Vorteil von 350 gegen 400 Thaler auf den Centner, in den der Fiskus seinen Anteil einschieben kann. Nun ist ja sicher, daß bei den geringeren Qualitäten des Tabaks die Unterschiede nicht so ungeheuer sind. Ich erläutere es der Deutlichkeit wegen nur an einem Beispiel, das ich erlebt habe. Nehmen Sie das amerikanische Prinzip, so werden der Händler und der Fabrikant natürlich das Bedürfnis haben, soviel sie können, ihren bisherigen Vorteil auch weiter zu beziehen, und werden diesen Vorteil von ungefähr 100 Prozent, den sie ja nicht allein haben, sondern in den sich die Schiffahrt und alle Stadien, welche die Cigarre bis zum Verkauf zu durchlaufen hat, teilen müssen . . . aber sie werden den Vorteil festzuhalten haben, daß nicht das, was der Fiskus an Steuern nimmt, zu diesen Kosten noch zugeschlagen wird, während das Monopol theoretisch — ich weiß nicht, ob Fiskus

es thun würde, wenn es eingeführt würde — in der Lage ist, für einen geringeren Preis eine bessere Sorte Tabak zu liefern, als der Handel es in der Regel thut; er braucht weniger zu nehmen und erhält für seine Ware doch reichlich und mehr, als er für den Staat braucht. In dieser Lage kann er durchaus nicht mehr sein, wenn die zweite Schatzung, die durch den Fabrikanten und den Tabakhändler, den Konsumenten auch noch in demselben Maße wie bisher trifft. Es erfolgt dann eine rein additionelle Belastung des Rauchers zu dem bisherigen Preise, während bei dem Monopol die Pfeife des armen Mannes, von der heute zu meiner Freude noch nicht die Rede gewesen ist, wohlfeiler sein kann, sie braucht nicht um einen Pfennig teurer zu sein, der Fiskus kann sie sogar wohlfeiler liefern, als man sie heute in der Regel zu kaufen vermag.

Ich habe es für eine Pflicht der Offenheit gehalten, meine Herren, Ihnen geradezu zu sagen, daß ich dem Monopol zustrebe, daß ich die Schädigung des Fiskus, die durch die frühzeitige Veröffentlichung eines solchen Bestrebens vielleicht möglich ist, einerseits nicht fürchte, denn meine Stimme ist eine vereinzelte, und es ist sehr fraglich, ob je dieses mein Steuerideal sich realisieren wird, und außerdem ist das ein Nachteil, den man tragen muß, und den ich nicht so schlimm für die Gesamtheit erachte, eine etwas höhere Entschädigung zu zahlen, als diejenige, die im unsichern und unklaren über alle Bestrebungen liegt. (Sehr richtig!)

Ich hoffe und wünsche dringend, daß, wenn, wie ich vermuten muß, diese Vorlage von Ihnen an eine Kommission verwiesen wird, sie dort nicht begraben werde;

falls Sie vorziehen, den Druck der Matrikularbeiträge in seiner jetzigen Ausdehnung noch länger auf dem Steuerpflichtigen lasten zu lassen, würde ich mich damit noch eher befreunden können, als wenn Sie das Durchgangsmittel, welches in dieser Vorlage geboten werden soll, das Durchgangsmittel zu einem höheren Gewinn aus dem Tabak, von Hause abschlagen und es ablehnen sollten, diesem ersten Anfang auf einem Wege, den zu betreten wahrlich schwere Diskussionen Jahr und Tag hindurch gekostet hat, ehe wir soweit kamen — diesem Gedanken überhaupt gemeinsam näher zu treten.

Jedenfalls hoffe ich, daß der Reichstag diese Session nicht wird vergehen lassen, ohne zu dieser Frage eine ganz sichere und klare Stellung zu nehmen, nicht bloß durch die indirekte Maßregel der Ablehnung einer Regierungsvorlage, sondern ich hoffe, daß Sie, sei es in Gestalt einer Resolution, sei es in Gestalt eines Antrages aus dem Schoße des Reichstags, . . . ich hoffe, daß es den Herren gefallen wird, eine feste Stellung zu dieser Frage zu nehmen, die den Regierungen in Zukunft als ein Leuchtturm dient, dem sie nachzufahren haben, oder den sie zu vermeiden haben, wenn sie nicht Schiffbruch leiden wollen. Ich hoffe, daß, wenn Sie die Vorlage an eine Kommission verweisen — ich kann Ihren Entschließungen nicht vorbeugen — dort vielleicht Gelegenheit sein wird, in besseren Geschäfts- und Gesundheitsverhältnissen als heute mich des breiteren auszusprechen, auch die Belehrung, für die ich heute nicht zugänglich bin, dort entgegenzunehmen über die Ziele, welche die Mehrheit des Reichstages ins Auge faßt; dann können wir uns sehr leicht darüber verständigen, ob ich das, ich fürchte leider nach meinem

Zustande, letzte ideale Ziel, welches ich für das Reich in meinem Leben noch erreichen möchte, zu erreichen Hoffnung habe oder nicht. (Bravo!).

---

5. Eine „Scene" im Reichstag.

23. Februar 1878.

Die Beratung des Tabaksteuergesetzes wurde in der 8. Sitzung am 23. Februar fortgesetzt; in derselben gab der Finanzminister Camphausen nachstehende Erklärung ab: „Meines Erachtens sind die Formen zu finden, unter welchen der Reichstag genötigt werden kann, der Regierung entweder zuzustimmen oder ihre Vorlage zu verwerfen, eine Vorlage, die deutlich erkennen ließe, daß sie auf ein bestimmtes Ziel, auf das Monopol gerichtet sei. Was in dieser Hinsicht noch geschehen mag oder nicht, wie sich die Stimmung des hohen Hauses gestalten mag oder nicht, ich habe im November 1875 die Erklärung abgegeben, daß ich nicht denke, an der Spitze der Verwaltung der Finanzen zu bleiben, wenn ich nicht der freundlichen Zustimmung gewisser Parteien versichert bin. Diese Erklärung wiederhole ich heute." Alsbald erhob sich der Reichskanzler:

Ich habe nur mit wenigen Worten die Thatsache zu bestätigen, auf welche der Herr Finanzminister neben mir sich berufen hat. Derselbe hat mir zu wiederholten Malen im vorigen Jahr, im Frühjahr sowohl wie im Herbst, und auch jetzt bei meiner Wiederkehr, also noch in diesen Tagen, seine Neigung, sich aus dem Dienste Preußens respektive des Reiches zurückzuziehen, wenn ich irgend den leisesten Wunsch in der Richtung äußerte, und seine Bereitwilligkeit, sich mit mir darüber à l'amiable und ohne jede Empfindlichkeit auseinanderzusetzen, kundgegeben. Ich habe darauf jederzeit etwa in dem Sinne erwidert, daß ich mich von einem Kollegen,

mit dem ich, ich glaube, nun sieben Jahre in ziemlich schwierigen Zeiten zusammen gearbeitet habe, an dem ich die Eigenschaften, die Sie alle auch von außen her würdigen können, durch das Zusammenarbeiten mit ihm schätzen gelernt habe, die Eigenschaft der Sachkunde — für mich noch nicht allein maßgebend — die der Charakterfestigkeit, der Entschiedenheit und der Wahrnehmung seines Regierungsberufs, seiner gouvernementalen Stellung . . . daß ich mich von einem solchen Kollegen nur aus sachlich zwingenden, nicht aus persönlichen, auf augenblicklichen Regungen beruhenden Gründen trennen würde, und daß der Moment, den ich gestern andeutete, wo möglicherweise unsre Wege sich trennen könnten, nicht vorliegt.

Sie haben gestern vielleicht annehmen können, daß wir unsre Einigung über die Vorlage, die uns heute beschäftigt, nur durch zufällige Berührung unsrer beiderseitigen Wege gefunden hätten, und daß wir, wie der Herr Abgeordnete Lasker, glaube ich, sagte, über die Thatsache, aber nicht über die Methode augenblicklich einig wären. Sie haben aus einem über ein Jahr alten Votum*), welches der Herr Finanzminister vorhin verlas, entnehmen können, daß dies doch nicht in dem Maße der Fall ist, wie vorausgesetzt werden konnte. Sie werden dieses Votums in der präziseren Fassung eines Schriftstücks verwandt finden mit den Erklärungen, die ich gestern gab, allerdings veranlaßt durch das Mißverständnis, daß der Herr Finanzminister seinerseits eine Stellung gegen die Angemessenheit eines Monopols nicht einnahm,

*) Vom 17. Februar 1877; der Minister Camphausen hatte sich darin als Anhänger des Tabakmonopols bekannt.

aber andeutete. Durch dieses Mißverständnis veranlaßt gab ich meine Erklärung, aber Sie werden finden, und ich selbst habe mich überzeugt, daß zwischen der Auffassung, die der Herr Finanzminister von Preußen durch die Verlesung seines früheren Votums bekundet hat, und meiner eignen ein Unterschied nicht vorhanden ist, und daß deshalb für mich nicht der Moment einer Trennung unsrer Bahnen, sondern nur der der Hoffnung vorliegt, daß unsre Wege vielleicht noch weiter zusammenführen können, als ich vor Jahren habe voraussehen können.

Der Zweck meiner Aeußerungen ist jetzt nur, der Wahrheit gemäß das Zeugnis abzulegen, das von mir gefordert wurde.

Der stenographische Bericht bemerkt nach dieser Erklärung: „Es herrscht lebhafte Bewegung und große Unruhe im Hause." Der Finanzminister Camphausen wendete sich in sichtlicher Erregung, einige Beobachter wollen Thränen in seinen Augen bemerkt haben, an seinen Nachbar, den Reichskanzler, mit dem er Händedrücke wechselte. Abgeordneter Windthorst bemerkte: „Ob die Scene, die wir erlebten, eine Scene der Versöhnung war, ist mir noch etwas zweifelhaft geblieben." Der Minister Camphausen reichte trotz der anerkennenden Rede Bismarcks seine Entlassung ein, welche zuerst verweigert, dann am 23. März angenommen wurde. Der Reichstag bewilligte zunächst 200 000 Mark zur Vornahme einer statistischen Enquete über den Bau, den Handel und die Fabrikation des Tabaks.

---

6. Die Stellung des Reichseisenbahnamts.

25. Februar 1878.

Im Laufe der Etatberatung wurde die Stellung und Bedeutung des Reichseisenbahnamts verschiedentlich zum Gegenstand einer wenig

freundlichen Kritik gemacht; der Abgeordnete v. Benda bezeichnete es als das Dornröschen unter den Reichsverwaltungen. Der Fürst v. Bismarck hielt folgende Rede zu der Sache:

Ich hatte im Laufe des Sommers Nachricht darüber bekommen, daß unter verschiedenen der verbündeten Regierungen die Frage erörtert wurde, ob es nicht an der Zeit und notwendig sei, ein Reichseisenbahngesetz vorzulegen. Ich habe auch geglaubt, daß diese Arbeiten außerhalb der preußischen Regierung soweit gefördert werden würden, daß noch im Laufe dieser Reichstagssession eine Vorlage von seiten mehrerer der größeren Bundesregierungen entweder gemeinsam oder von einer von ihnen zu erwarten sei.

Teils um in den Einzelbestimmungen einen Maßstab der Kritik für die zu erwartende Vorlage zu haben, teils auch, um, falls eine solche Vorlage, die mir aus mehreren Gründen erwünschter wäre als eine preußische, ganz ausbleibt, doch dieses Vakuum, soviel an uns liegt, ausfüllen zu können, habe ich mich mit dem preußischen Handelsminister und mit dem Reichseisenbahnamt dahin verständigt, daß unsrerseits gemeinsam ein Reichseisenbahngesetz ausgearbeitet würde, mit der Absicht, es vorzulegen, wenn von seiten andrer Regierungen weder eine Vorlage, noch eine Verständigung mit uns in dieser Frage gesucht wird. Dieser Gesetzentwurf ist soweit fertig, daß er jetzt im Stadium der Vorprüfung im preußischen Staatsministerium beginnen kann, was notwendig ist, da er die Form eines Antrages der preußischen Regierung haben würde und wir uns für die Einzelheiten vergewissern müssen, ob und inwieweit wir der preußischen Stimmen dafür im Reiche sicher sind.

So wie die Dinge jetzt liegen, habe ich erleben müssen, daß zwei sachkundige Präsidenten des Reichseisenbahnamts*) hintereinander entweder den Abschied oder minder günstig situierte Dienstverhältnisse vorgezogen haben, weil die Ansprüche, die an ihr Pflichtgefühl in der Stellung eines Präsidenten des Reichseisenbahnamts gestellt waren, die moralischen Ansprüche, so außer Verhältnis weitergingen als die Mittel, die ihnen zu Gebote standen, diesem ihrem Pflichtgefühle zu genügen, daß sie es ablehnten, in dieser Stellung länger zu verharren, und ich fürchte, daß es mir in der jetzigen Lage nur schwer gelingen wird, Sr. Majestät dem Kaiser eine Persönlichkeit bezeichnen zu können, die gleichzeitig bereit und geeignet wäre, diese Stellung zu übernehmen. Das Reichseisenbahnamt deswegen zu beschneiden oder fortzuschneiden, halte ich aber doch nicht für indiziert; denn wir können so rasch die Zwecke, zu denen es geschaffen ist, doch nicht aufgeben. Mag es immerhin in einem Teile seiner Funktionen eine Zeitlang ruhen, die richterlichen und andere Funktionen, die es auszuüben hat, werden ihm immer bleiben. Aber ich hoffe doch, die Zeit wird kommen, wo sich auch für die Stellung des Präsidenten wieder einer findet, weil für die zu erfüllenden Pflichten die Mittel, ihnen zu genügen, im Reichseisenbahngesetz werden gegeben werden. Ob der preußische Antrag auf ein solches, respektive einer von den andren Regierungen noch in dieser Session eingebracht wird, darüber vermag ich vorweg keine sichere Antwort zu geben, denn niemand kann wissen, wie lange die Verhandlungen darüber dauern. Aber daß die

---

*) Scheele und Maybach.

Reichsverwaltung den jetzigen Zustand als keinen normalen und dauernden betrachtet, das wollte ich hier aussprechen.

---

7. Ueber die Differentialtarife.

25. Februar 1878.

Im Verlauf der Debatte brachte der Abgeordnete Schröder (Friedberg) mehrere Beschwerden über das Wesen der Ausnahme- und Differentialtarife zur Sprache. Der Reichskanzler erklärte dazu:

Ich halte die Beschwerden, denen der Herr Vorredner über die jetzige Sach- und Rechtslage Ausdruck gegeben hat, für vollständig berechtigt und teile im wesentlichen die Anschauungen, die er geltend gemacht hat, namentlich auch über die nachteiligen Wirkungen der Differentialtarife und das darin liegende Recht einer Gesetzgebung, die viel tiefer eingreift als die Zollgesetzgebung, und welches auf diese Weise zersplittert ist. Ich würdige diese Beschwerden, aber ich muß zu gleicher Zeit meine Machtlosigkeit bekennen, ihnen abzuhelfen; in dem jetzigen Zustand der Dinge bin ich dazu ganz außer stande. Seit Jahren fühle ich mich in meinem Gewissen dazu getrieben — die Mittel fehlen mir aber gänzlich. Zu erörtern, weshalb sie mir fehlen, dazu mangelt uns heute die Zeit und der Beruf. Ich will mich nur dagegen verwahren, daß etwa dem Reichskanzler, dem Reichseisenbahnamt für die Uebelstände, deren Vorhandensein ich anerkenne, eine Verantwortlichkeit zugeschrieben werde.

Wenn ich Ihnen ein Beispiel aus der Praxis anführen darf, welches niemand betrifft als mich selbst,

und wobei ich deshalb keine mißliebige Kritik gegen irgend jemand andren übe, so ist es dieses. Die Differentialtarife, die innerhalb der dem Rhein parallel laufenden Linien stattfinden, erzeugen bei der Verwaltung der Eisenbahnen der Reichslande das Bedürfnis, ihrerseits auch mit Hilfe der auswärtigen belgischen Bahnen Differentialtarife einzurichten, die wieder eine, wie ich glaube, für beide Interessierte, verderbliche Konkurrenz gegen die innere deutsche Linie herstellen. Ich bin nun in der Lage, in Bezug auf die Reichslande die ministerielle Entscheidung über diese Dinge zu haben, in Bezug auf das konkurrierende Preußen als Minister beteiligt zu sein. Ich habe mich deshalb bemüht, beide, soviel ich konnte, unter einen Hut zu bringen, und zuletzt geglaubt, ich würde dies im Wege der durchgreifenden Verfügung können. Da ist mir aber von der einen Seite, die sich beschwert fühlte, entgegengehalten worden, der betreffende Beamte glaube die Verantwortlichkeit für die Resultate dieser Verfügung nicht übernehmen zu können und sei lieber bereit, auf seinen Posten zu verzichten, weil er den Fiskus, dem er angehöre, doch nicht auf diese Weise schädigen könne. Ich befinde mich also in der Lage, zwei konkurrierende Fisci zu vertreten (Heiterkeit), und obschon ich in Bezug auf den einen die Entscheidung habe, in Bezug auf den andern aber als Ministerpräsident einen Einfluß, so kann ich doch mit reinem Gewissen auch nicht zu der richtigen Stellung gelangen, von der aus ich dem einen Fiskus aufzugeben hätte, die Nachteile, die er durch die Konkurrenz des andern erleidet, in Ruhe zu tragen. Ich habe deshalb, so abgeneigt ich einem solchen Zustande bin, und so sehr ich ihn bekämpfe, mich genötigt gesehen, diese beiden konkur-

rierenden, und ich glaube, wenn sie alles berechnen, mit Schaden gegeneinander fahrenden Rivalen bestehen zu lassen, obschon ich Minister in beiden bin.

---

8. Das Reichseisenbahnprojekt.

25. Februar 1878.

Der Abgeordnete Richter wünschte von dem Reichskanzler eine Erklärung darüber zu hören, ob das Reichseisenbahnprojekt definitiv aufgegeben sei. Fürst Bismarck antwortete:

Ich vermag diese Erklärung mit Bestimmtheit nicht zu geben, indem mir bisher diejenigen Ergebnisse der Ermittelungen und Entschließungen der preußischen Ressorts, die als Vorbedingung notwendig sind, um mir ein Urteil darüber zu bilden, nicht vorliegen.

---

9. Das Gehalt des Londoner Botschafters.

25. Februar 1878.

Der Reichstag hatte im vorigen Jahre die für den Botschafter in London geforderte Gehaltserhöhung von 166 350 auf 196 350 Mark abgelehnt; man wolle die Rede im achten Bande Seite 231 ff. vergleichen. Die Regierung stellte in diesem Jahre dieselbe Mehrforderung auf. Der Abgeordnete Frhr. v. Schorlemer-Alst führte dagegen u. a. aus, daß der deutsche Botschafter zu größerem gesellschaftlichem Aufwande genötigt sei, als die Vertreter andrer Mächte, könne er nicht zugeben: „Es ist ein weiterer Grund für die Gehaltserhöhung aufgeführt, von dem ich sagen muß, daß ich ihn zwar etwas ästhetischer finde, als die Kinderwagen, die im vorigen Jahre für die Vermehrung des Gehalts in Betracht gezogen wurden. Ich glaube aber doch allgemein sagen zu müssen, da das Reich ein so erhebliches Defizit hat und die

allgemeine Lage der Finanzen eine so ungünstige ist, daß es nicht angezeigt erscheint, das Gehalt des Botschafters in London um eine so erhebliche Summe zu erhöhen." Der Abgeordnete v. Bennigsen trat für die Mehrforderung ein, indem er auf die teuren Preise in London hinwies: „Was haben wir für ein Interesse daran, das Gehalt so zu normieren, daß nur sehr reiche Leute solche Stellen annehmen können, so daß die Regierung solche Posten nur aus einer ganz beschränkten Zahl von Leuten besetzen kann? Unter den schwer reichen Magnaten Deutschlands gibt es ja erfreulicherweise einzelne solcher Personen, aber für die Politik ist es nicht wünschenswert, daß man bei der Auswahl von vornherein auf einen so engen Kreis beschränkt ist." Fürst Bismarck:

Ich kann an die letzten Worte des Herrn Vorredners anknüpfend sagen, daß dieser sehr enge Kreis sich vermutlich noch mehr verengern wird, wenn der Beweis geliefert würde, daß die Reichsregierung auf das Votum des Reichstages hin dauernd nicht dasjenige zu gewähren vermag, was nach der Ueberzeugung dessen, der den Posten versehen soll, und nach der Ueberzeugung aller derjenigen Regierungen, die in der gleichen Lage sind, dort Botschafter zu halten, notwendig ist. Denn wenn es sich schon zeigt, daß die großen Botschaften mehr und mehr Monopol sehr reicher Leute werden, so ist das auch für reiche Leute eine Mission, die nicht ohne Opfer stattfindet. Ich meine nicht nur das Zulegen zu dem Gehalt, sondern ich meine die Vernachlässigung der eignen Interessen zu Hause. Wer in den Kategorien, die bisher dazu geeignet und bereit gewesen sind, ein großes Vermögen hat, hat es gewöhnlich in großem Grundbesitz, und das ist eine ziemlich verwickelte Verwaltung, und jeder, der in der Lage ist, von einer großen Verwaltung eignen Grundbesitzes lange Zeit vollständig abwesend sein zu müssen, wird sich ab und zu eine balancierende Beratung darüber machen, ob er nicht in

seinen eignen Einnahmen mehr verliert, als er für den Dienst, den er leistet, erhält, und das ist vermutlich auch der Fall bei einem Inhaber des Postens, um den es sich handelt*), der recht bedeutende Besitzungen zu Hause hat, die während seiner Abwesenheit leiden.

Man kann darüber streiten, welche Summe notwendig sei, damit der Botschafter einer großen Macht an einem teuren Orte, wie London, schicklich und ohne Schaden diese Macht vertritt und dabei die soziale Stellung aufrecht erhält, die von dem Botschafter einer großen Macht erwartet wird. Ich kann Ihnen mathematisch nicht nachweisen, daß 120 000 Mark nicht reichen, aber 150 000 Mark dazu ausreichend sind; wenn es sich indessen findet, daß der Beteiligte, der ein Urteil darüber haben muß, dauernd bei der Erklärung beharrt, — und ich habe ihn sonst in keiner Richtung anspruchsvoll gefunden — daß diese Einnahme nicht hinreicht, um die Ausgaben zu decken, die ihm sein Amt auferlegt, wenn die Rechnung seiner finanziellen Leistung und seines Haushalts bei der Prüfung im Auswärtigen Amt dasselbe Ergebnis hat, so könnte ich immer noch mißtrauisch werden und sagen, das ist eine einseitige Auffassung von uns, und selbst die exorbitanten pekuniären Leistungen, wie für jemanden, der ein großes Haus in London halten muß, berechtigen nicht dazu.

Ich finde z. B. in einer gestrigen Zeitung, die mir zufällig in die Hände fiel, daß der Banquier Hope eine Soiree gegeben habe, bei der die Konditoreirechnung 8000 Thaler betrug. (Heiterkeit).

Nun wird niemand von einem Botschafter, der nicht

---

*) Graf Münster.

Banquier und nicht Banquier Hope ist, verlangen, daß er sich ähnlichen Excentricitäten hingibt, aber dividieren Sie diese Summe mit 10, und ziehen Sie noch die Hälfte davon ab, so bleibt es immer ein Beweis, daß in London für gewisse Luxusleistungen ganz ungeheure Anforderungen und Preise sind.

Wenn nun auf Grund dieses exceptionellen Maßstabes außer uns vier andre Großstaaten zur Berechnung derselben Summe kommen, wie diejenige, welche wir fordern — nur alle einige tausend Mark bis zu 12000 Mark höher — außerdem ihren Botschaftern noch Emolumente geben, die bei uns nicht üblich sind, nämlich Entschädigungen für besondere Feste und besondere Leistungen, dann muß ich doch zur Ueberzeugung kommen, daß unsre Rechnung ungefähr die richtige ist.

Der erste Herr Redner hat über unsre schwierige finanzielle Lage geklagt. Ich glaube, daß Oesterreich und Italien auch nicht wesentlich günstiger daran sind, und daß Rußland unter den jetzigen Verhältnissen auch keine Ersparnisse im Lande macht, aber wir sehen, daß diese Mächte mehr geben, als wir, und daß sich in ihren Ländern niemand findet, der darüber auch nur eine Bemerkung macht. Ich bin mitunter etwas beschämt in meinem deutschen Gefühle, wenn ich sehe, wie z. B. in Frankreich, wo die Parteien sicher viel erbitterter, feindseliger, ja, ich möchte sagen, vor kurzem zum Bürgerkrieg bereit einander gegenüberstehen, als bei uns, sobald von auswärtigen Dingen die Rede ist, jede Kritik schweigt, wenn es sich um die äußere Ehre und das Ansehen Frankreichs handelt, und dort selbst die heftigsten Opponenten, die dortige klerikale Partei, nie dazu kommen, dem jetzigen ihr feindlichen Ministerium des Aus-

wärtigen in der geringsten Kleinigkeit, sei es durch eine indiskrete Frage oder hemmende Bemerkung, Schwierigkeiten zu machen. Es ist für uns vielleicht unerreichbar, aber *für mich in meinem vielleicht etwas weit getriebenen Nationalgefühl war es immer beschämend, daß bei uns solche Fraktionen, die ihren augenblicklichen oppositionellen Standpunkt allgemeinen Interessen der Nation nach außen hin auch nur in Kleinigkeiten zum Opfer bringen, doch im ganzen selten sind.*

Der Abgeordnete v. *Schorlemer* war mit diesem Bescheide nicht zufriedengestellt: „Der Herr Reichskanzler scheint den Abgeordneten für ihre Berechtigung, bei der Verwaltung des Reiches mitzusprechen, immer engere Grenzen ziehen zu wollen. In andern Staaten gewährt die Regierung der Landesvertretung jede gewünschte Auskunft über auswärtige Angelegenheiten; dieselbe zu fordern, verrät durchaus keinen Mangel an Patriotismus. Die 8000 Thaler des Banquiers Hope für Konditorwaren sind kein Grund für die Gehaltserhöhung des Londoner Botschafters, sonst müßten auch die Gehälter der Berliner Beamten erhöht werden, weil etwa auf einem Ball der haute finance so und soviel für Kotillontouren ausgegeben wird. In den gedruckten Motiven steht davon nichts, diese weisen einfach darauf hin, daß der Botschafter, an den sich auch die Bundesstaaten wenden, bedeutend mehr zu arbeiten habe, der Nachweis dafür ist aber noch nicht erbracht." Der *Reichskanzler* erwiderte:

Ich halte es doch nicht für richtig, daß die Beziehungen mit mehr als einer Regierung, auf welche die Motive anspielen, die Arbeit des Botschafters nicht vermehren sollen; er hat dieselbe niemals gescheut. Der Herr Vorredner stellt sich doch unerfahrener in den Weltverhältnissen hin, als er eigentlich ist, wenn er annimmt, daß diese Beziehungen zwischen den Vertretern des Reichs

und den Angehörigen einzelner Staaten, seien es höher gestellte, seien es Privatleute, ohne gesellschaftlichen Verkehr und ohne Repräsentation abgehen. Wenn das für den einzelnen Fall auch eine ziemlich unbedeutende Sache ist, so ist doch im ganzen mit dem Verkehr mit vielen Regierungen auch eine Vermehrung der Repräsentation verbunden. Ich will von dem einfachen Einladen zu Tische gar nicht sprechen. Der Herr Vorredner macht mir zu jeder Zeit Vorwürfe darüber, daß ich unästhetische Beispiele anführte, wenn ich auf derlei eingehe. Aber wenn er auf solche Details eingeht, von Kinderwagen spricht, aber den amtlichen Versicherungen uninteressierter Regierungen keinen Glauben schenken will, dann muß ich eben auf diese unästhetischen Details eingehen. Der Herr Vorredner gerade nötigt mich dazu. Also, wenn etwa ein Mitglied eines regierenden deutschen Hauses hinkommt, wenn dort angesehene Persönlichkeiten eines Staates hinkommen, wenn z. B. der Herr Vorredner hinkäme und mit dem Botschafter Geschäfte hätte, so glaube ich, würde es der Botschafter für seine Pflicht halten, ihn zu sich einzuladen (Heiterkeit); wenn eine höher stehende Persönlichkeit, namentlich von einer der Bundesregierungen, die doch neben der Aufgabe der eignen Vertretung die Vertretung des Reichs verlangen dürfen, ich will sagen, ein Mitglied eines regierenden Hauses hinkäme, so kann der Botschafter nicht immer umhin, seine Equipage zur Verfügung zu stellen, mit herumzufahren, vorzustellen; die Frauen der Botschafter würden ähnliche Pflichten gegenüber hohen Frauen haben. Es geht daraus hervor, daß man mehr bedarf, — ich komme nicht wieder auf den Kinderwagen — aber mehr bedarf als *einer* Equipage; auch selbst die Frau eines

Diplomaten hat ihre Amtspflichten, sie hat ihre Vorstellungen, Visiten und Einführungen zu Wagen zu machen.

Der Herr Vorredner ist, wie ich äußerlich vernehme, auch mit landwirtschaftlichen Verhältnissen vertraut, also auch mit der Leistungsfähigkeit der Pferde. Man kann eine Equipage, die man dreimal gebraucht hat, an demselben Tage nicht noch ein viertes Mal benutzen, man bedarf also mehr als einer; kurz und gut, ich glaube mathematisch nachweisen zu können, daß nicht bloß die Geschäfte, sondern auch die Repräsentationskosten ganz erheblich durch die Thatsache erhöht werden, daß der Botschafter nicht nur die Reichsregierung, sondern auch 25 Bundesregierungen vertritt.

Wenn der Herr Vorredner sich darüber beklagt, daß ich Aeußerungen eines Reichstagsabgeordneten über Mängel, die das Budget darbietet, nicht mehr zugeben wollte, so weiß jeder, der in diesem Saale ist, daß das eine Uebertreibung war. Aber, daß der Herr Vorredner mich nachher mundtot machen wollte, und mir den Vorwurf macht, daß alle die Gründe, die ich mündlich anführte, nicht in der Vorlage bereits gedruckt stehen, meine Herren, wenn das ein Bedürfnis des Herrn Vorredners ist, so wäre das für meine körperliche Gesundheit eine ganz außerordentliche Erleichterung, wenn ich nur mehr in Schrift und Druck verkehren brauchte und mein Erscheinen überflüssig wäre, weil der Herr Vorredner Empfindlichkeit darüber zeigte, daß ich den gedruckten Bemerkungen noch einige mündliche hinzufügte.

Dann hat der Herr Vorredner die unrichtige Behauptung aufgestellt, als hätte ich die Botschafter mit den Banquiers gleichstellen wollen. Ich habe es aber ausdrücklich ausgesprochen, daß ich das nicht thue, ich

habe nur hervorgehoben, daß abnorme Luxusverhältnisse vorhanden sind. Banquiers, die 8000 Thaler für Zuckerwerk, oder wie Vorredner sagt, für Cotillontouren ausgeben, gibt es hier nicht. Wenn der Herr Vorredner mir einen nennen kann, der in Berlin eine solche Konditorrechnung für eine solche Soiree zahlt, so will ich sagen, ich habe unrecht gehabt. Ich habe nur dargethan, daß die Preisverhältnisse in London andre sind als hier. Man kommt in Berlin mit weniger aus als in London; das habe ich ausgeführt und geschlossen, daß wahrscheinlich der Botschafter oder Magnat, wie es dem Herrn Vorredner zu sagen gefiel, in London mehr braucht, als er in Berlin brauchen würde.

Wenn der Herr Vorredner sich schließlich über Mangel an Mitteilungen über Politik beschwerte und dem Botschafter sein Gehalt bestreiten will, weil ich hier nicht offen genug in Mitteilungen gewesen bin, so muß ich sagen, er steht damit ziemlich isoliert. Ich habe seitdem die Zeitungen aus ganz Europa gelesen und vielmehr die Ansicht gefunden, ich hätte eher zu viel, als zu wenig gesagt. Dem Herrn Vorredner fehlt vielleicht etwas, was ich noch hätte sagen sollen, irgend etwas, was nach außen hin Verstimmung gegen mich und unsre Politik hätte erregen können. (Heiterkeit.) Das fehlt ihm vielleicht, daß das nicht darin steht, und ich werde mich hüten, es hinzuzufügen, soweit ich es vermeiden kann.

Der Abgeordnete v. Schorlemer bemerkte darauf, er sei gegen die Aeußerungen des Reichskanzlers durchaus nicht empfindlich: „Der Herr Reichskanzler mag sagen was er will, es läßt mich kalt und wird mich nicht empfindlich machen.“ Die Mehrforderung für den Londoner Botschafter wurde bewilligt.

10. Der deutsch-russische Grenzverkehr.

25. Februar 1878.

Bei der weiteren Beratung des Etats für das Auswärtige Amt brachte zu dem Titel „Botschafterposten in Petersburg" der sächsische Abgeordnete Dr. Frühauf die Erschwerung des Grenzverkehrs mit Rußland zur Sprache. Sein Vortrag schloß mit den Worten: „Ich will die Frage an den Herrn Reichskanzler richten, ob es wohl zu erwarten steht, daß im Hause vielleicht in dieser Session noch eine Mitteilung über den Stand, oder vielleicht das Ergebnis der Verhandlung über die Erleichterung der deutsch-russischen Grenzverkehrsverhältnisse zu erwarten ist." Der Redner hatte nicht von der Tribüne, sondern von seinem Platz aus gesprochen. Der Reichskanzler erwiderte:

Ich würde dem Herrn Vorredner dankbar gewesen sein, wenn er von einem örtlich näheren Standpunkt gesprochen hätte. Ich weiß nicht, woran es akustisch liegt; ich habe hier nur bruchstückweise so viel hören können, daß er von Erschwerungen des Grenzverkehrs gesprochen hat, aber durchaus nicht die Einzelheiten seiner Argumente. Der Schluß und die Frage, mit erhobenem Ton gesprochen, sind vollständig bis zu mir gedrungen, und ich muß sie leider dahin beantworten, daß ich sehr zweifle, daß wir im Lauf dieser Session ein Ergebnis der Verhandlungen, die augenblicklich schweben, und über die einer meiner Herren Kollegen im Bundesrat Ihnen vielleicht nachher eine Mitteilung machen wird, zu erwarten hätten. Ich möchte überhaupt in diesem Jahre wie im vorigen vor der Täuschung warnen, daß politische Freundschaften und Nachbarschaften notwendig mit übereinstimmenden Ansichten in Bezug auf Schutzzoll und Grenzbehandlung Hand in Hand gehen müssen*).

*) Vgl. Band VIII, Seite 149 f.

Die politischen Beziehungen haben darauf keinen Einfluß, können ihn auch nicht haben; denn wenn es auch in diesem Augenblick für viele den Anschein hat, und zwar, wie ich meine, den unrichtigen Anschein, als sei unsre Freundschaft für Rußland wichtiger als die russische Freundschaft für uns, so wechseln solche Momente in der Geschichte doch außerordentlich rasch, zu rasch, um davon die Zollverhältnisse und diejenigen Einrichtungen, die dauernd auf die Verkehrsverhältnisse einwirken, abhängig zu machen. Nehmen Sie an, daß uns heute aus überschießender Liebe, die stärker wäre als die wirtschaftliche Theorie, in Rußland die Grenzen und die Schlagbäume vollständig und ohne Beschwerden geöffnet würden, und nun käme vielleicht nach drei oder fünf Jahren, wenn der deutsche Handel sich darauf eingerichtet hat, eine Wendung, bei der wir vielleicht — die Kombinationen sind ja denkbar — Rußlands Unterstützung dringend brauchten, und Rußland wollte sagen: ja, erst richte mal deine Zollgesetze so ein, daß wir alles nach Vergnügen dahin absetzen können, und erkläre dich damit einverstanden, daß wir unsre Zolleinrichtungen wieder ebenso schutzzöllnerisch einrichten wie früher. Ich glaube, der Herr Vorredner hat zu gründlich über die Dinge nachgedacht, um darauf hinaus zu wollen, daß die wechselnde politische Konjunktur jederzeit für dergleichen ausgenützt werden könnte. Das kann ganz vorübergehend sein und wirkt nachher umgekehrt.

Ob wir auf dem Wege der Unterhandlung und des fortgesetzten Bestrebens, die russische Regierung davon zu überzeugen, daß ihre Theorie die unrichtige und die unsrige die richtige sei, Vorteil haben werden, das ist zu wünschen, aber ich habe kein sehr großes Vertrauen

darauf. Für meine Ueberzeugung liegen nach wie vor die einzigen Maßregeln, durch die wir — ich weiß nicht, ob durchschlagend — eine Wirkung auf die russische Zollgesetzgebung üben können, in der Abwehr durch unsre eigne Zollgesetzgebung vermöge der Differenz, um die es den Russen beschwerlicher ist, ihre eignen Produkte statt nach preußischen Häfen nach Riga und Reval bringen zu müssen; — wenn wir einen derselben entsprechenden Zoll auf alle russischen Produkte legen, die unsre Grenzen passieren, dann glaube ich, daß dieses Argument schließlich nicht ohne Einfluß auf Rußland bleiben wird. Auf wissenschaftlichem Gebiet aber glaube ich nicht, daß wir die Russen überzeugen werden.

---

11. Die socialdemokratischen Agitatoren.

26. Februar 1878.

Bei der Beratung des Etats für den Reichskanzler in der 10. Sitzung am 26. Februar erklärte der socialdemokratische Abgeordnete Bracke, er werde gegen das Gehalt des Reichskanzlers stimmen, denn er halte es für äußerst bedenklich, wenn ein Mann in der Stellung des Herrn Reichskanzlers über Dinge wie die Arbeiterbewegung ein derartiges Urteil abgebe, wie in der letzten Orientdebatte*). Der Reichskanzler antwortete:

Ich erlaube mir, nur eine Andeutung richtig zu stellen, die der Herr Vorredner im Anfang seiner Aeußerungen machte. Er sagte, ich hätte mich neulich gegen die Arbeiterbewegung ausgesprochen, und suchte dadurch den Schein zu erwecken, als ob ich den Arbeitern berechtigte Bemühungen, ihr Los, ihre Stellung, ihre

*) Vgl. die Rede unter Nummer 3 dieses Abschnittes.

Zukunft zu verbessern, irgendwie verkümmern wollte. Ich habe mich neulich nur gegen die Bestrebungen der Agitatoren ausgesprochen; von den wirklichen Arbeitern habe ich diesen Tadel zerstörender Thätigkeit, auf die ich anspielte, nicht erhoben. Aber diejenigen Agitatoren, die durch unwahre, wie ich glauben möchte, den gebildeteren unter ihnen selbst als unrichtig bekannte Vorspiegelungen, als könnten sie das Los des Arbeiters auf die Dauer dadurch bessern, daß sie Unruhe, Unzufriedenheit, Störung des friedlichen Handels und der friedlichen Gewerbe erregen, — gegen die habe ich mich ausgesprochen, gegen die Leute, welche die Leichtgläubigkeit, die mit Begehrlichkeit verbunden ist, dazu mißbrauchen, um den Arbeitern aufzubinden, sie könnten ihnen helfen. (Ruf bei den Socialdemokraten: „Ist das zur Sache?")

Es gehört viel Leichtgläubigkeit dazu, wenn wir gewisse Erscheinungen auf dem Gebiete der Wunder in der Art, wie sie sich geben, heute sofort als wirklich geschehen anerkennen sehen, aber die Leichtgläubigkeit ist meines Erachtens bei den Zuhörern der socialdemokratischen Agitatoren doch noch sehr viel größer als in Marpingen*).

Das Gehalt des Reichskanzlers (54 000 Mark) wurde natürlich bewilligt.

---

*) Man erinnert sich an die angeblichen Madonnenerscheinungen 1876 in Marpingen.

12. Das Centralbüreau des Reichskanzlers.

26. Februar 1878.

Zur Errichtung eines Centralbüreaus des Reichskanzlers waren an fortdauernden Ausgaben 50 900 und an einmaligen für die erste Einrichtung 3000 Mark im Etat angesetzt. Der Abgeordnete Freiherr v. Schorlemer-Alst bemängelte diese Positionen nach verschiedenen Richtungen hin: „Ich glaube," sagte er u. a., „es ist die Absicht, daß dieses Centralbüreau hier in Berlin errichtet werden soll; wenn das aber der Fall ist, so würde damit den beabsichtigten Zwecken nicht entsprochen, weil der Herr Reichskanzler die Gewohnheit hat, vorzugsweise von Varzin aus Deutschland und Preußen zu regieren. Freilich würde es auch für die Ressortchefs eine Annehmlichkeit sein, wenn der Verkehr zwischen ihnen und dem Herrn Reichskanzler weniger persönlich und vorwiegend schriftlich wäre. Dem Herrn Reichskanzler stehen Beamte in einem Maß und Umfang zu Gebote, wie selten einem Ministerpräsidenten und Reichskanzler. Er hat sich ja die Persönlichkeiten nach seiner Wahl selbst nach Varzin dauernd hingenommen, die Herren Wagener, Bucher, Tiedemann und wie sie alle heißen. Auch dieses Centralbüreau ist ganz ausschließlich auf den Leib des Herrn Reichskanzlers zugeschnitten. Einzelne Ausgabeposten sind auch entschieden zu hoch angesetzt, z. B. die für Gärten mit 6000 Mark. Ich beantrage, die ganze Position an die Budgetkommission zu verweisen." Der Reichskanzler:

Mir kann natürlich jede sorgfältige Prüfung nur erwünscht sein, und wenn die Mehrheit des Reichstages der Meinung ist, daß dies sich im Plenum nicht sollte herbeiführen lassen (Widerspruch), so würde ja natürlich der Antrag des Herrn Vorredners angenommen werden.

Was die Einrichtung im ganzen betrifft, so halte ich sie für ganz unabweislich und ganz unentbehrlich. Der Herr Vorredner hat unrecht, wenn er sagt, daß die neuen Einrichtungen, wie er sich ausdrückte, mir auf den Leib zugeschnitten werden sollten; vielmehr sind es

gewissermaßen die alten, denn ich glaube kaum, daß irgend ein Nachfolger von mir bereit sein wird, das an persönlichem Verkehr, ich möchte sagen, an persönlichem Schreiber- und Botendienst selbst zu leisten, was ich bisher geleistet habe, um die persönlichen Beziehungen und die schriftlichen und amtlichen Beziehungen, die mit den verschiedenen Geschäftszweigen notwendig sind, mit denen ich zu thun habe, selbst zu leisten. Gerade die neu beabsichtigte Einrichtung ist dazu bestimmt, jedem Reichskanzler, der mein Nachfolger oder mein Vertreter sein wird, sein Geschäft bequemer, leichter und übersichtlicher zu gestalten. Ich weiß nicht, ob jeder meiner Nachfolger bereit sein wird, soviel aus dem Gedächtnis und mit eignem schriftlichen Verkehr zu arbeiten, wie ich gethan habe. Ich halte sie wenigstens amtlich nicht dazu für verpflichtet. Die Einrichtungen sind nun im ganzen Reich, und man wird allmählich aus der Erfahrung ermessen, wo abgeholfen werden muß, und was unentbehrlich ist. Dieses Bureau also halte ich für unentbehrlich, und wenn der Herr Vorredner meinte, man könnte es nach Varzin verlegen, weil ich dort mehr wohnte als in Berlin, so scheint er zu vergessen, daß auch unter seiner Mitwirkung im vorigen Jahre mir der volle Urlaub versagt worden ist, auf den ich hoffte. Ich habe nicht gewünscht, in Varzin zu arbeiten, und der ganze Zweck meines Urlaubs, die Herstellung meiner Gesundheit, ist dadurch verkümmert und vernichtet worden, daß ich durch den Beschluß, meine Stellvertretung, die bis dahin unangefochten in jedem Jahre stattgefunden hatte sei unzulässig, genötigt worden bin, die Hauptarbeitslast mit nach Varzin zu nehmen. Gern habe ich das nicht gethan, und gesund bin ich dabei nicht geworden. Wenn

hier aber beschlossen wird, eine Vertretung in der Kontrasignatur sei unzulässig, wenn ein Zweifel an der Richtigkeit der bisherigen Praxis ausgesprochen wurde, die seit zehn Jahren in dieser Beziehung bestanden hatte, so war es bei mir das Ergebnis teils meiner Krankheit, teils meiner Friedensliebe, daß ich darüber nicht diskutierte, sondern diese Arbeitslast in meinen Krankheitsurlaub mitnahm, ohne vorher berechnen zu können, wie gewaltig sie werden würde. Ich habe im Urlaub mehr und mit geringeren Kräften arbeiten müssen, als ich hier in Berlin verpflichtet bin.

Wenn der Herr Vorredner eine Anzahl von Beamten anführt, die gelegentlich und abwechselnd in Varzin bei mir gewesen sind, so glaube ich, daß, wenn er die Geschäfte kennte, über die er hier spricht, er sich viel mehr wundern könnte, daß ich nicht mehr Beamte da gehabt habe. Ich habe die ganze Arbeitslast, die auf mir lag, dort mit Hilfe eines Rats aus dem preußischen Ministerium und eines jungen Legationssekretärs aus dem Reichsamt bewältigt. Ich habe manchen Tag 40 bis 50 Bogenseiten zu revidieren gehabt, dictando und, wenn ich schreiben konnte, selbst schreibend. Ich habe mit einem einzigen Beamten, meinem Sohne, bis zu sieben- und achthundert Chiffern in einem Tage lösen oder chiffrieren müssen. Wer weiß, was das für eine Arbeit ist, der wird auch wissen, daß ich nicht unbeschäftigt, sondern im Gegenteil sehr beschäftigt war.

Aber für den abwesenden Kanzler ist die Einrichtung nicht bestimmt. Nach dem vorliegenden Stellvertretungsgesetz*) hoffe ich doch, daß wir unter all-

*) Vgl. S. 130.

seitiger Anerkenntnis, welches im vorigen Frühjahr nicht vorhanden war, dazu gelangen werden, daß die Vertretung des Kanzlers in ihrer Totalität möglich ist, und dann wird der Stellvertreter noch mehr als ich in der Notwendigkeit sein, ein schriftliches, im Besitz der geschäftlichen Traditionen sich befindendes Bureau zu haben, durch welches er mit den vielen Organen, mit denen er zu thun hat, verkehrt.

Nehmen Sie an, daß dieser Stellvertreter zugleich Stellvertreter im preußischen Staatsministerium wäre, daß er der preußische Finanzminister wäre, so wird er nicht in allen Branchen, die dem Reichskanzler vertraut sind, von vornherein geläufig zu Hause sein. Wenn er also, wie bisher, nichts findet als einen verschlossenen Schreibtisch, sobald ich abgereist bin, und er sich mit den übrigen ministeriellen Reichsbeamten seine Verbindungen nach Belieben erst aus eigner Erfindung zu schaffen hat, so wird er in einer gewissen Verlegenheit sein, die schwer zu überwinden ist, und es werden eben Verhältnisse eintreten, wie sie bisher mitunter eingetreten sind, daß, sobald der Kanzler krank und beurlaubt ist, die Friktionen, die vermöge der Mannigfaltigkeit der Verbindungen vorhanden sind, sich stets vermehren.

Man ist zu der Ueberzeugung gekommen, für den gewöhnlichen Zustand die Vereinigung der Leitung des preußischen Staatsmisteriums und der Leitung der Reichsgeschäfte für notwendig zu halten. Ich selbst habe mich von dieser Notwendigkeit durch die Erfahrung überzeugt, indem ich ein Jahr lang, glaube ich, das Ministerium abgegeben habe und nur Reichskanzler gewesen bin. Es würde zu weit führen, hier die Gründe zu entwickeln, aus welchen sich diese Einrichtung nicht

bewährt hat, und ich werde nie wieder die Hand dazu bieten.

Wie kommt es nun, wenn eine längere Behinderung des Reichskanzlers eintritt, daß dann nicht dieselbe Einrichtung nützlich sein sollte, die bei seiner Anwesenheit nützlich ist, nämlich, daß die Leitung der preußischen Ministerialpolitik, die Leitung des preußischen Ministeriums und die Leitung des Reichskanzlergeschäfts in einer Hand sei? Es ist das in den Monaten, in welchen der Kanzler auf Urlaub geht, ebenso Bedürfnis wie in den andern. Es ist aber für den, der sich in den Sattel setzen soll, welchen der Kanzler verläßt, doch wünschenswert, daß er Pferd, Sattel und Zäume finde, mit denen er die Sache übernehmen kann, und sie nicht erst anschaffen muß.

Ich glaube auch gar nicht, daß der Herr Vorredner ernste Bedenken gegen dieses Bureau hat. Mir scheint, dieses Bedürfnis liegt so auf der Hand, daß ich mich nur wundern kann und die Folgen davon in meiner Gesundheit finde, wie ich ohne dasselbe so lange habe leben können.

Also ich kann den Herrn Vorredner darüber beruhigen, mit diesem Bureau werde ich von Varzin aus nichts zu thun haben, sondern wenn ich in der Lage sein sollte, überhaupt noch länger im Amt und dabei auf Urlaub zu sein, dann hoffe ich, wird in Zukunft zweifellos eine volle Stellvertretung stattfinden, und die wird dieses Bureau noch mehr bedürfen als ich, der diese Geschäfte seit zehn oder zwölf Jahren genau kennt. In diesem Bureau wird die schriftliche Tradition erhalten. Aber auch die mündlichen Beziehungen zwischen den verschiedenen Behörden sind unter Umständen viel wichtiger als die schriftlichen. Es sind oft Kleinigkeiten,

die ich mit meinen Kollegen im Reichsdienst zu besprechen habe. Habe ich einen Rat, einen Assessor, so wie im Militär jeder bis zum Regimentskommandeur einen und mehr Adjutanten hat, so begibt sich der zu meinem Kollegen, und in fünf Minuten ist gewöhnlich die Antwort da und die Sache klar, während, wenn ich es auf den Schreibeweg bringe, die Sache erst am Nachmittag mundiert und im andern Bureau erst am andern Morgen vorgelegt und präsentiert wird; statt fünf Minuten vergehen 24 Stunden und mehr. Wenn der Herr Vorredner diese Geschäfte kennte, über die er urteilt, so würde er darauf dringen, daß dieses Bureau verstärkt und mir mehr Beamte zur Verfügung gestellt würden.

Der Herr Vorredner hat ferner über die Gärten gesprochen. Meine Herren, ich werde keine Kirschen mehr essen, die in diesen Gärten wachsen; mir ist es einerlei, ob die Gärten unterhalten werden oder nicht. Sind die Ansätze zu hoch — für diese Frage habe ich geglaubt, die Verantwortung nicht zu tragen; ob das 3000 oder 6000 oder 1500 Mark sind, daß weiß ich nicht, die Ziffer unterschreibe ich, wie sie mir vorgelegt wird. Wenn sich etwas ersparen läßt, so seien Sie versichert, daß ich die alte preußische Tradition der Sparsamkeit in der Staatswirtschaft als bonus pater familias nicht vergesse und jede Ersparung gern sehe. Dasselbe bezieht sich auf die Einrichtung, auf das Mobiliar und dessen Instandhaltung; mir selbst hat es, wenn ich an meine Privateinrichtung denke, den Eindruck gemacht, daß das zu hoch wäre, und ich habe kein Bedenken, wenn Sie das streichen, ganz absetzen (Heiterkeit), indem Sie sagen, man solle doch erst im nächsten Jahre die Erfahrung sehen, wie es sich herausstellt. Wird etwas erspart, ich glaube, daß

das weder zu Gratifikationen, noch in irgend einer mißliebigen Weise benutzt wird, sondern es wird als erspart berechnet werden, uud in dieser Beziehung werde ich gegen keinen Akt von Streichung oder Korrektur dessen, was sachlich ist, empfindlich sein.

Wenn ich noch einen Wunsch nicht unterdrücken kann, so ist es der, daß diejenigen Herren, denen ich persönlich mißliebig bin, während der Zeit, wo ich so krank bin, daß ich nur wenige Stunden und, wie ich glaube, zu meinem Schaden, wenigstens nach dem Urteil des Arztes, hier verwenden kann, daß sie die kleinen persönlichen Häkeleien so lange ruhen lassen, bis ich wieder gesund bin. (Sehr wahr! Bravo!)

---

13. Die Gärten des Reichskanzlers.

26. Februar 1878.

Auch der Abgeordnete Braun tadelte die „persönlichen Invektiven" des Herrn v. Schorlemer; mit der Streichung von 6000 Mark für den Garten des Reichskanzlers würde die Finanzlage wahrlich nicht geändert. Der Reichskanzler ging nochmals darauf ein:

Ich muß gewissenshalber bemerken, daß mir die Kosten für die Gartenunterhaltung selbst hoch erscheinen. Ich bin darauf heute erst aufmerksam geworden und namentlich darauf, daß zwei Gärten jetzt zusammengezogen sind, die früher in gesonderter Unterhaltung waren. Ich glaube aber, es würde zu weit führen, wenn man jetzt in diesem Augenblick die versäumte Reduktion dieses Anschlages nachholen wollte. Ich kann, wenn ich überhaupt diesen Zeitpunkt als Kanzler erlebe,

die Versicherung abgeben, daß ich, nachdem Herr v. Schorlemer die Güte gehabt hat, meine Aufmerksamkeit auf diese Hortikulturfrage zu lenken, diese scharf ins Auge fassen und sehen werde, wieweit ich das herunterdrücken kann; es wird sich das am Ende des Jahres ergeben. Ich kann dabei an einen Antrag erinnern, der in der Konfliktszeit, ich glaube es war 1863, wo die Wogen der persönlichen Abneigung gegen mich bei manchem auch ziemlich hoch gingen, ebenfalls dahin gestellt wurde*), die Unterhaltungskosten für Gärten, die damals 1500 oder 2000 Thaler betrugen, zu streichen. Es unterblieb aber, als ich sagte: Meine Herren, Sie erweisen mir einen Dienst damit, ich habe keine Vorliebe für künstliche Gärten, streichen Sie, und ich lasse auf meine Privatkosten eine Kiefernschonung in den Garten pflanzen und setze Hasen hinein. (Heiterkeit.) Darauf ward von jedem weiteren Antrag nach der Richtung hin Abstand genommen, und so sage ich auch jetzt, der Garten soll nicht kostspieliger unterhalten werden, als der Beschluß des Reichstags will. Was Sie an teuren Pflanzen und dergleichen streichen wollen — da hängt mein Herz nicht daran!

---

14. Der Geschäftsgang des Reichskanzlers.

26. Februar 1878.

Der Abgeordnete Hänel erklärte, wegen der Kosten des Gartens das Gewissen des Reichskanzlers vollkommen beruhigen zu können; auf derartige Kleinlichkeiten komme es nicht an, dafür, daß keine Verschwendung getrieben werde, sei die Rechnungskammer gut. Er werde mit seinen Freunden auch für die Position

*) In einer Kommissionssitzung des Abgeordnetenhauses.

des Centralbureaus stimmen und wolle nur zwei Bedenken Ausdruck geben. Dazu gehöre vor allen Dingen die Verringerung des persönlichen und mündlichen Verkehrs zwischen dem Reichskanzler und den Ressortchefs, den er für wesentlich halte, um eine wirklich gut organisierte Staatsmaschine in Bewegung zu halten. Ferner könne er nicht leugnen, daß das beabsichtigte Centralbureau die Gefahr mit sich bringe, daß der Einfluß der Räte desselben auf die Leitung der Politik, auf einen schwächeren Reichskanzler Einwirkungen hervorbringen könnte, die sich jeder Verantwortlichkeit entziehen. Der Reichskanzler erwiderte auf diese Bedenken:

Wenn es auch nur wäre, um meine Dankbarkeit für die Unterstützung des Herrn Vorredners zu bethätigen, so will ich mich bemühen, ihn über die Bedenken, die er an diese neue Schöpfung nach zwei Richtungen knüpfte, zu beruhigen.

Die Neigung zum schriftlichen im Gegensatz zum mündlichen Verkehr kann ja je nach der Persönlichkeit kleiner oder größer sein, und eine Garantie dagegen, daß zu viel Schreibwesen einreißt, der mündliche Verkehr einschläft, läßt sich in den Institutionen nicht schaffen. Bei mir ist die Vorliebe für den mündlichen Verkehr unbedingt vorhanden, und ich erstrebe diese Einrichtung keineswegs, um ein Surrogat dafür, einen Ersatz zu erhalten, um mich auf den Schreibweg zurückzuziehen, wie er leider früher in den deutschen Geschäften üblich war, wo man sich im Dienst nie sah, sondern nur schrieb. Das liegt nicht entfernt in meiner Absicht, sondern nur, in der Hauptsache die Zeit der vielbeschäftigten Ressortchefs zu schonen. Nehmen Sie an, daß mir von der Postverwaltung, von der Verwaltung von Elsaß-Lothringen ein längerer Vortrag schriftlich eingeschickt wird, mit dem Antrag, irgend etwas zu unterzeichnen, was an Se. Majestät den Kaiser gehen soll. Ich bin mit der

ganzen Sache einverstanden, in einem einzigen Punkte aber mag ich mir die Motivierung nicht aneignen, weil ich dadurch nach andern Seiten hin vielleicht Anstoß zu geben fürchte. Oder, wie so häufig: es sind Listen zur Beförderung, von Begnadigungen, von andern Dingen, wo ich mit neunzehn Fällen einverstanden bin, mit dem zwanzigsten aber aus bestimmten Gründen nicht. Ich habe nicht Zeit, die Antwort sofort zu redigieren, ich habe auch kein Bureau in meinem Hause, um sie abzuschreiben. Ich mußte die Form des Privatbriefes, von mir selbst geschrieben, wählen, um meine Bedenken geltend zu machen. Wie ist nun der jetzige Geschäftsgang? In solchen Fällen schreibe ich: „V.", d. h. „Vortrag", auf die Sache, ich streiche die betreffende Stelle mit Bleistift an, sie geht am andern Tage zurück, ich bekomme von dem Ressortchef einen Brief mit der Anfrage, um welche Stunde er zum Vortrag über die Sache zu mir kommen könne. Ich muß darauf antworten, die Stunde ansetzen, meine Register prüfen, welche Stunde ich geben kann, und dann kommt dieser vielbeschäftigte Chef eines ganzen Ressorts, und ich muß ihm sagen: ja, ich bedauere, Sie um diese Kleinigkeit persönlich bemühen zu müssen, aber ich weiß keinen andern Weg als den des mündlichen Vortrags, um Ihnen zu sagen, daß ich diese und diese Kleinigkeit nicht acceptieren kann, und um die Bitte auszusprechen, daß das in dieser Beziehung umgearbeitet wird. Habe ich dieses Bureau, so kann ich sofort sagen: schreiben Sie das an den Rand oder auf den Umschlag, ich wäre einverstanden bis auf einen Punkt aus den und den Gründen. Ich kann doch einem hochgestellten Beamten nicht einfach sagen: ich will das nicht so, ich will es anders, sondern ich muß ihm

Motive angeben, warum ich gegen seine Position Bedenken habe. Die kann ich aber nicht alle selber schreiben. Oder, was noch einfacher ist, und worauf ich namentlich hinaus bin, wenn ich jüngere Beamte im Aspirantenalter habe, so schicke ich die damit hin, um das dem Herrn mündlich auseinanderzusetzen, und damit ist gewöhnlich die Sache erledigt. Zu diesen schriftlichen oder mündlichen Hilfsleistungen muß ich jetzt aber stets die Kräfte des Auswärtigen Amts requirieren, aus keinem andern Grunde, als weil ich mit demselben das nämliche Haus bewohne. Diese sind vorhanden, haben aber keinen Beruf und von den Akten, um die es sich handelt, gewöhnlich keine eingehende Kenntnis.

Ich kann also dem Herrn Vorredner versichern, daß mein Bedürfnis nach mündlichem Verkehr ein großes ist und durch diese Einrichtung nicht vermindert wird, daß es aber hauptsächlich eine Schonung für die Zeit andrer hochgestellter Beamten ist, wenn ich sie mit Kleinigkeiten nicht mehr in dem Maße bemühen will, wie ich sie bis jetzt habe bemühen müssen.

Was dann der Herr Vorredner von dem Einfluß befürchtete, den der vortragende Rat auf den jedesmaligen Kanzler gewinnen könnte, so ist das ja eine Gefahr, der jeder Minister ausgesetzt ist, daß seine vortragenden Räte auf ihn einen Einfluß gewinnen, und ich habe mitunter zu meinem Bedauern eine große Erschwerung des kollegialischen Verkehrs in früheren Zeiten darin gefunden, daß, wenn man im Kollegium versammelt war, man in der Person des anwesenden Kollegen nicht mit dem sprach, der eigentlich über die Sache verfügte, sondern daß der nicht anwesende vortragende Rat die Persönlichkeit war, an die man sich eigentlich hätte wenden müssen, wenn

man seine Kollegen hätte überzeugen wollen. Das ist aber eine Gefahr, die in den Charaktereigentümlichkeiten des einzelnen liegt, oder in dem vorgeschrittenen Alter, oder auch darin, daß bei der großen Ausdehnung einzelner preußischer Ressorts der Chef nicht in allen Teilen seines Ressorts gleichmäßig zu Hause ist, sondern in vielen — nicht in verba magistri, aber auf die Worte seines Rats zu schwören genötigt ist. Indessen ich kann dem Herrn Vorredner versichern, daß ich dieser Gefahr widerstreben und mich im Gegenteil bemühen werde, meinerseits Einfluß auf die vortragenden Räte zu gewinnen. (Heiterkeit.)

---

15. Die Persönlichkeit parlamentarischer Angriffe.

26. Februar 1878.

Der Abgeordnete Windthorst nahm unmittelbar nach der vorstehenden Rede das Wort: „Die Diskussion hat offenbar sehr persönliche Beziehungen angenommen. Der Herr Reichskanzler hat meinen Freund v. Schorlemer und dessen übrige Freunde aufgefordert, ihn mit Persönlichkeiten zu verschonen. Ich bin kein Freund davon und gern bereit, dieser Aufforderung unbedingt zu folgen — unter der Voraussetzung, daß auch der Herr Reichskanzler die Güte hat, seinerseits jeglichen persönlichen Angriff zu vermeiden." Zu der Position „Centralbureau des Reichskanzlers", welches der Abgeordnete als eine neue Institution bezeichnete, führte er u. a. aus: „Die Erörterungen des Herrn Reichskanzlers rechtfertigen die beantragte Institution nicht. Zu allen den Geschäften, welche der Herr Reichskanzler hier verfolgt, ist geeignet und berufen das Reichskanzleramt, und sind in demselben nicht genügende Kräfte vorhanden, so werde ich je nach Bedarf einen oder zwei Räte mehr bewilligen, aber keinen Rat, der außerhalb des Rahmens des Reichskanzleramts steht. Haben die Herren denn nie gehört, wie in allen Staaten auf Leben und Tod über die Frage gekämpft worden ist, inwieweit sogenannte Kabinettsräte bei dem

Monarchen eine Stellung über dem Minister einnehmen können? Und ganz analog ist das Verhältnis hier. Ich habe mich darüber gewundert, daß man in Preußen das Institut der Kabinettsräte fort und fort hat existieren lassen können, ohne zu fragen, wie sich dasselbe mit der Verantwortlichkeit der Minister verträgt. Ich resumiere mich dahin: ich kann diese Institution als solche nicht bewilligen, nicht aus persönlichen, sondern aus sachlichen Gründen."
Der Reichskanzler:

Der Herr Vorredner hat, glaube ich, die Entwicklung des Reichskanzleramts und unsre innere Geschichte seit 1870 — vielleicht ist ihm die Entwicklung seit der Zeit nicht genehm, oder er hat sie sich nicht gegenwärtig gehalten — ganz außer acht gelassen, wenn er sagt, das Reichskanzleramt genüge für den vorliegenden Zweck. Das Reichskanzleramt war vielleicht, wie es ursprünglich beabsichtigt wurde, dazu geeignet. Ich habe in den Verhandlungen der damaligen Zeit gefunden, daß es aus etwa drei Räten bestehen sollte, auf den ersten Anschlag, als wir noch weit davon entfernt waren, einen solchen Umfang der Bundes-, der Reichsgeschäfte, wie er jetzt vorhanden ist, vorauszusetzen. Damals hatte es vielleicht die Bestimmung, Bureau des Reichskanzlers zu sein. Es war dieser Bestimmung einigermaßen schon durch die Wahl seines Vorsitzenden entrückt; sobald der Minister Delbrück, ein Mann von seinen Traditionen und seiner Vergangenheit an die Spitze dieses Reichskanzleramts, das ursprünglich wirklich nur ein Bureau des Reichskanzlers, das Amt des Reichskanzlers sein sollte — sobald ein Mann von dieser Bedeutung an dessen Spitze trat, wurde es dadurch der Sphäre des Bureaus eines leitenden Ministers schon entrückt. In einer Persönlichkeit wie dieser gab sich der Reichskanzler natürlich mehr einen Kollegen als einen Untergebenen.

Dadurch wurde der Mangel der jetzt beantragten Einrichtung mir schon damals empfindlich, als das Reichskanzleramt noch die Gesamtheit der Reichsverwaltung umfaßte, und das ist namentlich der Punkt, den der Herr Vorredner ganz aus dem Auge verloren hat. Ich würde ja dadurch, wenn ich jetzt die Postverwaltung, Elsaß-Lothringen, das Reichsjustizamt und, wie ich hoffe, in Zukunft das Reichsfinanzamt dem Reichkanzleramt auf diese Weise subordiniere, die ganze neue Organisation mit selbständigen Ressorts wieder über den Haufen stoßen und mich so benehmen, als wäre sie gar nicht erfolgt, und als ständen alle Ressorts noch immer unter dem Präsidenten des Reichskanzleramts. Außerdem kann ich den Präsidenten des Reichskanzleramtes auch nicht mit jeder Lappalie, die einen Bericht aus der Postverwaltung betrifft, belästigen; das Reichskanzleramt ist dazu nicht geeignet.

Wenn der Herr Vorredner sagt, er sieht die I n s t i t u t i o n a l s s o l c h e an, so glaube ich, vergegenwärtigt er sich nicht, daß wir hier nur in einer Budgetberatung sind. Könnten wir die „Institution“ ohne Geld ins Leben rufen, so wäre Se. Majestät der Kaiser ebenso in der Lage, sie durch Verordnung zu schaffen, wie Se. Majestät das ganze Reichskanzleramt durch Verordnung geschaffen hat, und das Budgetgesetz hat die Sanktion dazu gegeben.

Auf demselben Wege ist meine Absicht, dahin zu kommen, daß das Reichskanzleramt auch in seinem gegenwärtigen Bestande aufgelöst werde, und daß, wenn dies die Allerhöchste Genehmigung findet, ich in der Lage sein werde, auch zu dieser neuen Einrichtung, zu der Einrichtung eines selbständigen Reichsfinanzamts die

budgetmäßige Sanktion des Reichstages zu erbitten, durch einen Nachtragsetat. Auch das spricht gegen die Möglichkeit, das Reichskanzleramt, eine Schöpfung kaiserlicher Verordnung, mit dem Bureaudienst, der mir fehlt, zu betrauen.

Der Herr Vorredner scheint überhaupt mit den monarchischen Prärogativen ziemlich kurzen Proceß zu machen; dem König von Preußen gönnt er seine Kabinettsräte oder seinen Kabinettsrat nicht mehr. Das halte ich doch für eine ziemlich müßige Frage: wo ist der Monarch, namentlich bei der Beteiligung, wie ein preußischer König sich seinen Regierungsobliegenheiten widmet, der dies allein leisten könnte, auch nur alle Sachen zu prüfen, die er zu unterzeichnen hat, und die ihm von den Ministern kommen. Und streichen Sie die Kabinettsräte, so wird derselbe Dienst in subalterne Hände herabfallen, oder, was der Herr Vorredner vielleicht vorzieht, in militärische. Das Institut der Generaladjutanten ist in Preußen sehr mächtig gewesen; ich erinnere an den General von Gerlach, der war seiner Zeit, zuweilen wenigstens, fast mächtiger als der Minister v. Manteuffel; ich weiß nicht, ob dem Herrn Vorredner das als Ideal vorschwebt, mir ist das legale Institut eines wissenschaftlich, technisch und bureaukratisch gebildeten Kabinettsrats, der viel kürzere Zeit braucht, um sich hineinzuleben, noch immer das angenehmere gewesen; ohne ein solches Kabinett kann in unsren verwickelten Verhältnissen ein Monarch nicht existieren, und der Herr Vorredner hat früher diesen Institutionen und den Höfen viel näher gestanden, ich glaube er sollte sich doch auch darüber die Meinung gebildet haben, daß es sich dabei nur um Namen handelt, die Institution ist ganz unvermeidlich. Und die Befürch-

tung, daß der eine Rat, den ich beanspruche, sich zum Vorgesetzten aller Ressorts aufschwingen könnte, ist unbegründet; den Einflüssen unsrer Umgebung unterliegen wir alle, dem einen spricht die Frau in die Politik hinein, dem andern der Rat, der dritte ist des Abends den Bemerkungen zugänglich, welche der Kammerdiener aus der öffentlichen Meinung bringt. Das alles sind Gefahren, gegen die kein Kraut gewachsen ist. (Heiterkeit.)

Wenn der Herr Vorredner, wie es mir schien, mehr im Namen seiner Fraktion — in der That ist seine Fraktion die einzige, bei der ich über Persönlichkeit der Angriffe gegen mich zu klagen habe, mir eine Art von Kompromiß anbietet, so schien er damit anzudeuten, daß ich diesen Ton eingeführt hätte, als dessen Träger — ja, ich wüßte kaum einen andern, als Herrn v. Schorlemer und den Herrn Vorredner als Träger dieses Tones zu nennen; diesen Ton habe ich nicht angeschlagen. Ich hatte noch nicht die Ehre, Herrn v. Schorlemer zu kennen, da las ich in dem Landtagsbericht, daß ein Abgeordneter der Zentrumsfraktion mich in sehr harten, ich könnte sagen, groben Worten der Wahrheitswidrigkeit beschuldigt habe. Das verletzte mich einigermaßen und flößte mir das erste Interesse für Herrn v. Schorlemer ein (Heiterkeit), und als ich das nächste Mal in der Sitzung war, bat ich jemanden, ihn mir zu zeigen. Ich bin erst dadurch dahinter gekommen, daß es ein Abgeordneter dieses Namens war, der mich in einer Weise injuriiert hatte, die, wenn man in jüngeren Jahren vom eignen Blute Rat nimmt, nur zu persönlichem Austrag führen kann.

Ich kann also hier juristisch nachweisen, von welcher Seite die Persönlichkeiten zuerst ausgegangen sind.

Der Herr Abgeordnete schien mir eine Art Charakterfehler vorhalten zu wollen — indirekt natürlich, wie immer — daß ich auf Persönlichkeiten ausginge. Wie kommt es denn, daß ich mit allen andern fünf Fraktionen, ja selbst mit der socialistischen, jedenfalls mit der Fortschrittspartei, die doch auch sehr häufig nicht meiner Meinung ist, fast in der Regel — daß ich so selten den Fall einer persönlich unangenehmen Erörterung erlebe, wenigstens in der Form des heutigen Angriffs. Diese Anspielungen auf mein Privatleben, auf meinen Aufenthalt in Varzin, auf meine Gewohnheiten, kurz und gut die reinen Personalissima, und dabei in wenig wohlwollendem Ton — es fällt mir sehr auf, daß diese Tonart nur in einer Fraktion zu Hause ist, die zum Teil den höchsten Gesellschaftskreisen angehört und ihrerseits vorzugsweise das Christentum zu vertreten meint, die Religion des Wohlwollens, der Liebe, der Demut und Verträglichkeit; aber bei ihnen, soviel in ihren Blättern wie bei ihren Reden, ist meiner Wahrnehmung nach die Tonart besonders zu Hause, welche die Galle in Bewegung bringt. Antwortet man nachher ab irato in demselben Ton, was vielleicht unrecht, aber menschlich sehr natürlich ist, dann tritt der Vorredner auf und deutet dem Publikum an, dies alles liege an dem zänkischen Charakter des Reichskanzlers gegen andre; es findet sich auch stets im Hintergrund dort einer, der ruft: „sehr wahr", und dies bildet eine gewisse Bekräftigung, daß noch mehrere Beobachter der Meinung sind. Aber ich kann versichern und glaube den juristischen Beweis geführt zu haben, daß in diesem Falle nicht ich

derjenige bin, der zwischen dem Herrn v. Schorlemer und mir diesen Ton eingeleitet hat. Ueber andre habe ich kaum zu klagen, denn bei dem Herrn Vorredner ist doch immer viel Sachliches dem Persönlichen beigemischt; aber hauptsächlich zwischen Herrn v. Schorlemer und mir ist dieser Ton; und wenn Herr v. Schorlemer aufsteht und ich diese mir jetzt vollkommen bekannte Erscheinung stehen sehe, dann weiß ich, kommt etwas, was mein Privatleben, meine Persönlichkeit betrifft, irgend eine Verspottung meiner Person, die zur Sache nicht gehört, in parlamentarischer Form, in sehr hübschen Vortrag gekleidet, der deshalb von allen recht gern gehört wird. Ich würde gern versprechen, in Zukunft ein tauberes Ohr für jede Tonart dieser Richtung zu haben, es wird nicht nur zum ruhigeren Verlauf unsrer Beratungen beitragen, sondern mir auch manche Anstrengung sparen. Daß man von der andern Seite dieselbe Bemühung haben möchte, ist zu wünschen, aber ich fürchte — naturam furca expellas — es wird nicht geschehen.

Die Diskussion über das Kapitel „Centralbureau" wurde hierauf zwar geschlossen, aber es folgte noch eine lange Reihe persönlicher Bemerkungen. Zunächst Herr v. Schorlemer: „Um das Privatleben des Herrn Reichskanzlers kümmere ich mich gar nicht, für mich hat er nur Interesse als Beamter. Wenn er bemerkt, ich hätte ihn zuerst im Abgeordnetenhause angegriffen, ehe er mich gekannt habe — ich hatte auch meinerseits nicht die Ehre, den Herrn Reichskanzler zu kennen, wie ich auch bis heute noch nicht ein Wort privatim oder unter vier Augen mit ihm gesprochen habe — so beruht das auf einem Irrtum. Ich war damals nicht im Abgeordnetenhause anwesend, als der Herr Reichskanzler in dasselbe kam und mich angriff; der selige Herr v. Mallinckrodt hat mich damals vertreten. Ich beabsichtige gar nicht, den Herrn Reichskanzler mit persönlichen Häkeleien zu quälen, ich vertrete

meine Ueberzeugung als Volksvertreter und dabei geniert mich die Persönlichkeit des Herrn Reichskanzlers gar nicht." Der Abgeordnete Windthorst glaubte ein Mißverständnis des Reichskanzlers berichtigen zu sollen: „Er hat geglaubt, ich gönne Sr. Majestät nicht einen Kabinettsrat oder einen Privatsekretär. Ich gönne Sr. Majestät nicht einen, sondern genau so viele, wie Se. Majestät anzustellen für gut befindet. Was ich hier hervorgehoben habe, ist die Frage, wie steht der Kabinettsrat zu den Verhandlungen zwischen dem Monarchen und den Ministern, und was ich nicht in der Ordnung finde, ist, daß die Minister nicht stets persönlich vortragen, sondern in vielen Fällen durch den Kabinettsrat." Hierauf erwiderte Fürst Bismarck:

Meine Herren, auf die Gefahr hin, daß Sie die Diskussion wieder eröffnen, kann ich einige Aeußerungen doch nicht unwidersprochen lassen. Einmal die letztere, daß die Minister nicht persönlich bei Sr. Majestät vortragen.

Ich pflege, wenn ich gesund bin, jeden Tag bei Sr. Majestät Vortrag zu halten, und jetzt doch auch in jeder Woche mehrmals. Und die andren Herren Minister haben Vortrag, sobald sie Se. Majestät empfängt, was je nach dem Drange der Geschäfte einige Male in der Woche vorkommt.

Ferner muß ich, und darum habe ich hauptsächlich das Wort ergriffen, den thatsächlichen Anführungen des Herrn v. Schorlemer meinerseits ganz bestimmt widersprechen. Ich erinnere mich sehr genau, ich weiß sogar, daß es mein Bruder war, damals Abgeordneter, der zu mir gefahren kam und sagte: „Willst du nicht hinkommen, du wirst sehr heftig angegriffen, und es wird dir vorgeworfen, du hättest gelogen." Ich fragte: mit welchen Worten? und er sagte: „Es ist der Vorwurf der Unwahrheit und zwar der bewußten Unwahrheit." Ich weiß hier die Worte nicht genau. Da fragte ich:

wer ist das? „Ja, das ist Herr v. Schorlemer-Alst.“ Später mit diesem Pfeil im Herzen bin ich also hingekommen und habe nun meinerseits irgend welche persönlichen Angriffe auf Herrn v. Schorlemer wieder abgegeben.

Mir kommt es nur darauf an, nachzuweisen, und dazu werden mich die stenographischen Berichte des preußischen Landtags in stand setzen, daß Herr v. Schorlemer der erste gewesen ist, der mich persönlich gekränkt hat durch den Vorwurf der Unwahrheit, ehe ich von seiner Existenz gewußt. Und wenn der Herr Vorredner sagt, ich hätte ihm gegenüber behauptet, er sei schuld daran, daß ich habe nach Varzin gehen müssen — ich weiß nicht, ich muß sehr undeutlich sprechen — das habe ich in keiner Weise gesagt. Ich habe gesagt, er trage die Mitschuld daran, daß mir alle Arbeiten nach Varzin nachgeschickt wurden, weil ich voraussetze, daß er zu denjenigen gehört, die mir nicht die volle Ruhe gönnten, sondern verlangten, daß ich die Kontrasignatur in dem Urlaub nach Varzin mitnehmen mußte.

So muß ich die Worte des Herrn Vorredners richtig stellen, und das Bedürfnis, gegen das, was er hinter seinen Reden hinterläßt, gegen falsche Eindrücke sich zu wehren, die im Publikum durch ihn entstehen, wenn man nicht widerspricht, hat mich zu meinem Bedauern genötigt, nach Schluß der Diskussion auch meinerseits eine persönliche Bemerkung zu machen.

Die mehrfach im Vorstehenden berührten Differenzen zwischen dem Reichskanzler und Herrn v. Schorlemer beziehen sich auf die Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 16. Januar 1874; man vergleiche Band VII, Seite 127 ff. — Das Centralbüreau des Reichskanzlers wurde nach einigen weiteren persönlichen Bemerkungen bewilligt.

16. Die Stellvertretung des Reichskanzlers.

5. März 1878.

In der 14. Sitzung des Reichstages am 5. März gelangte der Gesetzentwurf betreffend die Stellvertretung des Reichskanzlers zur ersten Beratung. Die maßgebenden Paragraphen 1—3 der Vorlage lauteten:

§ 1. Die zur Gültigkeit der Anordnungen und Verfügungen des Kaisers erforderliche Gegenzeichnung des Reichskanzlers, sowie die sonstigen demselben durch die Verfassung und die Gesetze des Reiches übertragenen Obliegenheiten können nach Maßgabe der folgenden Bestimmungen durch Stellvertreter wahrgenommen werden, welche der Kaiser auf Antrag des Reichskanzlers in Fällen der Behinderung desselben ernennt.

§ 2. Es kann ein Stellvertreter allgemein für den gesamten Umfang der Geschäfte und Obliegenheiten des Reichskanzlers ernannt werden. Auch können für diejenigen einzelne Amtszweige, welche sich in der eignen und unmittelbaren Verwaltung des Reiches befinden, die Vorstände der dem Reichskanzler untergeordneten obersten Reichsbehörden mit der Stellvertretung desselben im ganzen Umfange oder in einzelnen Teilen ihres Geschäftskreises beauftragt werden.

§ 3. Dem Reichskanzler ist vorbehalten, jede Amtshandlung auch während der Dauer einer Stellvertretung selbst vorzunehmen.

Nachdem zu der Vorlage aus dem Hause die Abgeordneten v. Helldorf, Hänel, v. Bennigsen und Windthorst, vom Tische des Bundesrats die Vertreter Bayerns und Württembergs, Staatsminister v. Pfretzschner und v. Mittnacht gesprochen, nahm der Reichskanzler Fürst Bismarck das Wort zu folgender Rede, einer der längsten und ersichtlich am sorgfältigsten vorbereiteten, welche er jemals gehalten hat:

Als ich zuerst bei Sr. Majestät dem Kaiser die Erlaubnis nachsuchte, den Antrag einzubringen, der zu der heute uns beschäftigenden Vorlage Anlaß gegeben hat,

und als diese Thatsache zuerst bekannt wurde, hat es mich überrascht, aus den öffentlichen Blättern zu ersehen, daß an diese, wie mir schien, einfache, durch die augenblickliche Sachlage als geschäftlich notwendig indizierte Vorlage sich ein so gesteigertes Maß von Befürchtungen wegen unitarischer Bestrebungen einerseits und von Wünschen und Hoffnungen anderseits auf Bestrebungen in dieser Richtung geknüpft hat. Ich glaube, daß auch unsre heutige Diskussion, die sich ja vielleicht noch auf morgen verlängert, im Auslande insofern einige Verwunderung erregen wird, als man schon aus den ersten Reden schließen konnte, daß über das, was uns wesentlich beschäftigt, der Bundesrat und die große Mehrheit des Reichstages, wie mir scheint, einig sind und einig bleiben werden. Man hat im Auslande vielleicht keinen richtigen Maßstab für die Neigung, die uns Deutschen beiwohnt, nicht nur den täglichen Bedarf der Gesetzgebung zu absorbieren, sondern jede Gelegenheit zu absorbieren, die sich darbietet, um tiefer gehende, sagen wir theoretische oder doktrinäre Erörterungen des eignen Verfassungszustandes, des Bodens, auf dem man steht, daran zu knüpfen. Es ist also — das will ich dabei für Leute, die uns nicht kennen, erläutern — gewissermaßen ein Rendezvous auf heute verabredet, um eine der periodisch eintretenden Kritiken unsrer Verfassungsbestimmungen gegenseitig vorzunehmen, die wir zuletzt, ich glaube 1874, bei dem Münster-Twestenschen Antrag hatten, und die uns ja allen frisch in der Erinnerung sind.

Ich freue mich, daß dem Gedanken, dieser Neigung durch Anträge eine praktische Gestalt zu geben, von keiner Seite Ausdruck gegeben ist. (Zwischenruf.) Ich meine nicht Amendements, ich meine Anträge auf Verfassungs-

revision. Denn ich würde es bedauern, wenn eine so junge und recht mühsam zur Welt gekommene Verfassung — sie ist in der jetzigen Gestalt sechs Jahre alt, und wenn wir auf ihren ersten Ursprung zurückgehen, doch höchstens zehn — nun von neuem funditus revidiert werden müßte. Ich bin wohl berechtigt, zu sagen: von Grund aus; denn es würde sich um ein Erschüttern der Fundamente handeln, die behufs der Machtverteilung zwischen den Regierungen, dem Reich und dem Reichstag gelegt worden sind. Die Erinnerung an die vergeblichen Versuche, die wir in Frankfurt a. M. vor einem Menschenalter gemacht haben, um theoretisch die Sache richtig zu erledigen — die Erinnerung daran und an die Neuheit der Einrichtungen, an die Eigentümlichkeit der Vergangenheit, an die mehr oder weniger gewaltthätige Art, in der sie zum Teil beseitigt wurde, sollte meines Erachtens jeden abhalten, an diesen Fundamenten zu oft zu rühren und im Inlande oder Auslande die Hoffnung, oder Befürchtung zu erregen, daß diese Verfassung, die jetzt dem Deutschen Reich das Maß von Einheit gibt, das es seit Jahrhunderten nicht gehabt hat, jeden Augenblick in ihren Grundlagen angegriffen, erschüttert werden und zu der Frage Anlaß geben könnte: ist die Einzelregierung an eine modifizierte Verfassung, die ihr aufgedrungen wird, noch in demselben Maße sich zu halten moralisch verpflichtet, wenn Gelegenheit und Versuchung an sie herantritt, wie sie es ursprünglich war? Das ist der Grund, warum ich mich freue, daß die kritischen Reden, zu denen eben die Verfassung den Stoff hergegeben hat, sich nicht in bestimmte Anträge auf Aenderung oder Revision der Verfassung verkörpert haben. Das Reden an und für sich über der-

gleichen, was sein könnte, was wünschenswert wäre, was ideell, doktrinär richtig wäre, ist ja an sich ein unschuldiges Vergnügen (Heiterkeit), aber so ganz unschuldig, wie die Herren annehmen, doch noch immer nicht. In manchen Beziehungen hat ein Antrag Vorzüge, denn die Reden müssen sich fast notwendig darauf beschränken, das Bestehende zu kritisieren, und es verbreitet sich dadurch eine Empfindung, die ja die Herren, welche es behaupten, sich vielleicht selbst einreden, daß das Bestehende eigentlich ganz unerträglich sei.

Ich habe, bevor ich nach Berlin kam, in den Zeitungen einen gewissen Stimmungsausdruck gefunden, der mich zum Nachdenken brachte; was ist eigentlich in Deutschland geschehen, daß wir plötzlich in einer so düsteren Stimmung in Beziehung auf die Zukunft, in einer so niedergedrückten Stimmung in Bezug auf unsre Gegenwart uns befinden, wie die meisten Blätter in ihren Leitartikeln dieselbe schilderten? Es hieß überall: so wie es ist, kann es nicht bleiben, unser Zustand ist zu fürchterlich, es muß etwas geschehen, es muß geändert werden, so kann es nicht bleiben. (Heiterkeit). Nun, ist denn die Verfassung, unter der wir leben, wirklich so unpraktisch und unbewährt? Theoretisch kann man viel darüber sagen; praktisch war sie der Abdruck dessen, was thatsächlich damals vorhanden und infolgedessen möglich war, mit derjenigen Ausdehnung und Richtigstellung, die sich damals im Augenblick machen ließ. Wir sind damit jedenfalls weiter gekommen, als mit allen theoretischen Versuchen, und wenn ich Sie auf die Masse von Gesetzen, namentlich aber auf die fortschreitende Konsolidierung dieser damals sehr locker aussehenden Verfassung hinweise, auf das Ansehen, dessen sich diese unsre neue

Einrichtung in ganz Europa erfreut, und das nicht vorhanden sein würde, wenn man unsre Einrichtungen für so elend und unerträglich hielte, wie sie in öffentlichen Blättern geschildert wurden — wenn Sie sich dies recht vergegenwärtigen, so werden Sie meine Empfindung verstehen, wie ich in der Einsamkeit des Landlebens darüber nachsann: was ist meinen Landsleuten Entsetzliches geschehen, daß sie auf einmal so sehr viel schlimmer daran sind, als vor einem Jahre? Ist es vielleicht die verhältnismäßige Ruhe und die stetige Entwicklung, in der wir uns im Vergleich zu andern Ländern befinden? Ist es der äußere und innere Frieden? Gewiß trägt das viel dazu bei, denn thatenbedürftigen Herzen, die gerade keine weitere, sie anregende und beschäftigende Aufgabe haben, als im Winter im Parlament das Volk zu vertreten, kommen notwendigerweise im Sommer in eine gewisse Unruhe, daß etwas geschehen müsse, das Emotionsbedürfnis wird so stark, daß es nur durch Krieg oder innere Kämpfe, oder durch eine den ganzen Geist des tiefen Denkers beschäftigende Kritik der untersten Grundlagen unsrer Einrichtungen befriedigt werden kann. Wenn alle unsre Volksvertreter in der Lage wären, wie ich und viele von uns, daß sie nebenher so viel zu thun haben, daß sie froh sind, daß sie das Leben haben oder ihre Geschäfte besorgen können, dann, glaube ich, würden wir nicht fortwährend unsern Gesundheitszustand in dieser bedenklichen und anregenden Weise untersuchen.

Ich muß sagen, als diese Vorlage eingebracht wurde, da lag mir der Gedanke, daß daran die Begehrlichkeit nach einer Verfassungsänderung sich knüpfen würde, zuerst ganz außerordentlich fern, und ich bitte um Erlaubnis, auf die Genesis der Vorlage etwas näher einzugehen,

um den Grund und Boden, auf dem wir uns bewegen, trockener zu legen.

Als der Verfassungsentwurf für den Norddeutschen Bund zuerst zur Revision gelangte, da war der Reichskanzler durchaus nicht mit den bedeutenden Attributionen ausgestattet, die ihm durch den einfachen Satz, der sich heute im Artikel 17 der Verfassung befindet, zugeschoben sind*). Er ist damals durch eine Abstimmung in das jetzige Maß hineingewachsen, während er vorher einfach das war, was man in Frankfurt in bundestäglichen Zeiten einen Präsidialgesandten nannte, der seine Instruktionen von dem preußischen Minister der Auswärtigen Angelegenheiten zu empfangen und nebenher das Präsidium im Bundesrat hatte. Daß damals der Artikel 15 mit seiner Stellvertretungsklausel**) das ganze Verhältnis des Reichskanzlers, oder wie es damals hieß, des Bundeskanzlers deckte, darüber war niemand im Zweifel, am allerwenigsten diejenigen, welche den Verfassungsentwurf vorgelegt hatten. Nun wurde durch den Artikel 17 die Bedeutung des Reichskanzlers plötzlich zu der eines kontrasigniernden Ministers, und nach der ganzen Stellung nicht mehr eines Unterstaatssekretärs für deutsche Angelegenheiten im auswärtigen preußischen Ministerium, wie es ursprünglich die Meinung war, son-

---

*) Artikel 17 der Reichsverfassung lautet: Dem Kaiser steht die Ausfertigung und Verkündigung der Reichsgesetze und die Ueberwachung der Ausführung derselben zu. Die Anordnungen und Verfügungen des Kaisers werden im Namen des Reichs erlassen und bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung des Reichskanzlers, welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt.

**) Der Kanzler wird sie sogleich citieren.

dern zu der eines leitenden Reichsministers heraufgeschoben. Darauf trat auch die von mir sofort, von meinem damaligen Vertreter Herrn v. Savigny mit derselben Bereitwilligkeit anerkannte Notwendigkeit ein, daß der Reichskanzler und der preußische Ministerpräsident ein und dieselbe Person sein müssen. Es hat mich das, wie ich fürchte, einen Freund gekostet, aber die Ueberzeugung war bei mir durchschlagend, und deshalb lag auch die Frage nahe: genügt denn das Vertretungsalinea in dem Artikel 15, zu dessen Erläuterung ich doch noch ein Wort sagen muß? Es heißt darin:

„Der Reichskanzler kann sich durch jedes andre Mitglied des Bundesrats vermöge schriftlicher Substitution vertreten lassen," ganz allgemein im Anschluß an den Vordersatz, der lautet:

„Der Vorsitz im Bundesrat und die Leitung der Geschäfte steht dem Reichskanzler zu."

Da lagen nun mehrere Amendements vor, welche die Absicht hatten, die „Geschäfte" den Kanzler noch mit andern teilen zu lassen, welche im wesentlichen lauteten:

„Der Vorsitz und die Leitung der Geschäfte im Bundesrat steht dem Kanzler zu,"

also ungefähr so, wie man heute die Neigung hat, den Paragraphen auszulegen.

Jeder der die Revisionsverhandlungen nachlesen will, wird finden, daß diese Revisionsverhandlungen ausdrücklich abgelehnt wurden, und dadurch ausgesprochen wurde, daß nicht nur der Vorsitz im Bundesrat und nicht nur die Leitung der Geschäfte im Bundesrat, sondern die Leitung der Geschäfte im allgemeinen nach Artikel 15 dem Kanzler zustände, und im Anschluß an

diesen Ausspruch steht in der Verfassung die Substitutionsklausel.

Nun kam in Artikel 17 die Kontrasignatur hinzu, ohne darin zu wiederholen, daß die Vertretung des Kanzlers in den Geschäften, wie es sich die Gesamtheit in Artikel 15 meines Erachtens ausdrückt, auch für das Geschäft der Kontrasignatur maßgebend sein soll. Ich erinnere mich ganz gut, was uns verhinderte, diesen Punkt aufzuklären. Mir schien es, ich möchte sagen, nicht schicklich, so wie die Verfassung lag, daß ein Reichskanzler mit der ministeriellen Kontrasignaturbefugnis sich ohne eine in der Verfassung ausdrücklich ausgesprochene Mitwirkung Sr. Majestät des Kaisers jemanden substituieren könne, den der Kaiser als kontrasignierenden Minister aus der Hand des Kanzlers annehmen solle, und ich habe damals meine Immediatvorträge darüber gehalten, welche Ihnen schriftlich und mündlich den Beweis liefern können, daß es durchaus kein lapsus und kein Vergessen gewesen ist, sondern daß ich Sr. Majestät dem Könige von Preußen damals gesagt habe: alle Abstimmungen, die über diese Angelegenheit gefaßt sind und damit in engerer Verbindung stehen, namentlich über Anträge, welche auf „Reichsminister“ gerichtet waren, sind mit einer so kleinen Majorität gefaßt, — die Hauptabstimmung über den Antrag des Herrn v. Bennigsen mit einer einzigen Stimme, es waren, wie ich glaube, 135 gegen 134 — daß ich große Bedenken trug, an diesen Dingen wieder zu rühren. Wir konnten sehr leicht zu einer Abstimmung kommen, der gegenüber die Regierungen — lassen Sie mich einen vulgären Ausdruck gebrauchen — Strike gemacht hätten, und konnten bezüglich einer Vereinbarung in Verlegenheit kommen. Ich war

sehr froh, daß wir etwas halbweg Annehmbares, wenn auch nur mit einer Stimme Majorität, in der Beziehung gewonnen hatten, ohne zu einem Bruch der Verhandlungen mit den Regierungen zu kommen, die wir unmöglich vergewaltigen konnten, und ohne über das, wo sie zugestimmt hatten, hinauszugehen. Es stand schon damals fest, daß die verbündeten Regierungen auf die Anträge, die damals mit einer Stimme Majorität abgelehnt wurden, nicht eingegangen wären. Ich habe deshalb darauf verzichtet, eine deutlichere Stellvertretungsfrage auch im Artikel 17 anzuregen, indem ich Sr. Majestät dem Kaiser sagte: das ist eine Sache, die man in der dienstlichen Praxis regulieren kann; der Kaiser oder damals das Präsidium, der König von Preußen, kann dem Kanzler befehlen: ich verlange jedesmal meine Genehmigung zu geben; und der Kaiser kann denjenigen Kanzler, welcher sich dem nicht fügen will, an jedem Tage entlassen; es ist also nicht nötig, daß das Schicklichkeitsbedürfnis erfüllt wird, auf die Gefahr hin, daß eine Majorität mit einer Stimme sich in einer kitzlichen und schwierigen Sache gegen uns bildet.

Ich bin also niemals, zehn Jahre lang nicht, zweifelhaft gewesen, daß ich als Kanzler ganz berechtigt wäre, durch Substitution mit kaiserlicher Genehmigung mir einen Gesamtstellvertreter zu schaffen, auf den auch die Kontrasignatur übergehen würde. Ich war mir von Hause aus um so weniger zweifelhaft darüber, als der Reichskanzler, mindestens bis zu der neuen Revision der Verfassung von 1870, vielleicht bis zum Reichsbeamtengesetz von 1873, einfach ein preußischer Beamter war.

---

*) Man wolle Band III, Seite 183 ff. nachlesen.

Er war Beamter des Königs von Preußen in dessen Eigenschaft als „Präsidium“, wie man es neutral bezeichnet hat. Er war in diese neue Qualität eines preußischen Ministers von dem ursprünglichen Gedanken eines preußischen Staatssekretärs aufgerückt. Hier konnte mir nicht ein Zweifel beikommen, daß nicht auch dieser preußische Präsidialminister wie jeder andre unter Umständen auch in der Kontrasignatur werde vertreten werden können. Es kommt hinzu, daß jahrelang einfach danach gehandelt wurde. Es ist eine ganz beträchtliche Anzahl von königlichen Verordnungen, von Beamtenernennungen, sogar von solchen, die nach den jetzt aufgetauchten Streitigkeiten zweifelhaft werden könnten, erfolgt, sogar richterlicher Beamter, bei denen es zweifelhaft würde, ob ihre Kompetenz als Richter im obersten Reichsgericht anzufechten wäre, wenn die Ernennung nicht vom Kanzler kontrasigniert ist, und wenn die Theorie der Unvertretbarkeit richtig wäre.

Die Zweifel, daß meine Berechtigung damals und auch noch jetzt, und zwar auf Grund des Artikel 15 besteht, sind erst aufgetaucht, als der Herr Abgeordnete Hänel die analoge Debatte zu der von heute etwa vor einem Jahre bei Gelegenheit eines damaligen Urlaubsgesuches anregte und den Zweifel aussprach, ob ich auf dem Gebiete der Kontrasignatur und Verantwortung vertretbar wäre; eine Frage, die der Herr Staatssekretär v. Bülow in meiner Abwesenheit dahin beantwortete, daß ich diese Vertretung nicht beanspruche, sondern daß ich sie mit übernehmen würde. Ich habe mich damals, teils aus Unfähigkeit zu streiten, eine Unfähigkeit, die aus meiner Krankheit hervorging, teils aus Friedensliebe dazu verstanden und den Kampf nicht aufgenommen,

aber ich habe die Zweifel, die mir entgegentraten, auch nicht einen Augenblick geteilt, und ich habe mir damals gedacht, es ist besser, diese Zweifel in freundlicher Weise durch eine Gesetzesvorlage zu erledigen, von der ich glaubte, sie sei sehr leicht gemacht, da ich annahm, darüber, daß es notwendig sei, würden alle einverstanden sein, als mich darüber mit einem so gewandten Dialektiker, wie es Herr Professor Hänel ist, zu streiten. Deshalb fügte ich mich und hielt es für eine Sache, die an einem Tage abgemacht sein würde; aber ich glaubte nicht, daß ich damit diese bedeutenden Diskussionen hervorrufen würde, die mir schon gleich, wie die Sache bekannt wurde, aus den Zeitungen entgegengetreten sind, und die ich hätte vorahnen können, wenn ich in gesunder Lage die Reden, die mein Urlaubsgesuch begleiteten, gelesen hätte. Ich muß auch gestehen, ich habe damals nicht geglaubt, daß ich wiederkommen würde, und es war mir einerlei, wie die Sache erledigt wurde.

Wenn ich also der Meinung bin, daß ich das Recht auf volle und auf Gesamtvertretung ohnehin laut der Verfassung habe, zehn Jahre geübt habe und noch heute besitze, und daß diese Gesetzesvorlage nur das Bedürfnis hat, demjenigen, welchem es zweifelhaft ist, eine friedliebende und versöhnliche Brücke entgegenzutragen, so bin ich in Beziehung auf die Vertretung in einzelnen Ressorts allerdings nicht derselben Ueberzeugung; das kann man ohne zwingende Auslegung aus der Verfassung nicht herauslesen, und gerade in Bezug auf die einzelnen Ressorts bedarf meines Erachtens jeder Kanzler, nicht bloß einer, der augenblicklich gehindert ist, einer gewissen Vertretung.

Der letzte Herr Vorredner (Abgeordneter Windthorst)

wollte dem ersten Satz der Vorlage, der Gesamtvertretung, zustimmen, weil er sie für notwendig hielt, er hat aber im Eingang seiner Rede nachgewiesen, daß sie eigentlich schon bestünde*). Er war in dieser Beziehung ausnahmsweise derselben Meinung wie ich (Heiterkeit) und wollte also etwas bewilligen, was ich nach seiner Meinung schon habe, was er aber für notwendig hielt. Dagegen das zweite wollte er ablehnen, allein ich bin überzeugt, daß es bei dem guten Willen bleiben und die Mehrheit des Reichstages es bewilligen wird. Ich will den Bedarf einer Vertretung im einzelnen gar nicht mit der Notwendigkeit einer Geschäftserleichterung motivieren, ich will ihn nur aus dem Mechanismus der Beziehungen der einzelnen Ressorts zu einander und zur Gesamtvertretung motivieren. Unter den einzelnen Ressorts befindet sich zuerst dasjenige, welches am meisten Kontrasignaturen macht, Elsaß-Lothringen. Das Vertrauen des Reichstages hat mich seiner Zeit als Reichskanzler mit der Aufgabe beehrt, auch Minister für Elsaß-Lothringen zu sein. Diese Aufgabe vermag ich neben den andern nicht zu leisten, sie ist an und für sich eine solche, welche die Thätigkeit eines einzelnen geschäftskundigen und gesunden Mannes vollständig absorbiert; wenn man bedenkt, daß es sich um ein Land von 1½ Millionen Einwohnern handelt, mit eigentümlichen neuen und gespannten Verhältnissen, und mit einer Gesetzgebung, welche die ministerielle und königliche Gewalt viel weiter in das lau-

*) Abgeordneter Windthorst hatte geäußert: Ich bin der Ansicht, daß, wenn der Kaiser das Recht hat, den Reichskanzler dauernd zu ernennen, ihm auch das Recht nicht abgesprochen werden kann, für zeitweilige Verhinderung einen Stellvertreter mit voller Verantwortlichkeit zu ernennen.

fende Geschäftsleben hineinzieht als bei uns, so wird man sich sagen, daß jemand, der alle Ressorts eines Landes von 1 1/2 Millionen Einwohnern vertreten muß, das nicht als Nebenamt thun kann. Mein Bedürfnis war das Loskommen von dieser Aufgabe auf dem Wege der Gesetzgebung, durch ein Gesetz, welches erklärt, es braucht nicht der Kanzler, es kann ein selbständiger Minister andrer Art sein, der ein weitläufiges und schwieriges Amt versieht; ich habe es versucht und den Weg nicht gangbar gefunden. Auf diesem Gebiet würde ich deshalb einer vollen Stellvertretung bedürfen, auch dann, wenn ich nicht beurlaubt und nicht in meinen übrigen Geschäften behindert bin, und würde sie bei Sr. Majestät dem Kaiser von Hause aus beantragen.

Die Specialvertretung ist ferner eine Notwendigkeit, wenn man die ganz eigentümlichen Beziehungen des Auswärtigen Amtes zu allen übrigen Ministerien ins Auge faßt. Meines Erachtens soll der jedesmalige Gesamtvertreter des Kanzlers jederzeit derselbe sein, der den Ministerpräsidenten im preußischen Ministerium vertritt. Wenn überhaupt die Notwendigkeit, die Zweckmäßigkeit vorgelegen hat, daß der Posten eines Reichskanzlers und der Posten eines preußischen Ministerpräsidenten in derselben Hand sei; wenn ich mich durch Enthaltung während eines Jahres von der Annahme preußischer Geschäfte davon überzeugt habe, daß dies absolut notwendig ist, nicht weil der preußische Einfluß auf das Reich verloren geht, sondern weil der deutsche Einfluß auf Preußen verloren geht, weil die Vertretung des Reichs in Preußen eine so starke sein muß, wie sie nur der *leitende* Minister und nicht ein beisitzender Minister ohne Ressort ausüben kann. *Deshalb* bin

ich der Ueberzeugung, daß der regelmäßige Stellvertreter des Reichskanzlers jederzeit derjenige sein soll, der dieselbe Persönlichkeit in ihrer Eigenschaft eines preußischen Ministerpräsidenten innerhalb des preußischen Staatsministeriums vertritt, und ich erkenne es als einen Fehler, über den mich die Erfahrung belehrt hat, daß in früheren Zeiten während meiner Abwesenheit davon abgewichen worden ist. Wird dieses System aber angenommen, so ist es kaum möglich, daß wir in der Stellvertretung innerhalb des preußischen Ministeriums jederzeit einen — sagen wir Finanzminister, denn der wird im ganzen immer der natürliche und geborene Vertreter des Ministerpräsidenten bleiben, weil er an und für sich nach unsrer Organisation in allen Ressorts mitzureden hat — also daß wir immer einen Finanzminister haben, der zugleich imstande ist, Sr. Majestät dem Kaiser in auswärtigen Angelegenheiten den regelmäßigen Vortrag zu halten und den Verkehr mit den fremden Botschaftern und Gesandten zu führen. Dazu gehören gewisse technische Seiten, deren Ausbildung man nicht immer beim Finanzminister verlangen kann. Es würde also meines Erachtens für das Auswärtige Amt in der Regel das Bedürfnis einer gesonderten Stellvertretung, die nicht in die Gesamtvertretung einbegriffen ist, eintreten.

Diese Gründe für die Vorlage, die ich Ihnen anführe, sind ja ganz hausbackene geschäftliche Gründe, die prinzipiell nicht tief greifen; aber die Vorlage und die Art, wie sie besprochen ist, gibt mir doch Anlaß, auch die Ansichten zu besprechen, mit denen ich, ich kann nicht sagen, dieses Gesetz ausführen möchte, denn sie hängen kaum mit diesen Gesetzen zusammen; sie zu verwirklichen würde auch ohne dieses Gesetz möglich sein.

Ich habe nur eine öffentliche Aeußerung darüber aufgeschoben, weil ich das Bedürfnis hatte, zuerst noch im Bundesrat und im Reichstag die Ansichten über das von mir erstrebte Ziel zu kennen. Das Ziel, das von mehreren Seiten, beinahe von allen, die günstig bis auf den letzten Redner sich ausgesprochen haben, als erstes und allein schon sehr bedeutendes bezeichnet worden ist, ist das einer Verbesserung, einer Vereinfachung der zwischen dem Reich und den Einzelstaaten geteilten Finanzverwaltung. Um das zu erreichen, wird es eine große Erleichterung gewähren, wenn wir ein gesondertes Reichsfinanzamt einführen, welches zugänglich ist, ohne durch den jedesmaligen Präsidenten des Reichskanzleramts erst den Zugang zu ermitteln, welches die Reichsfinanzsachen direkt aus rein finanziellem Standpunkt sowohl mit den Ministern der übrigen Einzelstaaten, als auch namentlich mit dem preußischen Finanzministerium verhandeln kann. Daß das erleichtert ist, wenn das Reichsfinanzamt allein dasteht, glaube ich damit beweisen zu können, wenn ich Sie bitte, zu erwägen, wie sehr es erschwert sein mußte zu der Zeit, als das ganze Reichskanzleramt unter dem geschlossenen Vorsitz eines sehr sachkundigen Finanzmannes, des Herrn Präsidenten Delbrück war. Da würde die Verständigung eines Finanzministers, eines Partikularstaats mit den dem Präsidenten untergebenen einzelnen vortragenden Räten auf direktem Wege eine große Schwierigkeit gehabt haben. Dieser direkte Weg muß aber meines Erachtens unbedingt hergestellt werden.

Daß unsre Reichsfinanzleitung bisher nicht die Ergebnisse geliefert hat, die ich selbst von ihr wünsche, und die das Reich von ihr erwartet, mag ja zum Teil an den eigentümlichen Richtungen und Ueberzeugungen der

maßgebenden finanziellen Persönlichkeiten liegen; wie überhaupt in allen Sachen Personen wirksamer sind als Institutionen, so auch hier. Zum Teil liegt es aber doch in den Einrichtungen, die wir hatten, und die ich schon vorhin als fehlerhafte bezeichnete; ich meine zwei Finanzministerien, eins für das Reich, eins für Preußen, eins im Besitz der ergiebigen melkenden Kuh der indirekten Steuern, das andre im Besitz des ziemlich ausgebauten Bergwerks der direkten Steuern, die nicht notwendig durch unsre Institutionen gezwungen waren, sich zu verständigen oder eins die Meinung des andern anzunehmen. Diese beiden großen Ministerialkörper, das ganze Reichskanzleramt in seinem Zuhange, und das ganze preußische Ministerium, haben mir schließlich den Eindruck von zwei Lokomotiven gemacht, die sich auf demselben Geleise befinden und sich weder ausweichen noch aneinander vorbeikonnten, und keine fährt rückwärts, um der andern Platz zu machen. Sie hatten ihre unabhängige Ueberzeugung, ihre unabhängigen Ressortberechtigungen, und je nachdem die Lokalität und die Umstände den einen begünstigten, zog sich der andre in einer gewissen Verstimmung zurück, die eigentlich nicht der Sache hätte gelten sollen, sondern mehr im persönlichen Ansehen lag. Indessen wir bleiben alle Menschen, und wenn man daher das Hindernis nicht aus dem Wege räumt, kommt man zu keiner Verständigung.

Die ursprüngliche Stellung des Reichskanzleramts, wie sie unter dem Herrn Präsidenten Delbrück ihren Aufschwung nahm, war eine Institution, die zur Förderung der Ausbildung des Reichsgedankens und des Reichspersonals sehr wesentlich beigetragen hat, die aber, bis zu einer gewissen Größe angeschwellt, notwendig auf-

hören mußte, weil sie vor die Alternative gestellt war, entweder sich die übrigen Reichsministerien und in erster Linie das preußische zu unterwerfen, oder neben ihnen eine Thätigkeit zu beanspruchen, welche die Friktionen dieser vielrädrigen Maschine noch bei weitem verstärken mußte, ohne uns vorwärts zu bringen.

Ich glaube, daß Sie, wenn Sie den Mangel an Entwicklung in unserm finanziellen System mit Recht tadeln, doch den Personen nicht allein, sondern auch dieser Institution, der zu stark accentuierten reichsministeriellen Entwicklung nicht im Sinne der Verantwortlichkeit, aber im Sinne bureaukratischer Herrschaft einen wesentlichen Teil der Schuld dabei zuschreiben müssen.

Kann man nun dieses Hindernis aus dem Wege räumen? Ich glaube, durch ein sehr einfaches Hausmittel, welches ganz außerhalb der Tragweite dieses Gesetzes liegt, und welches ich die Absicht hatte, da ich von Sr. Majestät dem Kaiser die Genehmigung hierzu schon besaß, Ihnen zu bringen, sobald ich über die Tendenzen im Bundesrat und im Reichstag Klarheit hatte, nämlich, daß demnächst in Bezug auf die Reichsfinanzverwaltung dasselbe System eingeführt wurde, welches in Bezug auf die Reichskriegsverwaltung sich von Hause aus in Geltung befunden hat. Als die Reichsverfassung ins Leben trat, fand sich, daß der Theorie nach der Reichskanzler unter den vielen andern Janusköpfen, die er hatte, genau genommen auch den eines Kriegsministers, sowie den eines Marineministers besaß, und da habe ich proprio motu den von Ihnen mitunter als herrschsüchtig beurteilten Reichskanzler in seiner Macht vermindert, indem ich an Se. Majestät den Kaiser den Antrag richtete, zu befehlen, daß Berichte und Entwürfe zu Ordres

nur mit der gemeinschaftlichen Unterschrift des Kanzlers und des Kriegsministers dem Kaiser, damaligen König von Preußen, vorgelegt werden sollten, um auf diese Weise nicht nur in erster Linie dem Kanzler, sondern in entscheidender Linie dem Kaiser die Ueberzeugung zu gewähren, daß dieser Bericht vom Kriegsminister selbstständig geprüft war, daß derselbe verbunden war, seine Verantwortlichkeit durch Unterschrift zu übernehmen und den Text eines Ordre-Entwurfs durch seine Mitunterschrift zu sanktionieren. Nun ist es ja richtig, daß dadurch der Kriegsminister dem Reichstag gegenüber keine Verantwortung schriftlich übernahm. Aber hat Ihnen dieselbe jemals gefehlt, wenn das Militärbudget diskutiert wurde? Sind Sie nicht in der Lage gewesen, sich an die Person des Kriegsministers und nur an die seinige ohne Konkurrenz des Kanzlers jederzeit mit dem vollen Bewußtsein, daß er Ihnen Rede und Antwort stehe, halten zu können? Es hat dieses Mittel dahin geführt, daß ein so schwieriges und wegen seiner Selbständigkeit sehr empfindliches Departement wie das Kriegsministerium, an dessen Spitze ein Herr stand, der am allerwenigsten geneigt war, sich, wie man sagt, die Butter vom Brot nehmen zu lassen, der Feldmarschall Graf Roon, — daß gerade diese Verwaltung ohne alle Schwierigkeit sich glatt entwickelt hat, sich auch bereitwillig an allen Erlebnissen im Bundesrat, im ganzen Reichsleben beteiligt hat, während die andern Minister gar nicht mehr hineingekommen sind und den Bundesrat trocken gelegt haben. Und dabei kann ich nicht sagen, daß jemals ein ernstlicher, principieller Streit zwischen dem Kriegsministerium und mir in der ganzen Zeit gewesen sei, es sei denn in einzelnen Finanzfragen, wo ja natürlich, da ich die vices des

Finanzministers vertreten mußte, dieselben Kämpfe und Schwierigkeiten, die früher zwischen dem preußischen Finanzminister und Kriegsminister waren, sich auf mich übertrugen, aber ich glaube, doch nicht auf den zehnten Teil des Volumens und der Schärfe anschwollen, wie es in früheren Budgetjahren in Preußen der Fall war.

Wenn sich dort diese Einrichtung bewährt hat, warum soll es nicht möglich sein, für verfassungsmäßig zulässig halte ich es jedenfalls, daß durch innere Dienstabmachung der — nennen wir ihn Staatssekretär des Reichsfinanzamts in Beziehung zum preußischen Finanzminister gestellt wird? Ich bin darüber nach außen hin niemandem verantwortlich. Wenn ich den Finanz-, oder nennen wir ihn zur Unterscheidung 'mal Schatzsekretär, bitte, mir nie erhebliche Sachen, Gesetzgebungssachen, vorzulegen, wenn er nicht die Unterschrift des preußischen Finanzministers dazu mitbringt; wenn ich ferner mit dem preußischen Finanzminister verabrede, daß wir uns beide einer von mir erbetenen kaiserlichen und königlichen Verordnung unterwerfen, wonach ebenso wie in Militärfragen auch auf dem Gebiete der Finanzen Seiner Majestät nur das vorgelegt werden soll, was der Finanzminister sanktioniert hat oder worüber wir beide uns geeinigt haben, ich glaube, daß Sie dann ohne Verfassungsverletzung, ohne Schwierigkeit, einen allerdings nur auf königlicher Verordnung basierten Reichsfinanzminister besitzen; aber auf königlicher Verordnung beruhen die Ernennungen aller Minister, der König kann sie bekanntlich jeden Tag entlassen und wechseln.

Das ist meines Erachtens die wesentlichste Verantwortung, die ich in der Richtung des hier Gewünschten gegenwärtig leisten kann und gegenwärtig anstrebe, aber ich glaube

beinahe, es wird den hier ausgesprochenen Bedürfnissen genügen. Der preußische Finanzminister wird dann, noch mehr als bisher, nach der Ressortauffassung berufen sein, alle gesetzgeberischen Vorlagen, die er macht, vor dem Reichstag auch zu vertreten, und wenn man mir dagegen einwenden könnte, daß der Schatzsekretär des Reiches dann ziemlich überflüssig wäre, so muß ich das doch verneinen, denn das Reich und die übrigen Bundesstaaten bedürfen jemanden, der Reichsbeamtenqualität hat, um die Vermittlung zwischen den Präsidial- und den preußischen Anschauungen und den Anschauungen der übrigen Staaten zu besorgen; jemanden, den sie auch als ihren Beamten betrachten können, und an den sie ein Recht haben, sich zu wenden, wo sie nicht mit dem preußischen Minister zu verkehren haben, um Auskunft zu verlangen, wo sie in ihrem eignen Reichsbureau den Beamten finden können. Der unter Verantwortlichkeit des Kanzlers selbständig leitende Beamte wäre dann für mich gewissermaßen der deutsche Unterstaatssekretär des Finanzministers, mit dem ich direkt verkehre. Es mag ja diese Einrichtung ebenso gut wie manche andre eine dilettantische sein, aber sie ist eine praktische im Kriegsministerium gewesen, und ich schmeichle mir deshalb mit der Hoffnung, daß sie es auch auf diesem Gebiete sein könne. Im übrigen gehört allerdings dazu, daß, wenn sie ins Leben treten soll, wir im Reich auch Finanzen haben; so lange wir keine Finanzen haben, brauchen wir so wenig einen Finanzminister, wie ich einen Koch gebrauche, wenn ich keine Lebensmittel habe. Das Reich hat ja bisher seine Einnahmen wesentlich nur in den Matrikularbeiträgen, denn diejenigen, welche aus Zöllen und Steuern fließen, werden schon jetzt unter der Leitung

des preußischen Finanzministers im Zollvereinswege von den einzelnen Regierungen erhoben und fließen dem Reiche von da zu. Das Ausgabebudget zu machen, das besorgen eigentlich die einzelnen Ressorts in sich, der Finanzminister hat nur zu streichen, und das wird auch der jetzige schon thun. Also eine raison d'être, eine Berechtigung, ins Leben zu treten, hat die Einrichtung nur dann, wenn wir Reichsfinanzen haben, und ich hoffe, wir werden sie uns schaffen. Vielleicht wird man mir den Schluß auch umkehren und sagen: gib uns die Einrichtung, wir werden dir dann die Aufgabe, Finanzen zu schaffen, erleichtern; man wird vielleicht auch sagen, das ist eine außerordentliche Zusage, keine verbriefte, es ist kein Verfassungsartikel darin; oder man schlägt es auch ganz ab, — nun, dann kann ich auch so weiter leben, wie ich bisher gelebt habe.

Ich gehe hier sehr ungern auf ein Thema ein, welches nicht zur Sache selbst gehört, aber von einem der Herren Vorredner (dem Abg. Windthorst) in einer prägnanten Weise hier berührt worden ist und bei dieser Einrichtung, wie sie mir vorschwebt, eine sehr viel leichtere Erledigung finden kann als bisher, weil dann die Person im Reich und in Preußen bei dieser Einrichtung identisch sein würde, nämlich auf den Gedanken, daß eine Reform der Finanzwirtschaft in Preußen und im Reich gleichzeitig erfolgen müsse. Ja, meine Herren, das halte ich für rechtlich absolut unmöglich, und ich würde mich, wenn hier im Reiche Beschlüsse über die preußische Verfassung in der Weise getroffen werden sollten, daß die Bewilligung von Reichssteuern von Einrichtungen innerhalb Preußens abhängig gemacht würde, im Namen Sr. Majestät des Königs von Preußen dagegen ver-

wahren müssen. Die Revision und Abänderung der preußischen Einrichtungen steht dem preußischen Landtage zu; sie wird aber da auch ganz unzweifelhaft in dem gewollten Wege erfolgen. Ich weiß gar nicht, wie man sich die Sache anders denken könnte, wenn Preußen jetzt mit einemmal über sein Budget hinaus 60 Millionen mehr bekäme; wenn es dann nicht den Weg beschritte, der von den darüber sprechenden Herren gewünscht ist, so müßte man ja voraussetzen, daß ein im medizinischen Sinne geisteskrankes Ministerium in Preußen regierte. Was soll denn Preußen mit dem Gelde machen? Es kann es doch nicht vergraben, auch nicht verschenken, es muß in irgend einer Weise darüber bestimmt werden! Nun kann die preußische Regierung ohne die Einwilligung des Landtages auch nicht über einen einzigen Thaler bestimmen. Es wird also der ganz natürliche und notwendige Fall eintreten, daß die preußische Regierung dem Landtag den Vorschlag macht, so und so viel Steuern an die Provinzen, Kreise und Gemeinden abzuschreiben, so und so viel Steuern nachzulassen, weil sie entbehrlich sind. Ich begreife gar nicht, wie etwas andres geschehen könnte, und wie man nicht das volle Vertrauen zu der preußischen Regierung, zu dem preußischen Landtage haben kann, daß er diese res domestica bei sich verständig und ganz befriedigend ordnet. Wenn allerdings die Verbesserung der Reichssteuern davon abhängig bleiben sollte, wenn die Herstellung eines Zustandes, in welchem das gesamte Steuerbündel leichter zu tragen ist als bisher, davon abhängig gemacht werden sollte, daß vorher gewisse politische Bedingungen erfüllt werden, dann werden wir uns in einem vitiösen Zirkel befinden und nicht dazu kommen. (Sehr richtig!) Ich kann mir aber doch

nicht denken, daß jemand die Verantwortung übernehmen wollte, eine zweifellose Verbesserung in unsrem ganzen wirtschaftlichen Leben darum hintanzustellen, weil eine gewisse politische Klausel in einem der Reichsländer existiert, die nicht nach seinem Sinn geregelt ist. Ich glaube, die Unthunlichkeit dafür würde ganz einleuchten, wenn man den Spieß umkehrt und annimmt, die Regierung wollte ihrerseits die Besserung der wirtschaftlichen Lage, die Entwicklung von fruchtbringenden und zweckmäßigen Steuervorlagen davon abhängig machen, daß ihr erst eine politische Konzession gemacht, also z. B. in Bayern das Steuerbewilligungsrecht vermindert würde. Wenn sie verlangte: sobald in Bayern der Art. 109 der preußischen Verfassung *) eingeführt würde, dann würden wir das und das thun, dann würden wir eine Gesetzesvorlage machen können, wie man sie sich nur wünscht, — dann würde sich doch ein Schrei der Entrüstung gegen eine solche Regierung geltend machen. Wir sind nicht an Gegenseitigkeit der Behandlung gewöhnt. Also wir ertragen das Analoge in Ruhe und setzen bloß ein demütiges non possumus entgegen. In diesem vitiösen Zirkel wird eben ein Ausweg durch Vertrauen gefunden werden können. Wenn man dieselben Personen, die hier in Gestalt des Kanzlers und des Finanzministers Ihnen gegenübersitzen, im preußischen Landtag wiederfindet, so werden diese schwerlich in der Lage sein,

*) Artikel 109 der preußischen Verfassung lautet: Die bestehenden Steuern und Abgaben werden forterhoben, und alle Bestimmungen der bestehenden Gesetzbücher, einzelnen Gesetze und Verordnungen, welche der gegenwärtigen Verfassung nicht zuwiderlaufen, bleiben in Kraft, bis sie durch ein Gesetz abgeändert werden.

das dort nicht wahr haben zu können, was sie mit Ermächtigung ihres Landesherrn von Preußen hier haben erklären und versprechen können, auch wenn kein bestimmter Handel gemacht wird. Ich möchte daher ein Vorurteil bekämpfen, welches sich, wie ich fürchte, in unsrer öffentlichen Meinung festsetzt, nämlich, daß Regierung und Volksvertretung zwei Körper wären, die ein verschiedenes Interesse hätten, und daß man mit Genehmigung einer Vorlage der Regierung eine Gefälligkeit erweisen könnte, welche diese mit einer Gegenkonzession beantworten müsse. Das halte ich für eine Verschiebung der Verhältnisse; wir leben unter demselben Dach, wir haben dasselbe Interesse, und eine Verkümmerung der Regierungsgewalt, ein Verfallen unsres wirtschaftlichen Lebens — ich wüßte nicht, warum mir das mehr am Herzen liegen sollte, als einem unter Ihnen. Was Sie aushalten, kann ich auch aushalten; wir haben das gleiche Interesse, zu bessern, wenn es durch das Dach regnet, wir können uns nicht als zwei Parteien hinstellen, von denen die eine sagt: gieb mir erst das, dann will ich dir jenes geben.

Das erwähne ich bloß in Parenthese, weil wir auf einen falschen Weg geraten, wenn wir uns in zwei gesonderte Lager geteilt denken. Diese Wand von Holz (der Kanzler deutete auf die Schranke des Bundesratstisches), die zwischen uns liegt, ist keine Scheide für unsre Gefühle, die wir für Reich und Land hegen, für deren gesamte Interessen, und wenn ich morgen nicht mehr Kanzler, sondern Abgeordneter bin und da unten sitze und einer von Ihnen hier oben, so wird es mir nie einfallen, in der Eigenschaft eines Abgeordneten über die Dinge anders zu denken als in der Eigenschaft als Minister.

Die akute Ministersäure, die in früheren Zeiten existiert haben mag, wo einer, sei es für den Absolutismus, sei es für seine eigne Herrschaft vielleicht mehr als für das Land gekämpft und als das seinige betrachtet hat, was er der Volksvertretung an Rechten abgewinnen konnte, die ist uns gründlich ausgetrieben; meine Herren, das gehört vergangenen Zeiten an. Wir erstreben und wollen, wie ich schon öfter wiederholt habe, alle dasjenige Maß von Freiheit und Unabhängigkeit und freier Bewegung der Volksvertretung, das mit der Sicherheit und Stetigkeit unsrer Einrichtungen überhaupt nur irgend verträglich ist, und etwas andres erstreben Sie auch nicht; wir haben dieselben Ziele, und wenn wir über diese Wahrheit ganz zweifellos einig sind, dann glaube ich, wird auch diese kranke Blässe des Mißtrauens schwinden, die dem Minister gegenüber immer auf den Konfliktmoment rechnet und nur fragt, wie wird das Beschlossene da wirken, wie stellt sich da die Probe auf das Exempel, wenn wir in Konflikt kommen? Ein Konflikt ist eine so unnatürliche Sache, und wenn er einmal kommt, pflegt sein Ausgang und sein Verlauf wenig von den einzelnen Klauseln, die man sich gegenseitig schriftlich gegeben hat, abhängig zu sein.

Ich erlaube mir nach diesem vielleicht nicht zur Sache gehörigen Exkurs, auf den ich aber durch den Vorredner gekommen bin, auf die Einzelheiten in der Vorlage einzugehen, die von einzelnen erwähnt sind.

Zunächst finde ich eine Notiz, — es ist unmöglich für mich, aus den zum Teil ausgedehnten Reden mich aller Sätze zu erinnern — bei der des Herrn Vorredners, weil ich von dem erwarte, daß er überhaupt nicht mit uns stimmt, habe ich mein Gedächtnis nicht so an-

gespannt ... aber von dem vorhergehenden Herrn Redner, Herrn v. Bennigsen, habe ich die Frage gehört, ob, wenn Se. Majestät der Kaiser einmal eine Stellvertretung ermächtigt hat, auch wieder eine kaiserliche Verordnung erforderlich wäre. Ich halte das für zweifellos, denn eine kaiserliche Verordnung bleibt für mich so lange in Gültigkeit, bis sie durch eine neue aufgehoben ist. Ebenso halte ich es für zweifellos, daß derjenige, der eine solche Stellvertretung mit der Kontrasignatur überkommt und übernimmt, auch der allein Verantwortliche für dasjenige ist, was er kontrasigniert. Ueber die ganze übrige Art von Stellvertretung kann man ja zweifelhaft sein, aber unser heutiges Thema ist ja vorzugsweise die Kontrasignaturfrage, und wer die Kontrasignatur nach dem Gesetz ausübt, trägt auch die Verantwortung ganz allein.

Damit will ich mich ja in keiner Weise von der Qualität der Verantwortlichkeit lossagen, welche, wie ich glaube, Herr v. Bennigsen die geschichtliche und politische nannte, also für die Auswahl der Personen, für die Gesamtrichtung der Politik. Das ist eine Verantwortlichkeit, die dem leitenden Minister niemals wird abgenommen werden können, und so erklärt sich auch, glaube ich, der Zusatz des § 3, den wir zuerst deshalb nicht gemacht hatten, weil ich das eigentlich als selbstverständlich ansah; denn es würde das sehr schwer sein, zu verhindern: ein Reichskanzler, der überhaupt das Vertrauen des Kaisers nicht mehr hat, wird es nicht mehr bleiben, oder es wird ganz gleichgültig sein, was er thut; wenn er es aber hat, wird immer die Möglichkeit sein, daß, wenn sein Vertreter sagt: ich habe jetzt das Amt zu besorgen, der Kanzler sich an den Kaiser wendet und ihn

bittet, entweder diese Vertretung abzustellen oder sie ruhen zu lassen. Es wird nicht praktisch sein, daß § 3 wegfällt.

Aber noch eins! Wenn für den Kanzler auch nur die Eigenschaft eines Premierministers bleiben soll, ... lassen Sie mich den Ausdruck gebrauchen, ohne daß ich dadurch in den Verdacht verfiele, ein Reichsministerium zu erstreben, ich glaube, ich habe mich darüber zu oft ausgesprochen und bin auch heute nicht davon bekehrt: ich halte den Bundesrat für eine bessere Einrichtung als ein Reichsministerium, und wenn er nicht bestände, so würde ich beantragen, ihn einzuführen. Ich halte den Bundesrat für eine außerordentlich zweckmäßige Einrichtung, sie macht unsre Gesetzgebung leichter und besser als ein Ministerium und unterstützt sie durch ein großes Maß politischer Erfahrungen aller Einzelregierungen. Ich sage also, wenn ich das Beispiel eine Premierministers für mich in Anspruch nehme, versteht sich bloß auf den Gebieten, die nicht dem Bundesrat, sondern den kaiserlichen Beamten angehören, so würde ich auf diese Stellung nicht so weit verzichten können, daß ich ein Recht aufgebe, welches ich für das zweitwesentlichste des Premierministers halte, nämlich bei einer politisch wichtigen Maßregel, die nach seiner Meinung auf eine schiefe Bahn geraten ist, ein Veto einzulegen. Diesem Gedanken gibt § 3 Ausdruck neben dem, daß vielleicht die übrigen Bundesstaaten das Recht nicht aufgeben wollen, sich auch im Fall der Vertretung mit ihrer Forderung an den Kanzler halten zu können. Im preußischen Ministerium hat der Ministerpräsident zwar kein Veto, da gibt es überhaupt keinen Ministerpräsidenten, sondern nur einen Minister, der den Titel führt,

die Debatte geschäftlich zu leiten hat und seine Kollegen bitten kann; aber zu sagen hat er nichts, auch kein Veto, und wenn sich jemals ein Ministerpräsident eines gewissen Einflusses auf seine preußischen Kollegen erfreut, so ist das doch gewöhnlich mehr das Ergebnis einer sehr langen Dienstzeit und eines besonderen Maßes von Vertrauen, dessen er beim Monarchen genießt, als der Ausdruck der Institution; der preußische Ministerpräsident hat gar keinen gesetzlichen Einfluß. Also dieses Veto auch des beurlaubten Kanzlers halte ich für unentbehrlich, sonst schwindet das Maß von Verantwortlichkeit, welches auch der Herr Abgeordnete v. Bennigsen festhalten wollte, dasjenige für die Gesamtrichtung der Politik.

Es wurde vorhin erwähnt, daß einzelne Ressorts, ich glaube, es wurde gesagt, die mit erhöhter Dampfkraft arbeiten, unter Umständen einer finanziellen Kontrolle bedürften. Ja, diese Kontrolle kann doch nicht so weit gehen, daß Sie aus dem Finanzminister den Vorgesetzten eines dieser Ressorts machen. Es wird dann immer das Bedürfnis einer Entscheidung eintreten, die bei solchen Streitigkeiten in Preußen auch noch nicht vom Ministerium mit rechtlicher Wirkung gegeben werden kann, sondern die dann schließlich beigelegt oder von Sr. Majestät entschieden wird. Nun in allen kleinen Stücken bei Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Finanzminister und einem Ressortchef an Se. Majestät zu gehen würde sehr weit führen, und da hat die Reichsverfassung vor der preußischen den Vorzug, daß sie einem der Minister, dem Kanzler, dem Premierminister an und für sich das Entscheidungsrecht gibt. In Preußen muß er zu den Kollegen, mit denen er sich nicht verständigen kann,

sagen: einer von uns muß gehen; und das gibt langwierige, oft jahrelang sich hinziehende Debatten. Im Reiche nicht, denn es ist ein Minister vorhanden, der das Recht zu verfügen hat.

Es sind ja, wie schon vorher bemerkt wurde, alle diese Verhältnisse in keinem konstitutionellen Staat, am allerwenigsten in England systematisch geordnet. Aber in England ist wenigstens die Gewalt des Premierministers eine, wie wir sie gar nicht kennen. Ich weiß nicht, ob Sie in gewissen neueren englischen Publikationen die Erinnerung an den Streit gelesen haben, in welchem 1850 der Premierminister, damals Lord Russel, sich mit Lord Palmerston befand, die einen merkwürdigen Brief von Lord Palmerston, einem gewiegten Kenner des englischen Rechts, bringen, worin er sagt: ich bestreite in keiner Weise das Recht des Ministers — es ist der einzige, den er Minister nennt, der Premierminister —, jedes Mitglied der Regierung ohne Angabe von Gründen zu entlassen. Nun, soweit wird man bei uns niemals gehen, und es ist auch vielleicht in England mit der Ausführung dieser Berechtigung und mit der Möglichkeit, es zu thun, nicht immer so ganz ernsthaft gehalten worden, weil dazu Unterschriften gehören, über die der Minister nicht verfügt. Aber gewiß ist doch in England nach diesem Zeugnis von Lord Palmerston für jedes Mitglied der Regierung die unzweifelhafte Pflicht anerkannt: wenn der Premierminister den Wunsch ausdrückt, es möchte gehen, daß es geht, und daraus folgt im gewöhnlichen Leben, daß die Vorschriften, die Wünsche, die Politik des Premierministers in England durchschlagen. Sogar in der sonst in fast allen Staaten sehr gedeckten auswärtigen Politik sehen wir doch, daß

in England heutzutage die Politik durch den Premierminister, ja mit dessen maßgebendem Votum entschieden wird.

Die ferner aufgeworfenen Fragen sind diejenigen, ob ein immerwährender, gewissermaßen ein eiserner Stellvertreter von Hause aus für alle Fälle, oder ob erst in Fällen der Vertretungsbedürfnisse der Vertreter ernannt werden soll. Ich habe keine andre Alternative als den zweiten Fall im Sinn gehabt. Ein immerwährender, ein eiserner Stellvertreter könnte nur der Vicepräsident des preußischen Staatsministeriums sein. Nun braucht bloß der Fall einzutreten, daß dieser mit dem Kanzler zugleich nach Kissingen gehen muß, dann ist wieder keine zweifellose Möglichkeit der Vertretung vorhanden. Aber ich will das nicht einmal annehmen; er könnte auch aus augenblicklich sachlichen Gründen vielleicht nicht geeignet sein. Nehmen Sie an, daß zwischen ihm und dem Kanzler augenblicklich ein prinzipieller Streit über die Entwicklung des Finanzwesens schwebt, und nun geht der Kanzler auf Urlaub. Nichtsdestoweniger muß er ihn zum Vertreter nehmen und es darauf ankommen lassen, ob er in seiner Abwesenheit seine Meinung durchführt oder nicht. Aber ich bin schon durch die Rücksicht auf Se. Majestät den Kaiser dazu bestimmt, der das Recht hat, den Kanzler zu wählen, wo und wie er will, und daher muß ich auch im Namen Sr. Majestät das Recht in Anspruch nehmen, sich den Stellvertreter nach eignem Ermessen zu wählen.

In den einzelnen Ressorts sind ja durch die Vorlage die Stellvertreter gegeben, welche immer nur die beteiligten Ressortchefs sein können, und bei ihnen hat die Stellvertretung mit der Kontrasignatur ja zugleich die

Bedeutung einer Abbürdung der Geschäfte. Die ist zwar jetzt einigermaßen auch schon vorhanden; beispielsweise in der Postverwaltung wüßte ich nicht, wie sich etwas ändern könnte. Außer monatlichen Uebersichten, um die ich den Herrn Chef, den Generalpostmeister, gebeten habe, erfahre ich amtlich kaum etwas über den Gang der Post, und so lange keine Klagen kommen, halte ich mich auch nicht für berufen, einzugreifen, also bloß einen Akt der Herrschsucht auszuüben. Das ist mein Bedürfnis nicht.

Ueber die selbständige Finanzabteilung habe ich bereits gesprochen. Wie das Reichsjustizamt, das später meines Erachtens neben dem Finanzamt einzurichtende Reichsverwaltungsamt sich dazu stellen wird, — ja, meine Herren, da möchte ich vorschlagen, warten wir das in der praktischen Entwicklung ab. Grau ist alle Theorie, man kann eine bestimmte Schablone unmöglich aufstellen, die alle Fälle, welche bei diesen verwickelten Fragen eintreten können, vorher erschöpft, sondern man muß das Ganze sich praktisch gestalten lassen und dann sehen, wo etwa nachzuhelfen ist. Es ist das ja in unserm ganzen Reichsleben und in der Entwicklung unsrer Gesetzgebung überall der Fall gewesen. Ich habe mir vor acht Jahren nicht träumen lassen, daß ich noch einmal öffentlich erklären würde, die Einrichtung des Reichskanzleramts als solches habe ihre Zeit überlebt. Ich habe dieselbe damals für eine dauernde gehalten, und ich muß sagen: probieren geht über studieren.

Ich bitte Sie, diese Vorlage anzunehmen, so wie sie ist; sie mag zu weiteren Diskussionen Anlaß geben, das thut uns nichts; ich habe es nur mit Dank anzuerkennen und hoffe nnd wünsche nur, daß die Diskussion

auch weiter wie heute, mit Ruhe und Wohlwollen verläuft. Sollte sie also morgen noch fortgesetzt werden, so thut das gegen die Vorlage nichts; ich hoffe, Sie nehmen sie an, so wie sie hier liegt, ohne sie amendieren zu wollen. Die Verständigung im Bundesrat ist an und für sich keine ganz leichte geworden. Die leitenden Minister sind zu diesem Behuf selbst hier zusammengekommen, und die Verständigung über eine Abänderung ist, wenn sie die Teile betrifft, die nach meiner eignen Anerkenntnis eine Modifikation der Verfassung enthalten, mit 14 Stimmen unmöglich zu machen, und 14 Stimmen finden sich bei der juristischen Durchbildung, mit der man die Deutung aus jedem einzelnen Wort und aus dem Punkt überm i herleiten kann — 14 Stimmen, die in Besorgnis sind, finden sich sehr leicht zusammen.

Also ich möchte bitten, die Vorlage in der Form, wie sie aus dem Bundesrat gekommen ist, anzunehmen und auf solche Amendements zu verzichten, die eigentlich in der Sache nichts ändern, sondern nur eine vielleicht deutlichere, vielleicht aber auch weniger deutliche Fassung in sie hineinzubringen beabsichtigen, und im übrigen überzeugt zu sein, daß mit dieser Vorlage ja kein Abschluß für immer geschaffen ist, sondern daß eine langsame Fortbildung, vielleicht nicht nach der Richtung verantwortlicher Reichsminister, vielleicht nach besserem gegeben ist, daß eine langsame Fortbildung unsrer Institutionen, namentlich in all den Verwaltungszweigen, die hier behandelt werden, ja an jedem Tag erstrebt wird, und ich glaube, daß Sie die Maschine mit der Zeit weicher, nachgiebiger und elastischer finden werden, als bei einer einheitlichen Monarchie mit verantwortlichen Ministern;

in diesem Sinne bitte ich, der Vorlage zuzustimmen. (Bravo!)

Die erste Beratung des Gesetzentwurfs wurde hierauf geschlossen.

---

17. Anerkennung der partikularen Rechte.

8. März 1878.

Zur zweiten Lesung des Stellvertretungsgesetzes in der 16. Sitzung am 8. März hielt nach dem Abgeordneten v. Kleist-Retzow der Reichskanzler folgende Rede:

Ich habe zu meiner Genugthuung in dieser Diskussion nicht den Beruf, an diejenigen Teile in der Rede des Herrn Vorredners anzuknüpfen, deren Inhalt von Verhältnissen spricht, die uns früher getrennt haben oder in Zukunft trennen könnten, sondern wenn ich auf dem Gebiet des Themas der Vorlage bleibe, kann ich mich auf das beschränken, was er im ersten Teil seiner Rede berührte, und wovon ich hoffe, daß es uns einigen wird und den Ausdruck unsrer Einigkeit in Gestalt einer Annahme unsrer ursprünglichen Vorlage zuwege bringt. Ich habe ebenso gut wie der Herr Vorredner und wohl jeder von uns vielleicht manches in der Vorlage anders gewünscht, aber es fragt sich, ob das Gewünschte und das Erreichbare sich immer decken. Unsre besten Bestrebungen in Deutschland sind zum Teil daran gescheitert, daß das nicht der Fall war. Denken wir an Größeres, um in Erinnerung daran auf das Kleine und Geringere zu schließen, was uns vorliegt, und was die Gemüter in der Art, wie es der Fall ist, doch wohl nur, nicht nur durch seinen praktischen Inhalt, sondern durch

die Gedankenflüge beschäftigt, die sich daran knüpfen können, wenn dieser Inhalt sich verwirklicht*).

Der Herr Vorredner hat einem Gedanken in einer schärferen Weise, als bisher geschehen ist, Ausdruck gegeben, in einer Weise, die mich nötigt, doch eine modifizierte Stellung zu diesem Thema zum Ausdruck zu bringen, nämlich den Gedanken, daß die ganze Reichsverwaltung schließlich durch preußische Ministerien direkt zu führen sei, nicht bloß thatsächlich, sondern daß dieser Thatsache auch in der Form Ausdruck gegeben werden sollte. Es ist dies in den ersten Jahren des Norddeutschen Bundes bis zu einem gewissen Grade der Fall gewesen, als wir Reichsbeamte und Reichsinstitutionen überhaupt noch nicht hatten. Ich betrachte es aber als einen wesentlichen Fortschritt, daß wir uns davon entfernt haben, daß wir eigne Reichsbeamte und Reichsinstitutionen haben und als Aufgabe der Thätigkeit eines jedesmaligen Reichskanzlers nur die, die Friktionen dieser neuen Reichsinstitutionen mit den althergebrachten Institutionen der einzelnen Staaten zu vermeiden und zu vermitteln, soweit er kann. Da ist nun der schwarz-weiße Anstrich der Sache gerade nicht das richtigste Mittel, rein äußerlich, wir hängen aber sehr von Aeußerlichkeiten ab. Um das vor Augen

---

*) Der Abgeordnete von Kleist-Retzow hatte sich u. a. geäußert: „Ich halte eine solche Vertretung der Aemter zur gedeihlichen Entwicklung unsrer Verhältnisse für notwendig, daß der betreffende preußische Ressortminister die Verwaltung übernimmt, denn bei der größten Hochachtung vor dem Bundesrat: derselbe ist doch außer stande, mit 58 Personen oder auch in seinem Ausschuß die Reichsverwaltung, z. B. die Finanzen einheitlich in konzentrierter Leitung in die Hand zu nehmen u. s. w. Die Reichsverwaltungen müssen allmählich in die Hände der preußischen Minister übergehen."

zu bringen, erlaube ich mir, an eine der großen historischen Thatsachen zu erinnern, die für die Herstellung des Deutschen Reiches entscheidend und maßgebend waren; es war der Brief, den Se. Majestät der König von Bayern an Se. Majestät den jetzigen deutschen Kaiser schrieb, als wir in Versailles waren. Ohne auf den Wortlaut einzugehen, es war ein Hauptgedanke in diesem Brief: die bedeutsamen Rechte, die ich hierdurch einem andern Fürsten in meinem Lande Bayern einräume, die kann ich einem König von Preußen nicht einräumen, die kann ich nur einem deutschen Kaiser geben. Es war damit der meines Erachtens richtige Standpunkt ausgedrückt und, wenn ich mich richtig erinnere, in diesem Sinne motiviert: der deutsche Kaiser ist mein Landsmann, der kann hier Rechte ausüben; der König von Preußen ist mein Nachbar. Dieses Gefühl, meine Herren, ist meines Erachtens ein hochberechtigtes durch den ganzen Lauf der deutschen Partikulargeschichte, und selbst von seiten derer, die geneigt wären, diese Berechtigung in minderem Maße als ich anzuerkennen, möchte ich wünschen, daß sie sich gewöhnen, damit zu rechnen. Ich bin nachgerade einer von den älteren und erfahreneren Geschäftsleuten geworden und weiß, wie bedeutsam diese Elemente gerade auf die Gemeinsamkeit des deutschen Landes zurückwirken. Ich bin an den Geschäften schon beteiligt gewesen, als das Dreikönigsbündnis vor 27 oder 28 Jahren scheiterte, und zwar war ich an den intimeren Verhandlungen zwischen den Höfen in dem Maße beteiligt, daß ich mit ziemlicher Sicherheit behaupte, es scheiterte einfach an der Frage: sollen die einzelnen Höfe eigne Gesandtschaften, einzelnes Gesandtschaftsrecht behalten oder nicht? Mit dieser Frage wurde der Abschluß gewiß neun Monate — wenn ich nicht

irre, sogar länger als ein Jahr — hingehalten, über alles übrige war man hinreichend einig. Darüber verfloß das tempus utile, es kamen rauhe Winterstürme, in denen diese jungen Frühlingsschößlinge nicht mehr gedeihen konnten. Hatte nun dieses Recht eine wirkliche materielle Bedeutung? Ich war damals nach meinen Lebensjahren und meiner Stellung wohl berechtigt zu reden, wenn ich gefragt wurde, aber nicht zu reden, wenn ich nicht gefragt wurde. In letzterem Fall habe ich mich dahin geäußert: haben die einzelnen Staaten den Einfluß auf deutsche Entschließungen, daß fremde Machthaber sich um ihren guten Willen bewerben, so gibt es kein Absperrungssystem, welches die Verbindungen abschneiden könnte, und sie können vom Gesandten bis zum Schreiber und Kammerdiener und anscheinend Kaufmann heruntergehen. Man kann da keinen hinreichend wasserdichten Verschluß finden, der diplomatische Beziehungen absperren könnte. Bei denjenigen Stellungen, wo das nicht der Fall ist, wo das Ausland sich nicht um die Stimmen bewirbt oder nicht auf sie hört, bei den kleineren oder weniger mächtigen Staaten, da ist es ziemlich gleichgültig, ob sie Gesandte im Auslande unterhalten oder nicht; jedenfalls ist es erfreulich, wenn die Berechtigung dazu sie mehr als anderes mit einer Lage, die ihnen sonst nicht erwünscht ist, versöhnt. So ist es auch mit der Formfrage, die ich neulich schon berührt habe: soll der Vertreter eines Bundesstaats genötigt sein, sich hier, wenn er Verkehr mit dem Reich hat, in ein preußisches Ministerialhaus zu begeben und mit dem preußischen Minister als solchem zu verkehren? Ich glaube, es ist das weder geschäftlich nützlich noch politisch förderlich, sondern man ist es dem Reiche und den Bundesgenossen

schuldig, eine Reichsverwaltung, die ihre Farben trägt, an die sie sich halten können, die zu ihrer Verfügung und im Dienst des Reiches ist, herzustellen; ich freue mich, daß im Bundesrat darüber Einstimmigkeit vorhanden war, daß in den Motiven die Bestimmung, daß dies in Bezug auf die Finanzen mit der Modifikation, die wir kennen, der Fall sein sollte, Aufnahme gefunden hat, daß nämlich der preußische Finanzminister wirklich der thatsächliche Leiter der gesamten Finanzen sein sollte, nnd daß darüber im Bundesrat Einstimmigkeit herrschte, und daß dieser Punkt gar keine Schwierigkeit und gar keine Diskussion gemacht hat. Es ist bei allen die Aussicht für die gemeinsame Finanzverwaltung; wenn sie fruchtbringend sein soll, ist es notwendig, mit dem Dualismus ein Ende zu machen, nach welchem jetzt die indirekten Steuern von einer Finanzverwaltung, die direkten Steuern von 24, 25 andern versehen werden; ist es notwendig, daß man da wenigstens eine Zusammenschiebung soweit erreicht, wie sie durch die Hilfe des preußischen Finanzministers zu erreichen ist, der ja seinerseits, was der Herr Vorredner ganz richtig ausführte, alle Freuden und Leiden eines Einzelstaats von preußischem Standpunkt aus mitfühlt und insofern die Interessen des Einzelstaats dem Deutschen Reich gegenüber auch zu vertreten haben wird, während die Reichsinteressen bei dem Reichsschatzsekretär — möchte ich ihn nennen — gegenüber den einzelnen Staaten daneben ihre Vertretung finden. Wenn ich bei meinen früheren Aeußerungen darüber in erster Linie den preußischen Finanzminister zugleich als den natürlichen und regelmäßigen Vertreter des abwesenden oder behinderten Reichskanzlers bezeichnet habe, so hat das den Grund, daß dem preußischen

Finanzminister die dortigen Gepflogenheiten an und für sich ein gewisses Einmischungsrecht in die übrigen preußischen Ressorts geben, er also die nächste Anwartschaft auf das Präsidium im preußischen Staatsministerium hat, wenn der ernannte Ministerpräsident nicht anwesend ist. Absolut notwendig ist diese Einrichtung aber nicht; man kann in Preußen, je nachdem die Persönlichkeiten dazu in der einen oder andern Stellung geeigneter sind, ja auch den Minister des Innern zum Vicepräsidenten ernennen, ja man kann auch einen Minister ohne Portefeuille als Vicepräsidenten haben in einer ähnlichen Weise wie er in Preußen unter dem Ministerium Hohenzollern in der Person des Herrn v. Auerswald bestand, einen Minister ohne Portefeuille, der aber, sowie der Ministerpräsident nicht da ist, vermöge seines Amts sicher den Vorsitz im preußischen Ministerium übernimmt, und der dann auch jedesmal in den kanzlerischen Vertretungen substituiert werden würde. Von der Notwendigkeit dessen, daß beides Hand in Hand bleibe, habe ich ja früher Zeugnis abgelegt. Aber auch in diesem Fall würde dieselbe Einheit oder ein annäherndes Maß von Einheit der einzelstaatlichen Finanzen mit den Reichsfinanzen nicht ausgeschlossen sein. Das Verhältnis des preußischen Finanzministers zu dem Reichsschatzsekretär, den ich neulich gewissermaßen als den Unterstaatssekretär für die indirekten Steuern bezeichnete, denke ich mir ganz unabhängig von der Präsidialfrage. Man kann sogar Gründe dafür anführen, daß beide Verhältnisse getrennt bleiben sollten. Der Hauptgrund liegt in dem großen Umfang, welchen das preußische Finanzministerium an sich hat. Man kann diesen Umfang verkleinern, Domänen, Forsten abzweigen, vielleicht noch mehr, aber an und für sich ist jetzt

der Umfang so groß, daß es daneben für einen Finanzminister, der nun auch noch die Reichsfinanzen leitend im Auge behalten, ja sie leiten soll, nun noch die ganze Stellvertretung des Kanzlers zu übernehmen, eine Aufgabe ist, die ihn zersplittert, und der er nicht überall genügen kann.

Diesem Uebelstande, wenn er eintreten sollte, kann man auf zwei Wegen begegnen. Einmal, daß der stellvertretende Kanzler dann jederzeit die Specialvertretungen, zu denen dieses Gesetz die Berechtigung gibt, ins Leben treten läßt, die Nebenschachteln zumacht, seinem Auge entzieht und auf eigne Verantwortung so, wie es hier zugelassen ist, gehen läßt, und sich nur um die Gesamtleitung und diejenigen Branchen bekümmert, die hier ausgenommen sind. Das war der Fehler, den der Herr Vorredner hervorhob, die Ausübung der Aufsichtsrechte des Reichs betreffend, im Gegensatz zu den eigentlichen Reichsverwaltungszweigen.

Nun, gerade bei dieser Ansicht tritt das Unbehagen ein, das ein württembergischer, sächsischer Finanzminister empfindet, wenn er sich in Reichsangelegenheiten — oder nennen wir den Justizminister — in Aufsichtsfragen nicht an die Reichsinstanz, sondern an das königlich preußische Justizministerium wenden müßte, und das dann nach der gesetzlichen Lage reskribierend nach Stuttgart und Dresden entscheidet. Das sind diese kleinen Gefühlseindrücke, von denen wir alle nicht herunterkommen können, — ich glaube, die Herren im Reichstag, wenn sie in den eignen Busen greifen, auch nicht! Das Gefühl der Verletzung äußerer Würde kann in parlamentarischen Versammlungen, wie ich erfahren habe, mitunter sehr mächtig werden, ohne daß ein eigentlich praktischer

Grund vorhanden ist, und kann dem Ausdruck dafür Raum geben, obschon geschäftlich nichts dadurch geändert wird. Also gestatten Sie auch den Einzelregierungen, dieses Gefühl ihrer staatlichen Würde äußerlich durch die Reichsfarben aufrecht zu erhalten, daß ihnen die preußischen Farben nicht in dem Sinn vor Augen gerückt werden, in welchem jener Brief Sr. Majestät des Königs von Bayern damals sehr richtig das Verhältnis des Königs von Preußen von dem Verhältnis des deutschen Kaisers unterschied.

Ich bin nicht in der Lage, augenblicklich weiter eingehende Aeußerungen über die Sache zu machen ohne Gefahr, daß ich bei der sehr ausgiebigen Auslassung von der letzten Verhandlung in Wiederholungen verfalle. Ich bitte um die Erlaubnis, bei einzelnen Punkten, die mir auffallen, meine Meinung vielleicht zu sagen, aber im allgemeinen die Bitte an das Haus zu richten, solche Amendements, die nicht der Ausdruck einer ganz absoluten und unbesiegbaren prinzipiellen Ueberzeugung sind, die ja niemand in sich zu ersticken vermag, fallen zu lassen und bei dieser Sache mehr als bei einer andern das gute Sprichwort zu beherzigen: das Beste ist des Guten Feind — — selbst solche Amendements, die bloß, ich will nicht darüber streiten, eine präzisere Fassung geben, gerade, weil sie weiter nichts geben. Ich bitte, in einem Gesetz, welches in hohem Maße auf persönlicher Auslegung beruhen wird, und wo eigentlich das Beste, um es fruchtbar zu machen, aus der freien Entschließung des Kaisers wird hinzugethan werden müssen, es nicht mit dem Ausdruck so genau zu nehmen, und nicht, wo nicht unüberwindliche Gewissenshindernisse vorhanden sind, die Vorlage nochmals an den Bundesrat zurückzuverweisen. Es

ist nicht ohne schwere Mühe und Arbeit möglich gewesen, im Bundesrat das Maß von Uebereinstimmung, dessen Ausdruck diese Vorlage ist, herzustellen, und die Schwierigkeiten, die durch die räumliche Trennung der Regierungen voneinander, durch Mißverständnisse einzelner Worte, durch unreife und oberflächliche Zeitungsartikel geschaffen werden, wirken bei den vielen Instruktionseinholungen auf die Dinge in einer Weise ein, die sich ohne mündliche Besprechung der leitenden Minister gar nicht erledigen und klären läßt. Letztere hat bei dieser Gelegenheit stattgefunden, die Herren sind dazu hergekommen. Ich weiß nicht, ob das Maß von Mehrheit im Bundesrat, welches für einzelne solcher Bestimmungen, und gerade für die angefochtenen, erforderlich ist, sicher wieder zu erreichen ist, ob wir in dieser einfachen Sache, von der ich glaubte, sie würde ohne Diskussion angenommen werden, uns nicht lieber hier einigen sollten. Solche Amendements, die nicht auf einem notwendigen Ueberzeugungsausdruck beruhen wie z. B. diejenigen der Zentrumspartei oder diejenigen des Grundsatzes, daß kein Beamter gleichzeitig dem einzelnen Staat und dem Reich dienen darf, sollten wir fallen lassen, weil ich nicht dafür einstehen kann, ob es möglich ist, bei einer neuen Beratung im Bundesrat zu verhindern, daß sich 14 Stimmen — und mehr sind nicht nötig — gegen die Beschlüsse des Reichstages zusammenfinden, und dann haben wir von neuem eine Arbeit, der ich wenigstens in meinem Gesundheitszustande nicht ohne große Sorge entgegensehen kann. Das kann ja kein Grund sein, in der Sache so oder anders zu beschließen, es ist bloß für mich ein Motiv, nach dem ich meine Kräfte bemessen muß, ob ich überhaupt für jetzt meine Teilnahme an den Diskussionen

fortsetzen könnte oder nicht. Ich würde daher dankbar sein, wenn diejenigen, die überhaupt etwas zustande bringen wollen, den einzelnen Wendungen, die ihnen nicht gefallen, nicht so sehr scharf ins Gesicht sehen, sondern die Vorlage eingebrachtermaßen annehmen. (Bravo!)

---

18. Der Sitz des Stellvertreters für Elsaß-Lothringen.

8. März 1878.

Der elsässische Abgeordnete Schneegans beantragte zu § 2 des Stellvertretungsgesetzes den Zusatz: „Der Stellvertreter des Reichskanzlers für Elsaß-Lothringen hat seinen Amtssitz in Straßburg.“ Der Antragsteller berief sich dafür auf die Sympathien des Hauses und auf die Schwierigkeit, die Reichslande von Berlin aus zu regieren. Der Reichskanzler nahm das Wort:

Der Herr Vorredner hat vollkommen recht, wenn er annimmt, daß die Sympathien nicht nur des Hauses, sondern auch der verbündeten Regierungen dem von ihm befürworteten Streben der Elsaß-Lothringer, zu einer selbständigen Regierung im eignen Lande zu gelangen, zur Seite stehen, und wenn ich das hohe Haus gleichwohl bitte, das Amendement an dieser Stelle nicht anzunehmen und nicht den Versuch zu machen, diese heterogene Frage hier bei dieser Gelegenheit zu erledigen, so geschieht es keineswegs aus Abneigung gegen die Tendenz, die sich in dem Amendement ausspricht, sondern nur aus dem Grunde, weil sich eine Frage von dieser Tragweite nicht so nebenher erledigen läßt. (Sehr richtig!) Nach dem, was ich neulich über diese Sache gesagt habe, behalte ich das Streben im Auge, von dem Bande loszukommen, welches den Reichskanzler und das

Ministerium für Elsaß-Lothringen in einer Person umschlingt. Dabei kommt das Land oder der Reichskanzler zu kurz, und der ganze Ausdruck des Regierungsgedankens wird ein unrichtiger, indem der faktische Schwerpunkt nicht da liegt, wo die Verantwortlichkeit gesucht wird. Es wird ja dann also, wenn ich in diesem Bestreben fortfahre, auch die Frage zur Entscheidung kommen, nicht ob, sondern in welcher Weise die ministerielle Leistung für Elsaß-Lothringen sich gestalten wird. Die Schwierigkeit ist die, daß Se. Majestät der Kaiser, der die landesherrlichen Rechte im Namen der verbündeten Regierungen in Elsaß-Lothringen ausübt, die Residenz nicht dauernd nach dem regierten Lande zu legen vermag und doch das Bedürfnis hat, von seinem Minister für Elsaß-Lothringen, oder wenn man sich dergleichen mehrere denkt, von seinen Ministern Vortrag zu erhalten.

Der Herr Vorredner irrt insofern thatsächlich, wenn er sagt, daß ein Ministerium für Elsaß-Lothringen gegenwärtig nicht vorhanden wäre, und daß es errichtet werden würde. Es ist vorhanden; es fragt sich nur: kann man es nach Straßburg verlegen, oder ist es notwendig an Berlin und an den Aufenthalt Sr. Majestät des Kaisers gebunden? Ich will dieser Frage durchaus nicht zum Nachteil der Bestrebungen des Herrn Vorredners präjudizieren. Es hat ja seine großen Schwierigkeiten im Verkehr, wenn der Landesherr von dem verantwortlichen Minister so getrennt ist, daß die mündlichen Vorträge zu den Ausnahmen gehören, unmöglich ist es aber in keiner Weise. Wir haben in manchen deutschen Ländern noch heute und nach der alten Dienstpragmatik fast überall die Einrichtung gehabt, daß die Minister den Souverän von Angesicht zu Angesicht in der Regel

nur am Hof, in repräsentativer Gesellschaft, aber nicht in Geschäften sahen, sondern daß alle Geschäfte schriftlich abgemacht wurden. Nun läßt sich ja die Wahl der Person so denken, daß dieselbe sich eines ganz ausnahmsweisen Vertrauens bei dem Träger der landesherrlichen Rechte, Sr. Majestät dem Kaiser erfreut und die Korrespondenzen deshalb seltener oder, wenn nicht seltener, doch ausreichend sind, um den mündlichen Verkehr vollständig und wirksam zu ersetzen. Aber ich bitte nur zu glauben, daß alle die Pläne, die mir von verschiedenen Seiten gebracht worden sind, Statthalterschaften zu etablieren, meines Erachtens die Sache nicht lösen, der Lösung nicht um ein Haar breit näher bringen als heute. Ob der Beamte, der dort lebt und die Geschäfte führt, den Titel Statthalter hat, ob er fürstlichen Standes oder ein gewöhnlicher Beamter ist, das kann in Bezug auf die geschäftliche Qualität vielleicht einen Unterschied machen, durchaus aber keinen in Bezug auf die zu überwindenden sachlichen Schwierigkeiten. Es bleibt immer die Frage zu lösen, so lange nicht ein eigentlicher Landesherr in Elsaß residiert, was doch auch wieder seine Schwierigkeiten der Lösung und Herstellung hat — die Schwierigkeit: wie korrespondiert der notwendig in Berlin residierende Landesherr mit seinem dortigen Minister, oder wie stellt sich die Zufriedenheit und die Verwaltung des Landes, wenn der Minister in Berlin wohnt? Wäre dort ein Statthalter im landläufigen Sinne des Worts, so würde Se. Majestät der Kaiser doch nicht auf jeden Einfluß auf die Regierung verzichten können; es würde doch irgend eine ministerielle Verantwortlichkeit hergestellt werden müssen, deren Sitz immer entweder in Straßburg oder in Berlin sein müßte. Die Abwägung

der Schwierigkeiten und Unzuträglichkeiten des einen oder andern Systems ist für mich durchaus nicht entschieden. Wenn die geeignete Persönlichkeit sich findet, der Se. Majestät der Kaiser das Vertrauen schenkt, so würde ich nicht unbedingt abraten, eine Gesetzesvorlage einzubringen, welche es nicht nur möglich macht, den Kanzler davon zu dispensieren, sondern einen meinethalben in Straßburg wohnenden Minister als obersten Beamten für Elsaß-Lothringen herstellt, dem außer Sr. Majestät dem Kaiser niemand etwas zu sagen hat. Es würde also dann etwa eine Kabinettssekretärkorrespondenz zwischen dem Landesherrn und dem Minister die Verbindung bilden, die von Berlin nach Straßburg reicht. Es ist das ja nicht unmöglich; wir haben ähnliche Verhältnisse in Luxemburg mit Bezug auf Holland, in Norwegen in Bezug auf Schweden, in Ungarn in Bezug auf den Verband mit der österreichischen Monarchie; aber da doch überall unter solchen Umständen, daß die eigentliche Schwerkraft der Regierung in den parlamentarischen Körperschaften liegt, welche diese Länder vertreten. Es sind im Grunde nicht die Statthalter, sondern in Luxemburg, in Norwegen und bis zur dualistischen Kompetenz in Ungarn regiert doch die Landesvertretung. Nun, ich gebe ja die Hoffnung nicht auf, daß wir auch in Elsaß-Lothringen mit der Zeit eine Landesvertretung haben können, die dem Deutschen Reiche vollständig die Bürgschaft gibt und das Vertrauen einflößt, daß sie imstande ist, auch politisches Schwergewicht auf die Entschließungen, die im Namen dieses Reichslandes getroffen werden, auszuüben berechtigt zu sein. Wir haben dafür ja immer den Barometer der Wahlen, die für den Reichstag stattfinden. In diesem Augenblick würde

ich mich noch nicht entschließen können, dazu zu raten, daß ein ähnliches Schwergewicht, wie es also in Luxemburg und Norwegen der Landesvertretung für die politischen Entschließungen des Souveräns beigelegt wird, in Elsaß-Lothringen ausgeübt werde. Aber ich gebe, wie gesagt, die Hoffnung nicht auf, daß die dortige Bevölkerung sich von dem Druck der Vergangenheit, von dem Druck der Gegenwart, der auf ihr lastet, mehr und mehr emancipieren wird, sich mit freudigem Sinn als dem Deutschen Reiche zugehörig fühlen wird. Der Grund, warum ich überhaupt in dieser Frage, obgleich ich schon vorhin von jedem Amendement abgeraten habe, das Wort nahm, war, weil der Herr Vorredner den Appell an den Regierungstisch richtete, sich darüber zu äußern, und weil ich für meine Person in der Lage bin, ihm eine mehr ermutigende als ablehnende Antwort in der Sache zu geben, wenn ich sie hier auch in der Form, wie sie vorliegt, zurückweisen muß. (Lebhaftes Bravo!)

---

19. Der Reichskanzler und Herr Abgeordneter Lasker.

9. März 1878.

Die §§ 1 und 2 des Stellvertretungsgesetzes wurden unverändert angenommen; zu § 3 (vgl. die Einleitung zu Nr. 16), lagen wieder mehrere Amendements vor. Häufig auf einige Aeußerungen des Abgeordneten Lasker vom Tage vorher anspielend, hielt der Reichskanzler folgende Rede:

Ich halte die Befugnis, die der § 3 dem Reichskanzler gibt, für eine ganz unentbehrliche, und wenn sie nicht ausgesprochen wäre, so würde ich sie als selbstverständlich ansehen, man würde eben dann nur auf

Umwegen bei entstehenden Streitigkeiten das erreichen müssen, was dieser Artikel direkt und kurz ausspricht. Ich glaube, daß man ohne die Berechtigung, die § 3 gibt, einen Kanzler, der dauernd das Geschäft versehen will, schwerlich finden wird, und ich möchte wohl wünschen, daß der Herr Abgeordnete Lasker einmal eine kurze Zeit auch nur zur Probe als Kanzler fungierte, um sich selbst zu überzeugen, daß die Gedanken, die er sich darüber macht, doch außerhalb der praktischen Möglichkeit liegen und mehr der Sphäre des Ideals angehören. Dem Herrn Abgeordneten scheint das Ideal einer gewissen Zerfahrenheit der Exekutive vorzuschweben, einer gewissen Anarchie, bei der jeder im einzelnen Ressort thun und lassen kann, was er will. Ich habe denselben Gedanken in einem Blatt, in dem ich sonst die Ansichten des Herrn Abgeordneten oft wiedergefunden habe, einmal ausgesprochen gefunden mit den Worten: „Der Ressortminister muß in der Lage sein, dem Ministerpräsidenten — nur in der Attribution will ich hier den Kanzler auffassen — sagen zu können: Herr, das verstehen Sie nicht — mit andern Worten: reden Sie mir nicht drein." Ja, wenn das auch nicht in Preußen, wo das Ideal des Herrn Abgeordneten Lasker ja am nächsten, ich will nicht sagen, vollkömmlich erreicht ist, aber die preußischen Ministerialzustände kommen diesem Ideal des Krieges aller gegen alle in den Ressorts am nächsten — — wenn das in Preußen nun Rechtens wäre, wäre dann nicht ganz sicher der Graf zur Lippe — denn er lebt noch — heute noch Justizminister? Wären nicht, wenn sie noch lebten, Mühler und Bodelschwingh noch heute im Amt? Wer hätte das Recht gehabt, ihnen dreinzureden? Sie würden ihr Amt, so wie

sie es ehrlich und gewissenhaft verstanden, ganz ruhig bis auf den heutigen Tag weitergeführt haben. Das ist die Konsequenz, zu der die ministerielle Anarchie führt, die dem Herrn Abgeordneten Lasker, so lange er noch nicht die von mir angedeutete Probe gemacht hat, vorschwebt. Er ist ein zu praktischer Kopf, um, wenn er dem Geschäft auch nur acht Tage als Ministerpräsident vorstände, dabei zu bleiben. Der Gedanke, daß in Abwesenheit des Kanzlers oder des Ministerpräsidenten Zustände eintreten können und Maßregeln zu treffen sind, die mit der politischen Ueberzeugung, mit der ganzen Politik, die er verfolgt, mit der ganzen Richtung in schreiendem Widerspruch stehen, der ist ihm ganz absolut unmöglich; er würde auch die Verantwortlichkeit des Premierministers, dessen Name doch, wenn irgend etwas im Ministerium schlecht geht, sehr leicht in den Vordergrund gedrängt wird, nicht begreifen. Solche Verhältnisse können ja durch den Willen des Monarchen, der die Minister zu ernennen hat, eine Zeitlang dauernd werden. Jeder Monarch hat das Recht, seine Minister eine gewisse Zeit lang — sehr lange hält das keiner aus — zum Zusammenbleiben zu verurteilen, auch wenn sie sich untereinander nicht vertragen können und nicht einig sind; das kann in persönlicher Vorliebe, in Abneigung gegen Aenderung und Personalwechsel liegen, ist aber auf die Dauer nicht durchführbar, es hat schließlich, wenn nichts anderes hilft, notwendig den Rücktritt des leitenden Ministers zur Folge, sowie er das Gefühl hat, daß er mit seinen Kollegen nicht nach denselben Zielen strebt.

Ich würde des § 3 nicht bedurft haben; ich glaube auch, daß er zuerst in der Vorlage nicht war, und als

er hineingebracht war, hat es mich überrascht, daß man das Bedürfnis hatte, dies ausdrücklich auszusprechen.

Nachdem aber so viele Gründe gegen das Beibehalten angeführt sind, kann ich doch nur dankbar sein, daß diese Vorsicht geübt ist und kein Zweifel darüber gelassen wird, denn die Krisen, zu denen das sehr bald führte, wenn nach andern Grundsätzen verfahren werden sollte, sind weder für mich noch für die Kollegen, die ich haben würde, wünschenswert. Deshalb möchte ich bitten, die Klarheit, die § 3 der Vorlage gibt, jetzt beizubehalten.

Der Abgeordnete Lasker nahm dem Reichskanzler die vorstehende Rede sehr übel. „Sie ist," sagte er u. a., „nicht ein Angriff auf meine Politik allein, sondern auch auf mich als Menschen, wie ich dem Lande gegenüberstehe. Woher nimmt der Herr Reichskanzler die Berechtigung, mir zu sagen, daß ich als mein Ideal betrachte die politische Zerfahrenheit und die ministerielle Zerfahrenheit? Als im Norddeutschen Bund der dem Herrn Reichskanzler sehr unliebsame Antrag Münster-Twesten auf Einsetzung von Bundesministern (am 16. April 1869; man vgl. Band IV, Seite 210 ff.) zur Debatte stand, da war es gerade mein Hinweis auf das englische System, der den Herrn Reichskanzler versöhnte (vgl. Band IV, Seite 232). Soviel wenigstens muß im Parlament gelten, daß das freie Wort auch zur Verteidigung dafür diene, daß man nicht vor dem Lande in ein andres Licht gestellt werde, als wozu das politische Verhalten im Parlament berechtigt. Wäre mein Ideal politische Zerfahrenheit, so wäre ich ein Schwachkopf oder ein Verbrecher; keins von beiden will ich mir von dem Herrn Reichskanzler aufbürden lassen. Ich erkenne willig die Verdienste desselben an, aber ich will mir auch meine Wirkung in meinem Kreise durch eine den Thatsachen widersprechende Kritik nicht verkümmern lassen." Der Reichskanzler gab zur Antwort:

Auch ich werde mir meinerseits das Recht der Kritik und der freien Rede durch den Herrn Abgeordneten ebensowenig verkümmern lassen, wie ich je die Absicht

gehabt habe, ihm das seinige zu verkümmern. Auch ich darf sagen: was macht der Herr Abgeordnete für einen Eindruck im Lande, wenn durch seine letzte gehobene Apostrophe die Meinung accreditiert würde, als ginge ich darauf aus, einem der ausgezeichnetsten Redner hier die freie Meinungsäußerung zu verkümmern! Es liegt das mir sehr fern. Auch ich bitte nur nach meinen Handlungen beurteilt zu werden und in meine Worte nichts hineinzulegen, was nicht darin gelegen hat. Insofern kann ich auf diese Andeutung des Herrn Vorredners gerade das erwidern, was er mir sagte, nur nicht mit denselben gewandten Worten, wie er; denn ich stelle mich mit ihm als Redner nicht auf gleiche Linie.

Ich bin weit entfernt gewesen, in meinen Aeußerungen, die meinem Gefühl nach eher von persönlichem Wohlwollen, als von persönlicher Feindschaft getragen wurden (Oho! links) — — meine Herren, Ihr Oho ist keine Widerlegung: wer meine Tonart jemals beobachtet hat, wird gefunden haben, daß ich mich gegen politische Gegner anders ausdrücke. Als solchen habe ich den Herrn Vorredner niemals betrachtet, obwohl ich nicht leugnen kann, daß gerade seine Thätigkeit, seine vollberechtigte Thätigkeit — und ich bin weit entfernt davon, sie ihm zu verkümmern — mir meine Aufgaben in höherem Maße erschwert, als die Thätigkeit irgend eines andern Mitgliedes in diesem Hause. Aber es ist sein Recht, und er thut es, bin ich überzeugt, mit wohlwollenden patriotischen Absichten.

Der Herr Vorredner fragte, woher ich die Berechtigung genommen habe, das zu äußern, was ich sagte. Ich weiß natürlich nicht mehr, was der Herr Redner

bei dem Twesten-Münsterschen Antrag damals gesagt hat; ich halte mich an das, was jetzt in dieser Diskussion, gestern, wenn ich nicht irre, oder vorgestern, oder bei der letzten Diskussion von dem Herrn Redner gesagt und mir sehr wohl im Gedächtnis geblieben ist; ich glaube, der Herr Redner, wenn ich ihn auf Details aufmerksam mache, wird mir nicht mehr mit derselben Sicherheit die Berechtigung dazu absprechen. Der Herr Redner wird sich erinnern, daß er sagte, im auswärtigen Amt, da gebe er zu, da dürfe nichts geschehen, womit der Ministerpräsident — oder der Reichskanzler — nicht vollkommen einverstanden wäre, nicht etwa aus sachlichen und politischen Gründen, sondern wegen meiner besonders von ihm anerkannten Aptitude für diese Art Geschäfte. Dann aber folgte, daß ich im übrigen dasselbe Maß von Selbständigkeit für die andern Ressorts nicht in Anspruch nehmen dürfe. Das habe ich mit einer Redewendung, von der ich nicht geglaubt habe, daß sie der Herr Redner persönlich nehmen würde, als das Ideal einer gewissen Zerfahrenheit der Exekutivbehörden bezeichnet. Ich habe nicht die Zeit, meine Herren, meine Reden vorzubereiten, ich habe nicht die Arbeitskraft dazu, und ich bin, wenn ich selbst in langen Reden zu Ihnen spreche, in einer gewissen Sorge, daß das Wort, das mir über die Lippen fällt, vielleicht nicht das richtig gewählte sein werde. In diesem Fall aber kann ich es als ein unrichtiges nicht betrachten. Insofern es den Herrn Vorredner persönlich verletzt hat, bedaure ich den Erfolg; aber es war das Wort, welches meiner Meinung nach den Gedanken, den ich aussprechen wollte, am klarsten macht. Aber wenn irgend etwas das Zusammengehen in schwierigen Sachen verkümmern kann, meine Herren,

so ist es das sittlich belehrende und strafende Pathos an der unrichtigen Stelle.

Auch § 3 wurde genehmigt; am 11. März wurde das Stellvertretungsgesetz im ganzen unverändert mit 171 gegen 101 Stimmen angenommen. Als der Reichskanzler nach Schluß der Landtagssession nach Varzin auf Urlaub ging, übernahm der Graf Stolberg die Stellvertretung.

Hier würden sich nun der Zeit nach die Reden der parallelen Landtagssession anschließen, welche aus sachlichen Gründen vorangestellt worden sind.

III.

Das Socialistengesetz von 1878.

1. Fürst Bismarck und die Socialdemokratie.

17. September 1878.

Während der Reichstag noch versammelt war, geschah am 11. Mai das schändliche Attentat Hödels, und schon am folgenden Tage gab der Reichskanzler von Varzin aus die Weisung, es sei ein Gesetz gegen die Ausschreitungen der Socialdemokratie vorzulegen. In der That wurde der Entwurf eines solchen bereits am 14. Mai eingebracht, aber am 24. mit 241 gegen 57 Stimmen abgelehnt; an demselben Tage wurde die Session geschlossen. Da erfolgte am 2. Juni das entsetzliche Attentat Nobilings; Fürst Bismarck kehrte sofort nach Berlin zurück und unterzeichnete am 4. Juni die kaiserliche Ordre, durch welche der Kronprinz Friedrich Wilhelm mit der Stellvertretung beauftragt wurde. Am 11. Juni wurde der Reichstag aufgelöst und die Neuwahl auf den 30. Juli anberaumt. Vom 13. Juni bis 13. Juli leitete Fürst Bismarck die Verhandlungen des Berliner Kongresses, nach dessen Schluß er sich wieder nach Varzin begab. Am 9. September wurde der neugewählte Reichstag durch den Stellvertreter des Reichskanzlers Grafen zu Stolberg eröffnet und die neue Socialistenvorlage eingebracht. Am 16. September begann die erste Lesung derselben; in der 5. Sitzung am 17. September nahm der Fürst Bismarck nach einer langen Rede des Abgeordneten Hänel das Wort dazu. Tags zuvor hatte der Abgeordnete Bebel ausführlich des „intimen“

Verhältnisses gedacht, welches Herr v. Bismarck im Winter 1863/64 mit Lassalle gepflogen haben sollte. Die Einzelheiten der in Betracht kommenden Vorwürfe citiert der Reichskanzler an den betreffenden Stellen selbst:

Ich hatte, nachdem ich zwei Monate lang gezwungen gewesen bin, mich jeder amtlichen Beschäftigung zu enthalten, nicht die Absicht und habe sie auch heute noch nicht, mich an den Diskussionen der ersten Lesung zu beteiligen, sondern dieselbe vorzugsweise zu meiner Orientierung nach einer langen Pause zu verwenden. Wenn ich dennoch jetzt das Wort ergreife, so geschieht dies nicht etwa, um auf das prinzipielle und rhetorische Feld einzugehen, welches der Herr Vorredner betreten hat; es werden sich die Sachen, wenn wir sie in der Kommission und in der zweiten Lesung verhandeln, wohl in ihre praktischen Details auflösen. Ich bin zum Reden nur durch den Umstand gezwungen, daß der Herr Bebel gestern, sowie früher der Herr Abgeordnete Richter schon ähnliche Andeutungen gemacht hat, einer Legende über mich zum Organ gedient hat, die, wenn ich ihr nicht widerspreche, schließlich Geschichte werden könnte, wie so manche Zeitungs- und andre Lüge, die auf meine Kosten verbreitet worden ist und allmählich Konsistenz gewonnen hat. Der Herr Abgeordnete Richter hat bei den Verhandlungen über die sogenannte Hödelsche Vorlage in meiner Abwesenheit schon angedeutet, ich hätte mich früher mit der Socialdemokratie in Beziehungen befunden, die mir eine gewisse Mitverantwortlichkeit für die jetzige Entwicklung derselben auferlegten; wenigstens war es offenbar sein Wunsch, diesen Eindruck im Publikum und in der Versammlung zu machen. Ich bin, als ich das in der ländlichen Einsamkeit gelesen habe, doch etwas

erstaunt gewesen, daß der Herr Abgeordnete Richter sich an den äußerlichen Buchstaben des Wortes „Socialdemokratie" klammert, und daß er nicht unterscheidet zwischen den ehrlichen Bestrebungen nach Verbesserung des Loses der Arbeiter, die uns allen am Herzen liegen, und zwischen dem, was wir heute zu unsrem Bedauern und mit Schmerz genötigt sind, unter den Begriff Socialdemokratie zu vereinen. Will der Herr Abgeordnete Richter das Kind mit dem Bade ausschütten und uns veranlassen, daß wir, wenn wir die bis zum Königsmorde gesteigerten Bestrebungen der jetzigen Sekte niederzuhalten suchen, gleichzeitig dabei auch jede Bemühung, das Los des Arbeiters, seinen Anteil am Lohn, den die Gesamtheit, seine und seiner Arbeitgeber hat, zu verbessern, dann gehe ich nicht mit ihm, und ich bin entschlossen, die Bestrebungen, die man mir von damals vorwirft, sobald ich Zeit und Möglichkeit dazu habe, und meine Ressortverhältnisse mir das erlauben, auch heute fortzusetzen, und ich rechne mir das zur Ehre an.

Der Herr Abgeordnete Richter wird doch schwerlich Leute, die sich vor nunmehr 16 oder 15 Jahren damit befaßten, das Los der Arbeiter zu verbessern, diejenigen — ich nenne jemanden, der mir durch Lesen seiner Bücher, weniger persönlich, näher gestanden hat, also Rodbertus und ähnliche Leute der Wissenschaft und des Wohlwollens für die Arbeiter: diese wird er doch nicht mit dem Mordmesser der Nihilisten und mit der Schrotflinte von Nobiling in eine Kategorie werfen wollen! Es ist das ein Stück, welches seiner rhetorischen Geschicklichkeit alle Ehre macht; aber im übrigen will ich es nicht näher charakterisieren. Ich möchte ihn überhaupt bitten, doch von seinen Bestrebungen — was ich freilich

schon öfters vergeblich gethan habe, und wenn er es nicht thun will, ist es mir auch recht (Heiterkeit) — mir persönlich irgend eine Thorheit oder Unrecht in meiner Vergangenheit oder in meinem Privatleben nachzuweisen, abzulassen; es hat ja gar nichts mit dem zu thun, was hier verhandelt wird. Ich könnte ein viel üblerer Mensch sein, als ich bin, und doch thatsächlich recht haben. Ich kann dabei auch die Betrachtung nicht unterdrücken, daß der Herr Abgeordnete Richter in seinen Schriften und in seinen Reden ja einer der stärksten Verfolger der Socialdemokratie ist, er hat sehr harte Worte für sie, wie ich sie niemals in meinem Leben gebraucht habe, aber wenn es zu praktischen Leistungen kommt, so wird er ein Freund der Socialdemokratie. Gehen wir seinen Abstimmungen nach, so werden wir ihn in allen Phasen des parlamentarischen Lebens, durch die wir gegangen sind, immer auf die Seite der Socialdemokratie fallen sehen. Er bekämpft und verfolgt sie mit Worten, aber er kann den Maßregeln, die zur wirksamen Bekämpfung bestimmt sind, nicht zustimmen. Das war eine nachträgliche Betrachtung, die mir durch die Aeußerungen des Herrn Abgeordneten Richter außerhalb der heutigen Diskussion abgenötigt ist. Ich möchte dabei den Herrn Abgeordneten Richter auch noch an etwas andres erinnern. Er hat mir bei dieser und mehreren andern Gelegenheiten vorgeworfen, daß ich krank wäre und meine schwache Gesundheit mich sehr häufig hinderte, meinen Pflichten so nachzukommen, wie es wohl wünschenswert wäre. Meine Herren, ich kann das nicht leugnen, es ist mir nur überraschend, daß jemand, der über diese Sache nachdenkt, mir meine Krankheit zum Vorwurf macht. Ich habe sie mir ehrlich im Dienste

des Landes und des Königs verdient und sie durch Ueberanstrengung meiner Kräfte in diesem Dienste gewonnen. Ich möchte doch dafür dasselbe Benefizium in Anspruch nehmen, wie ein Soldat, der verwundet und invalid ist, dem man den geforderten Abschied verweigert, und der aus Gründen, die man achten sollte, in seiner Stellung bleibt. Ich verbleibe auf Wunsch Sr. Majestät des Kaisers und Königs in meiner Stellung, die ich in dieser Lage gegen seinen Willen nicht verlassen kann; sonst wüßte ich nicht, was mich hielte und veranlaßte, für die Herren die Unannehmlichkeiten unsrer gegenseitigen Beziehungen zu verlängern (Heiterkeit).

Aber mir Krankheit unter solchen Umständen vorzuwerfen, das ist doch, ich will mich mäßig ausdrücken, Mangel an Zartgefühl. Indessen ich erwarte Zartgefühl von dem Herrn Abgeordneten Richter nicht. Ich will mich nur dispensiert halten, auf dieses Thema zurückzukommen, wenn er mir wieder vorwirft, daß ich nicht hier bin.

Ich wende mich dann zu dem, was der Herr Abgeordnete Bebel gestern gesagt hat. Bei ihm nehme ich nicht an, daß er mit der Unwahrheit alles dessen, was er gesagt hat, bekannt gewesen ist. Es ist ihm gesagt, er hat es geglaubt und erzählt es weiter. Wenn er diese Zusammenstellung von Wahrem und Falschem, die ich mir aus dem gestrigen Berichte habe geben lassen, selbst erfunden hätte, dann hätte er vielleicht Talent, Korrespondent der „Times“ oder sonst einer größeren Zeitung zu werden (Heiterkeit), und ich könnte ihm diese sehr einträgliche Beschäftigung empfehlen. Er fängt seine Geschichtserzählung mit Details an, als hätte er sie

genau im Gedächtnis oder selbst erlebt, mit Anführungszeichen bei Worten von mir, die er anführt, aber leider setzt er sie etwas zu früh an:

„Im September 1862 erschien eines Sonntags in Mitte unsers Komités ein Herr Eichler im Auftrag der preußischen Regierung, speciell des Fürsten Bismarck!“

Nun wissen die Aelteren unter uns, daß ich in meine amtliche Funktion am 23. September 1862 eingetreten bin, also in der letzten Woche dieses Monats, in welchem ich den Eichler mit dem Auftrage versehen haben sollte. Ich kam damals aus dem Auslande, nach einer Abwesenheit von ich weiß nicht wie viel Jahren, aber während welcher ich keine Gelegenheit gehabt hatte, mich mit inländischer Politik, namentlich mit einem so wenig bekannten Manne wie Eichler zu beschäftigen. Ich habe damals von der Existenz Eichlers gar nichts gewußt und sollte im September 1862, also in dem Moment, wo ich aus der sehr behaglichen Temperatur der Diplomatie in das sehr heiße Gefecht gegenüber dem damaligen Landtage geriet, wo ich jeden Abend Kommissionssitzung hatte, wo ich so zu sagen froh war, wenn ich das ministerielle Leben weiterführen konnte, wo ich Kollegen zu werben, nach Paris zurückzugehen und mich zu verabschieden hatte — in der Zeit soll ich hier mit Herrn Eichler gesprochen haben, so daß dieser damals schon und im speciellen Auftrage des Herrn v. Bismarck auftreten konnte. Ja, wenn man jedem Manne von der Kategorie wie Eichler alles glauben will, wenn er sich mit Beziehungen zu mir rühmt, so kann man weit kommen. Bei diesem ist es einfach nicht möglich, das ist eine einfach nachgewiesene Lüge, die sich der Herr

Abgeordnete Bebel aufbinden ließ, ich weiß nicht von wem, die er doch mit mehr Vorsicht und Prüfung hier vortragen sollte. Mag Eichler selbst ein so verlogener Mensch sein wie er will — wenn er behauptet hat, er hätte von mir einen Auftrag erhalten, so ist das gar nicht möglich nach der Zeit, in der einzigen Woche des September, in der ich überhaupt Minister gewesen bin. Mir ist er nur erinnerlich, weil er späterhin Forderungen an mich gestellt hat für Dienste, die er mir nicht geleistet hatte. (Ruf: Aha!) — Aha? Weiß der Unterbrecher vielleicht, wem er sie geleistet hat, so bitte ich, sich zu melden! Ich sagte, mir hat er sie nicht geleistet — aber es ist zu bedauern, daß solche Unterbrechungen anonym bleiben, man hat dann keine Anhaltspunkte, um zu entgegnen.

Bei der Gelegenheit erst ist mir in Erinnerung gekommen, daß Herr Eichler im Dienste der Polizei gewesen ist und Berichte geliefert hat, von denen einige zu meiner Kenntnis gekommen sind, aber es ist das nicht mein specielles Departement, und ich habe niemals mit diesen Leuten direkte Verbindung gehabt. Von diesen Berichten betraf keiner die socialdemokratische Partei, sie bezogen sich vielmehr auf die intimen Verhandlungen der Fortschrittspartei und, wenn ich nicht irre, des Nationalvereins. Das ist das einzige von diesem Agenten, wobei ich mich erinnere den Namen gehört zu haben. Im übrigen kann ich versichern, daß ich nie in meinem Leben mit einem Socialdemokraten geschäftlich verhandelt habe und kein Socialdemokrat mit mir; denn Lassalle rechne ich nicht dazu, das war eine viel vornehmere Natur als seine Epigonen, das war ein bedeutender

Mann, mit dem man wohl sprechen konnte. Aber der Inhalt meiner Gespräche ist vollständig von Anfang bis Ende unwahr angegeben, und Herrn Bebel wird es gewiß lieb sein, das zu erfahren, denn ich stelle dadurch der Socialdemokratie das Zeugnis aus, daß sie nie mit der ministeriellen Macht gebuhlt hat, um sich zum Werkzeuge gegen andre Parteien gebrauchen zu lassen. Aber es ist auch unwahr, daß das von ministerieller Seite jemals versucht worden ist. Es haben auch zu meinem Bedauern andre Herren bei ihren Wahlreden Andeutungen gemacht, daß „maßgebende" Persönlichkeiten sich mit den Socialisten eingelassen hätten; es ist das eine Gattung von Beredsamkeit, die da angebracht werden kann, wo sie keine Widerlegung findet, aber hübsch ist es nicht, wenn solches argumentum ad hominem gegen besseres Wissen und Urteil gebraucht wird. Ich brauche niemand zu nennen, jeder wird sich selbst seiner Wahlreden erinnern. Was die Fabel betrifft, daß ich damals überhaupt mit den Socialisten gegen die Fortschrittspartei mich hätte einlassen wollen — jeder, der noch das Gedächtnis an jene Zeit hat, wird sich erinnern, daß unsre Politik im Winter von 1862 auf 1863 so lag, daß ich offenbar auf Versöhnung und nicht auf einen Konflikt mit dem Landtage rechnete. Ich brauche nur an das Vinckesche Amendement zu erinnern*), dessen Genehmigung von seiten Sr. Majestät des Königs ich damals erreicht hatte, was aber die dadurch angestrebte Vermittelung nicht brachte, weil ich mich auch noch auf die Motive verpflichten sollte. Es ist nicht meine Absicht, alte Streitigkeiten zu erneuern, sondern zu beweisen, daß

*) Vgl. Band II, Seite 16 ff.

ich damals durchaus nicht in der Stimmung war, nach einem Bündnis mit wilden Völkerschaften zu suchen, sondern daß mein Streben auf Versöhnung gerichtet war. Auch die Eichlersche Summe von 60—80000 Thalern — woher hätte ich sie nehmen sollen, da wir keine geheimen Fonds hatten? Der ganze Eichler existierte nicht, und ich bitte den Abgeordneten Bebel, demjenigen, der ihm das aufgebunden hat, zu sagen, er wäre einfach ein Lügner. Der Abgeordnete Bebel ist zu entschuldigen, denn es ist nicht denkbar, daß jemand hier etwas sagen sollte, von dessen Wahrheit er nicht überzeugt wäre. Also auch das Abweisen des Herrn mit seinem Angebot hat niemals stattgefunden.

„Dann trat Lassalle auf"

— gewiß trat er auf —

„und von neuem machte die Regierung die äußersten Anstrengungen, mit Lassalle, der es nicht suchte, in Verbindung zu treten, und die Verhandlungen wurden durch einen Prinzen des königlichen Hauses und die Gräfin Hatzfeldt angefangen."

Das macht mir beim Lesen einen komischen Eindruck; selbst in jenen Kreisen kann man also ohne eine gewisse Staffage aus den höchsten Gesellschaftskreisen nicht auskommen. Ein königlicher Prinz, eine Gräfin und ein Gesandter werden hineingezogen. Das gehört zur Dekoration, um das Ganze glaublich zu machen und um dem Zuhörer, welcher nach seinem Bildungsgrade zum Prüfen unfähig ist, eine Idee von der Wichtigkeit beizubringen. Ich bedaure, daß man dem Herrn Abgeordneten Bebel den königlichen Prinzen, es gibt deren sehr viele, gar nicht näher bezeichnet hat. Wenn er seinen Gewährsmann vielleicht darum bitten wollte — es wäre von

historischem Interesse, den Prinzen unter den sechs oder acht, die damals lebten, näher zu bezeichnen. Bis dahin muß ich mir aber erlauben, dies positiv zu bestreiten. Ich wenigstens habe keiner prinzlichen Verbindung bedurft, um zu Lassalle zu gelangen oder ihn zu mir zu bringen, und die Frau Gräfin Hatzfeldt habe ich nicht die Ehre zu kennen, ich habe sie zum letztenmal in meinem Leben 1835 im Hause ihres Schwagers gesehen. Also diese Vermittlung ist eben eine Erfindung in usum einfältiger Leute, die aber vor Leuten, wie hier sind, nicht hätte vorgebracht werden sollen. Lassalle selbst hatte ein dringendes Bedürfnis, mit mir in Beziehung zu treten, und wenn ich einmal Zeit gefunden haben werde, in alten Papieren zu suchen, glaube ich die Briefe noch zu finden, welche den Wunsch aussprechen und die Gründe enthalten, die mich bewegen sollten, seinen Wunsch zu erfüllen, und ich habe es ihm auch gar nicht schwierig gemacht. Ich habe ihn gesehen, und von dem Augenblick an, wo ich mit ihm eine Stunde gesprochen, habe ich es nicht bereut. Ich habe ihn nicht „in jeder Woche drei- bis viermal" gesehen, sondern im ganzen dreimal, meinethalben viermal, ich weiß es nicht. Unsre Beziehungen konnten gar nicht die Natur einer politischen Verhandlung haben. W a s h ä t t e m i r L a s s a l l e b i e t e n u n d g e b e n k ö n n e n ? E r h a t t e n i c h t s h i n t e r s i c h. In allen politischen Verhandlungen ist das do ut des eine Sache, die im Hintergrunde steht, auch wenn man anstandshalber einstweilen nicht davon spricht. (Heiterkeit.) Wenn man sich aber sagen muß: was kannst du armer Teufel geben? — er hatte nichts, was er mir als Minister hätte geben können. Was er hatte, war etwas, das mich als Privatmann außer-

ordentlich anzog: er war einer der geistreichsten und liebenswürdigsten Menschen, mit denen ich je verkehrt habe, ein Mann, der ehrgeizig im großen Stil war, durchaus nicht Republikaner; er hatte eine sehr ausgeprägte nationale und monarchische Gesinnung, seine Idee, der er zustrebte, war das deutsche Kaisertum, und darin hatten wir einen Berührungspunkt. Lassalle war ehrgeizig im hohen Stil, und ob das deutsche Kaisertum gerade mit der Dynastie Hohenzollern oder mit der Dynastie Lassalle abschließen sollte, das war ihm vielleicht zweifelhaft (Große Heiterkeit), aber monarchisch war seine Gesinnung durch und durch. Den kümmerlichen Epigonen, die sich jetzt mit ihm brüsten, hätte er ein quos ego zugeschleudert, sie mit Hohn in ihr Nichts zurückgewiesen, und würde sie außer stande gesetzt haben, seinen Namen zu mißbrauchen. Lassalle war ein energischer und sehr geistreicher Mensch, mit dem zu sprechen sehr lehrreich war; unsre Unterredungen haben stundenlang gedauert, und ich habe es immer bedauert, wenn sie beendet waren. Dabei ist auch unrichtig, daß ich in dieser Art persönlicher Beziehungen mit Lassalle auseinander gekommen sein soll, von Beziehungen persönlichen Wohlwollens, wie es sich zwischen uns gebildet hatte, indem er offenbar den angenehmen Eindruck hatte, daß ich in ihm einen Mann von Geist sähe, mit dem zu verkehren angenehm, und daß ich ein intelligenter und bereitwilliger Hörer sei. Von Verhandlungen war schon deshalb nicht die Rede, weil ich in unsern Unterredungen wenig zu Worte kam (Heiterkeit), er trug die Kosten der Unterhaltung allein, aber er trug sie in angenehmer und liebenswürdiger Weise, und jeder, der ihn kannte, wird mir in der Schilderung recht geben. Er war nicht

der Mann, mit dem man bestimmte Abmachungen über das do ut des abschließen konnte, aber ich bedaure, daß seine politische Stellung und die meinige mir nicht gestatteten, viel mit ihm zu verkehren, aber ich würde mich gefreut haben, einen ähnlichen Mann von dieser Begabung und geistreichen Natur als Gutsnachbarn zu haben. (Heiterkeit). Wenn dieser Mann durch seinen Geist und seine Bedeutung mich anzog, so ist es ja, abgesehen davon, meine Pflicht als Minister, mich über die Elemente, mit denen ich zu thun habe, zu belehren, und ich würde auch, wenn Herr Bebel den Wunsch hätte, sich abends mit mir zu unterhalten, ihm nicht ausweichen, ich würde daran vielleicht die Hoffnung knüpfen, daß ich endlich auch erführe, wie Herr Bebel und Genossen sich den Zukunftsstaat, auf den sie uns durch Niederreißen alles dessen, was uns teuer ist und schützt, vorbereiten wollen, eigentlich denken. (Ruf: Ganz gewiß!)

Es ist das Besprechen außerordentlich schwierig, so lange wir darüber in demselben Dunkel tappen, wie die gewöhnlichen Zuhörer bei den Reden in socialdemokratischen Versammlungen; sie erfahren auch nichts davon, es wird versprochen, es werde besser werden, es gäbe bei wenig Arbeit mehr Geld, — woher es kommt, sagt kein Mensch, namentlich woher es auf die Dauer kommt, wenn die Teilung, die Beraubung der Besitzenden einmal geschehen sein wird; dann wird vielleicht der Arbeitsame und Sparsame wieder reich werden und der Faule und Ungeschickte wieder arm, und wenn das nicht ist, wenn jedem das Seinige von oben her gleichmäßig zugewiesen werden soll, gerät man in eine zuchthausmäßige Existenz, wo keiner seinen selbständigen Beruf und seine Unabhängigkeit hat, sondern jeder unter dem Zwang der

Aufseher steht. Und jetzt im Zuchthaus, da ist wenigstens ein Aufseher zur Kontrolle, das ist ein achtbarer Beamter, über den man sich beschweren kann; aber wer werden die Aufseher sein in dem allgemeinen socialistischen Zuchthaus? Das werden die Redner sein, die durch ihre Beredsamkeit die große Masse, die Majorität der Stimmen für sich gewinnen, gegen sie wird kein Appell sein, das werden die erbarmungslosesten Tyrannen und die andern Knechte der Tyrannen sein, wie sie je erfunden wurden. Ich glaube, niemand wird in solchen Verhältnissen leben mögen, wenn er sich dieses Ideal ausmalt, das wir so durch die Ritzen zu erfahren kriegen, — denn offen hat noch keiner der Herren ein positives Programm geben wollen; sowie sie mit einem solchen auftreten würden, wie sie wirklich sich die Zukunft zu gestalten denken, so lacht sie jeder einsichtige Arbeiter aus, und dem wollen sie sich nicht aussetzen; deshalb hören wir nie von einem positiven Programm, nur von der Negation des Bestehenden. Alles das hat mich nicht abgehalten, für die verständigen Bestrebungen, die damals noch den Hauptkern in der Socialdemokratie bildeten, für die Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen stets ein warmes Herz und ein offenes Ohr zu haben, und auch was mir Lassalle darüber mitteilte, war anregend und lehrreich; denn er wußte viel und hatte viel gelernt — das möchte ich den Herren, die seine Nachfolger werden wollen, zunächst auch empfehlen.

Auch die Geschichte mit dem bayerischen Gesandten — ich berührte es schon vorhin — ist eine von diesen Verzierungen von Geschichtserzählungen, die so aussehen, als wüßte man ganz genau, was passiert ist. Ich kann ja von Zeiten vor 13 oder 15 Jahren keine Erinnerung

haben, aber sie ist nach Einrichtung meines Hauses ganz unmöglich*); denn ein Gesandter und überhaupt, wer nicht zu meinen Kollegen oder zum Dienst Sr. Majestät gehört, wird mir nie, unten keinen Umständen unvorbereitet gemeldet, mag jemand bei mir sein oder nicht, sondern jeder Gesandte ist in der Notwendigkeit, zu schicken und zu fragen, welche Stunde ich ihm geben kann, und zu dieser Stunde natürlich muß ich ihn empfangen, da kann kein Lassalle mich abhalten. Also daß dieser Gesandte einer in partibus infidelium ist (Heiterkeit), darüber kann jeder von den Herren, die einen Beweis darüber erheben wollen, meine Dienerschaft vernehmen lassen; die wird ihm sagen, daß solch eine Meldung zu unrechter Zeit in meinem Hause ganz unmöglich ist.

Unsre Unterhaltungen drehten sich gewiß auch um das allgemeine Wahlrecht, unter keinen Umständen aber jemals um eine Oktroyierung desselben. Auf einen so ungeheuerlichen Gedanken, das allgemeine Wahlrecht durch Oktroyierung einzuführen, bin ich in meinem Leben nicht gekommen. Ich habe das allgemeine Wahlrecht mit einem gewissen Widerstreben als Frankfurter Tradition acceptiert. In den deutschen Rivalitäten mit den Gegnern des Reiches war die Karte einmal ausgespielt, und wir haben sie als auf dem Tische liegende Hinterlassenschaft mit gefunden. Einen so festen Glauben an die bessere Wirkung eines andern Wahlrechts hatte ich nicht,

---

*) Die betreffende Stelle der Rede des Abgeordneten Bebel lautet: „Als eines Abends während der Anwesenheit Lassalles der bayerische Gesandte den Fürsten zu sprechen wünschte, wurde er zurückgewiesen. Es drehte sich bei diesen Unterhandlungen um die Octroyierung des allgemeinen Stimmrechts und die Gewährung von Staatsmitteln zu Produktivgenossenschaften."

daß wir im Kampfe mit unsern Nebenbuhlern dieses populäre und von der früheren Frankfurter Versammlung hinterlassene Mittel hätten ablehnen sollen; eine feste Ueberzeugung von der Wirkung der einzelnen Wahlsysteme habe ich damals schwerlich gehabt. Es ist das wohl auch für niemand leicht, obgleich wir nun schon eine langjährige Probe der Wirkung verschiedener Wahlsysteme in denselben Ländern nebeneinander haben. Wir haben ja einen Reichstag infolge des allgemeinen Stimmrechts; wir haben ein andres Wahlsystem im preußischen Landtage. Nun, meine Herren, es sind ja viele, die Mitglieder beider Versammlungen sind, sie können sich doch einigermaßen ein Urteil über die Wirkung der beiden Systeme in demselben Lande bilden, und jeder wird sich ja sagen können: die eine oder die andre Versammlung macht einen wichtigeren, würdigeren, besseren parlamentarischen Eindruck oder nicht. Ich will lieber, wird der eine sagen, mit dem Reichstage verkehren, der andre sagt vielleicht, mit dem Landtage. Meine Herren, ich will da kein Konklusum ziehen, ich will weder dem Landtag etwas Unangenehmes, noch dem Reichstag eine Schmeichelei sagen; aber ich verkehre lieber hier inmitten der Ergebnisse des allgemeinen Stimmrechts, trotz der Auswüchse, die wir ihm verdanken. Die Nachweise, warum, überlasse ich jedem selbst zu finden, der beide Versammlungen kennt, aber ich kann mich nicht dazu verstehen, zuzugeben, daß das allgemeine Stimmrecht durch seine Ergebnisse bisher ad absurdum geführt wäre, und daß ein andres, namentlich ein besseres, sein Examen bereits bestanden hätte. Es wird ja auch bei uns der Wähler mit der Zeit urteilsfähiger werden, er wird nicht mehr den beliebigen Versicherungen seines Abgeordneten, seines

Kandidaten, unbedingt über alles glauben, was Nachteiliges über die Regierung sich vorbringen läßt, er wird nicht vielleicht mehr bloß eine Zeitung lesen, er wird auch vielleicht mehr Vertrauen zu den Leitern gewinnen, die er jetzt verschmäht. Ich habe darin noch bis jetzt nichts zurückzunehmen, obschon ich alle Anträge bereitwillig und unparteiisch würdige, die in dem allgemeinen Stimmrecht einen Teil der Ursachen unsrer Schäden suchen. Ich sage nur: überzeugt bin ich nicht, ich lasse mich gern überzeugen und sehe kein Verbrechen darin, das allgemeine Stimmrecht mit einem gescheiten Menschen seiner Zeit besprochen zu haben.

Dann ebenso die Gewährung von Staatsmitteln zu Produktivgenossenschaften — das ist auch eine Sache, von deren Unzweckmäßigkeit ich noch heute nicht überzeugt bin. Der Versuch, ich weiß nicht, ob unter dem Eindruck von Lassalles Raisonnement oder unter dem Eindruck meiner eignen Ueberzeugung, die ich zum Teil in England während eines Aufenthalts im Jahre 1862 gewonnen hatte — mir schien es, daß in der Herstellung von Produktivassociationen, wie sie in England in blühendem Verhältnis existieren, die Möglichkeit lag, das Schicksal des Arbeiters zu verbessern, ihm einen wesentlichen Teil des Unternehmergewinnes zuzuwenden. Ich habe darüber auch mit Sr. Majestät, der für das Schicksal der arbeitenden Klassen ein natürliches, angebornes Wohlwollen und Fürsorge hat, gesprochen, und der König hat damals aus eignen Privatmitteln eine Summe Geldes hergegeben, um zu seiner eignen Ueberzeugung, ob so etwas ginge, in Anknüpfung an eine Arbeiterdeputation, die durch den Meinungszwang und die Tendenzpolitik ihrer Arbeitgeber außer Brot gekommen war

und sich hier meldete, etwas der Art zu versuchen*). Es sind hier darüber Worte citiert, die ich mit einem Herrn Paul, einem von diesen Arbeitern, gewechselt haben soll. Ich weiß nicht mehr — er mag ein besseres Gedächtnis haben als ich — was ich mit ihm gesprochen habe, aber dessen bin ich nach meiner Selbstkenntnis sicher, daß ich

---

*) Es ist die sogenannte Waldenburger Weberdeputation gemeint. Vgl. Band II, Seite 176 ff. Die Stelle der Bebelschen Rede lautete: „Im Jahre 1864 wurde vom Könige die bekannte Weberdeputation empfangen, an ihrer Spitze der noch heute hier lebende Arbeiter Paul, den Se. Majestät mit den Worten entließ: „Ich sehe, es ist in vieler Beziehung weit trauriger mit der Lage der Arbeiter beschaffen, als mir bis jetzt mitgeteilt ist, aber seien Sie versichert, sobald wir mit unsern äußern Verhältnissen Ruhe haben, soll die Arbeiterfrage in gesetzlicher Weise gelöst werden." Als darauf Paul aus dem Audienzzimmer trat, empfing ihn Fürst Bismarck mit den Worten: „Paul! Aber bis zum nächsten Sonntag wird es noch nicht besser", worauf dieser erwiderte: „Excellenz, ich weiß, daß die Sache nicht so rasch geht." Er wurde vom Fürsten Bismarck befragt, was sie, die dreizehn Arbeiter, die von den liberalen Fabrikanten wegen ihres Schrittes bei dem Könige gemaßregelt worden seien, jetzt treiben wollten, ob es nicht möglich sei, ihnen irgendwie zu helfen, vielleicht durch eine Association. Paul antwortete, er habe darüber noch nicht nachgedacht. Auf die weitere Frage des Fürsten, wieviel Mittel wohl für eine Association nötig seien, zögerte er anfangs mit der Antwort, meinte aber dann, daß 4—6000 Thaler dazu reichten. Darauf erklärte Fürst Bismarck wörtlich: „Das ist ja eine wahre Lumperei, die sollen beschafft werden, im übrigen können Sie mein Berichterstatter sein, Sie können in Schlesien auf Staatskosten umherreisen und mir über die Arbeiterverhältnisse und die socialen Zustände Berichte einschicken, da meine Geheimräte doch nichts davon verstehen" .... Die Gesellschaft ging zu Grunde durch den die Produktivgenossenschaft überwachenden Landrat, der das schlechteste Rohmaterial einkaufte und sogar an Minister Schundware aufs teuerste verkaufte, so daß die Gesellschaft in Mißkredit kam."

eine Summe von 6—7000 Thalern nicht eine „Lumperei“ genannt habe, und wenn die Herren das Wort „Lumperei“ brauchten, warum haben sie es denn nicht lieber an das Hundertmillionenprojekt geknüpft? Da wäre es viel wirksamer gewesen — an das Hundertmillionenprojekt, das ich Lassalle zugesagt haben soll. Wenn man etwas derartig Großes unternehmen wollte, so ist es ja wohl möglich, daß man Hundert Millionen dazu gebrauchen könnte — es sind Thaler gemeint — aber so ganz thöricht und einfältig scheint eine solche Sache immer noch nicht. Wir stellen im landwirtschaftlichen Ministerium Versuche an über landwirtschaftliche Systeme, wir versuchen auch wohl in unsrer Fabrikation, — wäre es nicht nützlich, auch in der Beschäftigung der Menschen und in dem Bestreben, die sogenannte socialdemokratische, ich will lieber sagen sociale Frage durch Verbesserung des Loses der Arbeiter zu lösen, dergleichen Versuche zu erneuern? Wenn mir darüber ein Vorwurf gemacht werden kann, wie ich mich dabei verhalten habe, so ist es doch höchstens der, daß ich das nicht bis zu einem befriedigenden Ergebnis fortgesetzt habe. Aber es war nicht mein Departement, ich hatte die Zeit nicht dazu, es kamen kriegerische Verhältnisse, die auswärtige Politik wurde thätiger, während des Konflikts war viel mehr Zeit für dergleichen übrig als später. An der Spitze der Versuche stand ein achtbarer Name, der Landrat Olearius, aber man kann, ob der Gedanke überhaupt fehlerhaft war, an einem solchen Experiment in kleinem Stil nicht entscheiden. In ganz großem Stil würde es sich aber vielleicht auch nicht durchführen lassen; solche Etablissements, wie z. B. das von Krupp, unter einer andern als monarchischen Verfassung gedacht, unter einer

republikanischen, wären nicht möglich. Aber in der gewöhnlichen landläufigen Fabrikation halte ich diesen Weg, dem Arbeiter zu einer besseren Existenz zu verhelfen, durchaus nicht für ausgeschlossen und sehe auch für einen Staatsmann kein Verbrechen darin, wenn er zu dem Behufe den Arbeitern, die eine Association bilden wollen, Staatshilfe gewährt, namentlich um Versuche in der Richtung zu machen. Ich habe, soweit meine Erinnerung reicht, den Eindruck erhalten, daß der ganze fabrizierende Teil der Einrichtung und der Beschäftigung gar keine Schwierigkeiten bot; es war der kaufmännische, in dem die Sache stockte, die Verwertung der gewonnenen Produkte durch Reisende, in Lagern, in Magazinen, durch Proben. Das alles ließ sich nicht machen innerhalb einer Sphäre, welche die Arbeiter nicht übersehen konnten. Es kann auch vielleicht daran liegen, — und dann wäre es vielleicht eine dauernde Unmöglichkeit — daß den deutschen Arbeitern das Maß von Vertrauen zu einander und zu Höhergestellten und von Wohlwollen untereinander nicht eigen ist, wie wir es in den englischen Associationen kennen. Aber wie man mir einen Vorwurf daraus machen kann, daß ich mit Geldern, die nicht Staatsmittel waren, sondern die Se. Majestät aus Privatmitteln dazu geschenkt hatte, einen solchen Versuch machte, kann ich nicht verstehen, und daß man daran einen gewissen Anklang macht, als wenn es eine gewisse Schlechtigkeit von mir gewesen wäre, daß ich als Minister das angeraten hätte. Der Fehler könnte umgekehrt nur in der Lässigkeit gefunden werden, daß ich als Minister das nicht fortgesetzt hätte. Nur auf die Heiterkeit der Zuhörer ist es wohl berechnet, daß mehrere Minister „diese schlechte Schundware zu teuren Preisen haben nehmen

müssen". Hier sitzen auch mehrere Minister, und die Tradition von solchen Wunderlichkeiten würde sich doch in den Bureaux fortgesetzt haben, man würde wissen, wo der Schund geblieben ist; das sind doch Dinge, die in einer ernsten Versammlung, wie dieser, nicht behauptet werden sollten.

Was nun weiter erzählt wird: nach Lassalle trat Dr. Dammer ein*) — das ist ein mir ganz unbekannter Name. Ebenso muß ich zu meiner Schande gestehen, daß ich nicht weiß, wer Fritzsche ist (Heiterkeit), während hier gesagt wird, daß Fritzsche über alle diese Versammlungen an den Fürsten Bismarck berichtet habe. Ja,

*) Der Abgeordnete Bebel hatte weiter ausgeführt: „Nach Lassalles Tode war Dr. Dammer Vicepräsident des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins; als dieser dann in Privatverhältnisse zurücktrat, als Mitarbeiter eines wissenschaftlichen Instituts, wurde unser Kollege Fritzsche hier Präsident des Vereins, und Dr. Dammer forderte diesen auf, er solle bei allen Versammlungen in Sachsen, wohlgemerkt im Königreich Sachsen, neben den socialistischen Forderungen auch ganz speciell die Forderung aufstellen lassen, daß Deutschland unter preußischer Spitze und dem Fürsten Bismarck geeinigt werde, und daß er, Fritzsche, über alle diese Versammlungen und ihre Wirkungen an den Fürsten Bismarck persönlich Bericht erstatten solle, oder, falls in andren Blättern derartige Berichte erschienen, sollte er sie anstreichen und dem Fürsten Bismarck persönlich unter Kreuzband zusenden. — Daß man fortgesetzt in der Richtung, die Arbeiter zu leiten und zu täuschen und selbst die tüchtigsten bis zu einem gewissen Grade zu hintergehen, thätig war, beweist u. a. die Sendung des Dr. Rudolf Meyer und des Geheimerat Wagener zum Socialistenkongreß nach Eisenach im Jahre 1875, und endlich sind erst in den letzten Wochen, wenn auch nicht von seiten der Regierung, so doch von einer Seite, welche der Regierung ziemlich nahe steht, nämlich von maßgebender schutzzöllnerischer Seite, bei der letzten Reichstagswahl bezeichnende Offerten gemacht worden."

das hat wieder einer Herrn Bebel vorgelogen, ich weiß nicht, wer, vielleicht Fritzsche selbst; ich weiß nicht, wer Fritzsche ist. (Zwischenruf: Reichstagsabgeordneter!) Dann bitte ich sehr um Verzeihung, dann ist es ja nicht möglich, ein Abgeordneter kann ja so etwas nicht thun. Ich möchte doch Herrn Fritzsche bitten, Zeugnis darüber abzulegen, ob er jemals einen Bericht an mich geschrieben hat, ob er ein Zeugnis darüber hat, daß ich je einen Bericht von ihm gelesen habe. Wenn er anwesend ist, so ist ja der Zeuge gleich zur Hand, warum sollte er nicht für Herrn Bebel aufstehen, wenn er bereit ist, darauf einen Eid zu leisten? Ich werde dann vielleicht die Möglichkeit haben, die Sache bis dahin zu treiben. Wenn es ein Abgeordneter ist, so bitte ich tausendmal um Verzeihung, wenn ich Bedenken bezüglich der Wahrhaftigkeit geäußert habe, aber das war mir ganz entgangen. Hat der Herr wirklich etwas für mich blau anstreichen müssen? Es wäre mir interessant, zu erfahren, wer Herrn Bebel diese Geschichte aufgebunden hat. Was andre gethan haben, weiß ich nicht. Daß ich Herrn Wagener nach Eisenach geschickt habe, um mir über die Ergebnisse der dortigen Verhandlungen Bericht zu erstatten, war einfach meine Pflicht und Schuldigkeit; der Geheimerat Wagener war für diese Sachen ein äußerst sachkundiger Mann, ein Mann von Geist. Daß er seinen damaligen Sekretär Rudolf Meyer mitgenommen hat, habe ich nicht gewußt; es ist, soviel ich weiß, derselbe Rudolf Meyer, der bei der „Reichsglocke“ beschäftigt gewesen ist, mit dem ich Processe gehabt habe, die mir durch das Wohlwollen der Gerichte so unangenehm wie möglich gemacht wurden (Heiterkeit), und von dem ich nie vermutet habe, daß ich irgend einer Gemeinschaft

mit ihm angeklagt werden sollte. Ich höre durch alles dieses noch die leisen Reichsglockentöne durchtönen*).

Ich komme zu der Frage zurück, wann und warum ich meine Bemühungen um sociale Verhältnisse aufgegeben habe, und wann überhaupt meine Stellung zu der socialen Frage eine andre geworden ist, socialdemokratische mochte sie sich damals nennen. Es stammt dies von dem Augenblick her, wo in versammeltem Reichstag — mein Gedächtnis verläßt mich da, wie bei Fritzsche — ich weiß nicht, war es der Abgeordnete Bebel oder Liebknecht, aber einer von diesen beiden, in pathetischem Appell die französische Kommune als Vorbild politischer Einrichtungen hinstellte und sich selbst offen vor dem Volke zu dem Evangelium dieser Mörder und Mordbrenner bekannte. Von diesem Augenblick an habe ich die Wucht der Ueberzeugung von der Gefahr, die uns bedroht, empfunden; ich war inzwischen abwesend gewesen durch Krankheit und Krieg, ich habe mich dabei nicht um diese Dinge bekümmert — aber jener Anruf der Kommune war ein Lichtstrahl, der in die Sache fiel, und von diesem Augenblick an habe ich in den socialdemokratischen Elementen einen Feind erkannt, gegen den der Staat, die Gesellschaft sich im Stande der Notwehr befindet. Die Versuche, die ich bei verschiedenen Akten der Gesetzgebung dagegen gemacht habe, sind ja bekannt und in der Erinnerung des Reichstages; Sie wissen ja, ich bin damit nicht durchgekommen, ich habe darüber sogar viele Vorwürfe hören müssen, aber von jenem Augen-

*) Dr. Rudolf Meyer, Redakteur des Schmähblattes: „Die Reichsglocke" war wegen verleumderischer Beleidigung des Reichskanzlers verurteilt worden und wurde landesflüchtig.

blick an hat es an Versuchen, dem Socialismus entgegenzutreten, nicht gefehlt. Ich glaube auch nicht an die Fruchtlosigkeit unsrer Versuche, von welcher man immer spricht; wir haben gar nicht nötig, in Deutschland zu den drastischen Mitteln wie in Frankreich zu greifen, aber Frankreich ist von dem Vorort des Socialismus sehr erheblich zurückgetreten auf einen Standpunkt, mit dem die Regierung und die Gesellschaft es aushalten kann. Wodurch denn? Etwa durch die Ueberzeugung? Nein! Durch gewaltsame Repressionen, durch Mittel, die ich gar nicht zur Nachahmung bei uns empfehlen möchte, und ich hoffe, wir werden dahin bei uns gar nicht kommen. England hat für alle dergleichen Excesse und Vergiftungen der öffentlichen Meinung sehr viel strengere Strafen; wer dort angefaßt wird, dem ist eine Gefängnisstrafe von 30 Tagen das mindeste, was er bekommt. Was ist aber ein englisches Gefängnis? Das ist nicht, wie hier am Plötzensee, wo ja die Herren sich ganz behaglich finden, sondern da ist eine hölzerne Pritsche und weiter nichts, das ist, wie wenn jemand auf Latten liegt, und solche 30 Tage sind nicht etwas, das jemand so leicht erträgt wie zwei Monate Plötzensee. Ist denn dieser rhetorische Appell, der damals an die Kommune gerichtet wurde, dieser Appell an die Drohungen und die Gewaltthat, ist denn der bloß als eine rhetorische Form zu nehmen, hat er sich denn nicht in langjähriger Preßthätigkeit fortgesetzt? Seit Jahren habe ich diese Presse beobachtet, die Aufforderung zur Gewaltthat und die Vorbereitung auf künftige Gewaltthat ist ja in der Presse sehr erkennbar, wenn es auch nicht immer so deutlich wird, wie in den letzten Wochen. Ich erinnere mich eines Artikels aus einem socialistischen Blatte, ich

habe ihn zwar nur in dem Auszug, welchen die „Post“ gegeben hat, gelesen, worin der Mord des Generals Mesenzow als eine gerechte Hinrichtung geschildert und in wenig mißverständlichen Ausdrücken die Anwendung des ähnlichen Systems auf unsre deutschen Verhältnisse empfohlen wurde. Er schloß mit dem Worte: discite moniti!

Nun, meine Herren, der Artikel wird Ihnen wohl allen in der Erinnerung sein; es war nicht etwa ein lapsus calami, sondern ganz in jüngster Zeit habe ich aus denselben Kreisen einen andern Artikel gelesen, wahrscheinlich von derselben Zeitung, in dem gesagt war: alle unsre Beschlüsse, unsre Gesetze könnten der Socialdemokratie gar nichts thun, aber die Gesetzgeber und alle, die dabei mitwirken, möchten sich doch der Verantwortlichkeit recht klar bewußt werden, die sie persönlich übernehmen, wenn sie gegen die Socialdemokratie vorgehen, und der Artikel schloß auch mit der deutlichen Wendung der deutschen Uebersetzung des discite moniti! — mit dem Anklang an den ersten Artikel, der so große Entrüstung erregte, mit dem Rufe: Ihr seid gewarnt! Wovor denn gewarnt? Doch vor nichts anderm, als vor dem nihilistischen Messer und vor der Nobilingschen Schrotflinte. Ja, meine Herren, wenn wir in einer solchen Weise unter der Tyrannei einer Gesellschaft von Banditen stehen sollen, dann verliert jede Existenz ihren Wert (Bravo! rechts), und ich hoffe, daß der Reichstag den Regierungen, dem Kaiser, der den Schutz für seine Person, für seine preußischen Unterthanen und seine deutschen Landsleute verlangt, — daß wir ihm zur Seite stehen werden! Daß bei der Gelegenheit vielleicht einige Opfer des Meuchelmordes unter uns

noch fallen werden, das ist ja sehr wohl möglich, aber jeder, dem das geschehen könnte, mag eingedenk sein, daß er zum Nutzen, zum großen Nutzen seines Vaterlandes auf dem Schlachtfelde der Ehre bleibt! (Lebhaftes Bravo rechts.)

Der Abgeordnete Bebel erklärte nach dieser Rede zur Geschäftsordnung: „Der Herr Reichskanzler hat mit Bezug auf den Abgeordneten Fritzsche den Ausdruck gebraucht, derselbe habe mich angelogen; ich finde es auffallend, daß der Herr Reichskanzler dafür nicht zur Ordnung gerufen wurde. (Lärm.) Der Herr Reichskanzler hat weiter in sehr erregtem Ton, mit direkter Bezugnahme und unter deutlicher Nennung unsrer Partei erklärt, daß er und die zu ihm Stehenden durch eine Gesellschaft von Banditen bedroht seien — er hätte dafür den allerstrengsten Ordnungsruf verdient u. s. w." Der Präsident von Forckenbeck erwiderte: „Wissentlich hat der Herr Reichskanzler dem Abgeordneten Fritzsche eine Lüge nicht vorgeworfen; sowie ihm bemerkbar gemacht wurde, daß Herr Fritzsche Abgeordneter sei, nahm er den Ausdruck zurück, und damit ist die Angelegenheit erledigt; gegen den Ausdruck des Herrn Reichskanzlers, der Monarch und das Volk sollten gegen Banditen geschützt sein, habe ich keine Korrektur." Die Ausführungen des Reichskanzlers mit Bezug auf die Fälle Eichler, Lassalle, den Arbeiter Paul, Dr. Dammer u. s. w. bezeichnete der Abgeordnete Bebel teils als Irrtümer teils als Mißverständnisse. Der Abgeordnete Fritzsche bemerkte persönlich, seine Wahrhaftigkeit werde durch seine Eigenschaft als Abgeordneter nicht vermehrt, doch wolle er sagen, er habe erfahren, die Ursache der irrtümlichen Auffassung bezüglich seiner Person sei ein Druckfehler gewesen, daher lege er auf die ihm zugefügte Beleidigung kein so hohes Gewicht. — Der Gesetzentwurf wurde an eine Kommission von 21 Mitgliedern verwiesen.

2. Das Socialistengesetz und die parlamentarischen Parteien.

9. Oktober 1878.

Der Entwurf des Socialistengesetzes gelangte nach der Vorberatung durch die Kommission in der 8. Sitzung des Reichstages am 9. Oktober zur zweiten Lesung im Plenum. § 1 hatte folgenden Wortlaut: „Vereine, welche durch socialdemokratische, socialistische oder kommunistische Bestrebungen den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung bezwecken, sind zu verbieten. Dasselbe gilt von Vereinen, in welchen socialdemokratische, socialistische oder kommunistische auf den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung gerichtete Bestrebungen in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zu Tage treten.“ Nach einer Rede des Abgeordneten Sonnemann nahm dazu der Reichskanzler das Wort:

Bevor ich mich zu Artikel 1 der Vorlage wende, nötigen mich einige Aeußerungen des Herrn Vorredners zu einer Widerlegung, respektive Beleuchtung. Ich habe einmal den Insinuationen, die er in Bezug auf die Informationen im Tageblatt*) — ich kenne das Blatt weiter nicht, er hat es genannt — gemacht hat, gegenüber zu erklären, daß die verbündeten Regierungen und jede von ihnen, namentlich aber die preußische, diesen Publikationen absolut fremd ist. Erfordert diese Frage eine weitere Diskussion und Nachweis, so überlasse ich denselben meinen Herren Kollegen, und nur um bei der außerordentlichen Länge der Zeit, welche diese Debatten in Anspruch nehmen, dieselben heute nicht noch mehr durch neue Reden von der Regierungsbank in die Länge zu

*) Das Berliner Tageblatt hatte angebliche Auszüge aus den Protokollen des Nobilingschen Prozesses veröffentlicht.

ziehen, habe ich es auf mich genommen, diese Rektifikation zu machen.

Wenn ich weiter auf verschiedene Punkte der Rede des Herrn Vorredners eingehe, so geschieht es nicht, weil deren sachlicher Inhalt mich dazu veranlaßte. Ich glaube auch nicht, daß sie eigentlich für diesen Saal, respektive für mich und die Regierung gerade berechnet war, sondern der Umstand, welcher mich veranlaßt, Interesse zu nehmen, liegt auf dem Gebiet meiner diplomatischen Wahrnehmungen. Ich habe nämlich das Blatt des Herrn Vorredners*), das bekannte, ab und zu mit ziemlicher Aufmerksamkeit gelesen. Ich habe gefunden, daß das Urteil und die Haltung desselben immer genau mit dem Urteil und der Haltung der französischen Presse koincidierte. (Oho!) Ich reproduziere ja nur, was ich gefunden habe, Sie können ja selbst nachforschen, wenn Sie die französische offiziöse Presse kennen; was Sie aber nicht nachforschen können, was ich aber erfahren habe, ist, daß ich mitunter in dem Blatte des Herrn Vorredners Sachen gelesen und erfahren habe, die mir am andern oder am dritten Tage darauf durch gesandtschaftliche Meldung als Aeußerungen der französischen Regierung bestätigt wurden. (Hört!)

Ich schreibe also dem Herrn Vorredner Beziehungen zur französischen Regierung zu, die ja der Chef eines großen Blattes haben kann, die natürlich auf keinem Interesse auf seiner Seite, sondern nur auf einem Wohlwollen, das ihm eine Regierung wie die französische einflößt, beruhen. Alles, was der Herr Vorredner hier gesagt hat, ist auf Schwächung der Institutionen und

*) Die Frankfurter Zeitung.

auf Schwächung der inneren Festigkeit des Reiches, auf Diskretierung der Personen, die an der Spitze des Reiches stehen, berechnet. Denken Sie sich einen französischen Revanchepolitiker dieser Tribüne zugänglich, hätte er nicht ganz dieselbe Rede halten können?

Ich habe während meines langjährigen politischen Lebens einige Republikaner kennen gelernt, die Stützen jeder Opposition gegen die damalige preußische Regierung und in Verbindung mit allem waren, was dieselbe schwächen konnte; ich habe nachher bei diesen Personen, was natürlich bei dem Herrn Vorredner nicht zutrifft, Gelegenheit gehabt, während des Krieges mit Frankreich die Motive kennen zu lernen, welche sie veranlaßten, die preußische Regierung zu bekämpfen und zu schwächen, und mit den Bestrebungen, welche uns der Republik annäherten, und die sie verwerten konnten, zu sympathisieren. Der Herr Vorredner ist ja über jeden Verdacht durch seine Stellung als Abgeordneter erhaben, aber mit besonderem Interesse entnahm ich aus seinen Reden und Druckschriften mit Sicherheit, mit einer durch die diplomatischen Berichte bestätigten Sicherheit, wie die französische Regierung über unsre Angelegenheiten denkt, und welche Accorde sie angeschlagen zu sehen wünscht. Ich erwähne rein die Thatsachen, ohne irgend welche Schlußfolgerungen dazu zu machen. Der Herr Vorredner hat uns in seinen Aeußerungen vielfach das Beispiel des Auslandes empfohlen, er hat sich dabei auf die englische, amerikanische und französische Presse bezogen. Ich habe die französische Presse über unsre Vorlage auch gelesen und namentlich in den Blättern, die eine Erstarkung Deutschlands nicht wünschen, dieselbe Kritik gefunden, die der Herr Vorredner uns hier gegeben hat.

Auch die französischen Erscheinungen auf dem Gebiet, welches wir besprechen, hat der Herr Vorredner mit besonderem Wohlwollen behandelt; wenn ich nicht irre, so führte er uns Frankreich als mustergültig für die schonende und regelmäßige Behandlung der Gegner der Regierung an und sagte, niemals werden die Sachen der Socialisten oder Kommunisten den Geschwornengerichten entzogen.

Meine Herren, der Herr Vorredner ist ja mit den französischen Verhältnissen so genau vertraut, hat ja ein so wohlwollendes Interesse für dieselben, was ja auch nicht ohne Gegenseitigkeit sein und bleiben kann, daß es ihm unmöglich entgangen sein kann, daß alle Kommunards durch die Kriegsgerichte abgeurteilt worden sind, daß sie erschossen, daß sie deportiert sind, mit einer Rücksichtslosigkeit, wie sie keine andre Nation durchzuführen imstande ist als die Franzosen. Dieselben haben sich dadurch von dieser Krankheit zeitweise geheilt, und Deutschland hat den Vorzug gewonnen, der Vorort der Socialisten zu werden, der früher Frankreich war, nachdem man in Frankreich damit aufgeräumt hat. Sollte dies dem Herrn Vorredner entgangen sein? Wie kann er angesichts dieser ganz frischen Thatsachen, angesichts der Ebene von Grenelle*), die eine Zeitlang keinen Tag aufgehört hat vom Blute der Erschossenen zu rauchen, wie kann er einer so erleuchteten Versammlung wie dieser gegenüber behaupten, daß die Sachen in Frankreich nie den Geschworenengerichten entzogen worden seien? Das macht mich bedenklich, und er könnte mit

*) Auf der Ebene von Grenelle bei Paris fanden die Erschießungen der Kommunisten von 1871 statt.

diesen seinen Auffassungen sehr gut zur Elsasser Protestpartei gehören, vielleicht auch zur socialistischen. Ich weiß nicht, ob er sich dazu zählt, innerhalb des Fortschritts hat er meines Erachtens damit schon kaum einen Platz.

Das Ausland wünscht unsre Schwäche natürlich, nicht immer aus bösem Willen, vielleicht aus Sorge, daß wir übermächtig werden würden, kurz und gut, es wünscht unsre Schwäche, und alle, die unsre Institutionen zu schwächen streben, arbeiten, der Herr Vorredner gewiß unbewußt und ohne böse Absicht, dem Ausland in die Hände.

Der Herr Vorredner hat sich darüber beschwert, daß ich mich im Interesse der Herstellung des Friedens an ein englisches und nicht an ein deutsches Blatt gewendet habe. Ja, das ist doch ein Vorwurf, den er mir bei einigem Nachdenken über den Zweck, den ich anstrebte, nicht gemacht haben würde, denn es handelte sich damals darum, auf die englische öffentliche Meinung Eindruck zu üben. Wenn ich mich z. B. an das Blatt des Herrn Vorredners gewendet hätte, um England zu überzeugen, daß es wegen Batum keine Kriegsfrage machen sollte, — hätte die Stimme des Herrn Vorredners vielleicht denselben Widerhall gefunden wie die Stimme der Times? Ich bin nicht einmal sicher, ob der Herr Vorredner den Frieden in gleichem Maße gewünscht hätte, ich bin auch nicht vom Gegenteil sicher; in Bezug auf die Times hatte ich die Ueberzeugung, daß sie den Frieden wünschte, sie ist in England mächtig, und man setzt sich doch mit Kräften in Verbindung, von denen man Erfolg erwartet, nicht zu lediglich publizistischer Schaustellung, sondern für politische Zwecke, die auf keinem andern Wege zu erreichen sind.

Wenn ich mich zum § 1 wende, so will ich von der Latitude, die der Herr Präsident uns gewährt, in allgemeine Fragen und andre Paragraphen überzugreifen, zwar nicht in demselben Maße, wie der Herr Vorredner, Gebrauch machen; aber der Umstand, daß ich an der ersten Beratung nicht vollständig teilgenommen habe, wird mich vielleicht entschuldigen, wenn ich auf einige andre Paragraphen und auf allgemeine Betrachtungen zurückkomme. Ich knüpfe indessen zunächst an § 1 an.

Ich habe schon bei der ersten Lesung mir erlaubt zu bemerken, daß ich jede Bestrebung fördern werde, welche positiv auf Verbesserung der Lage der Arbeiter gerichtet ist, also auch einen Verein, der sich den Zweck gesetzt hat, die Lage der Arbeiter zu verbessern, den Arbeitern einen höheren Anteil an den Erträgnissen der Industrie zu gewähren und die Arbeitszeit nach Möglichkeit zu verkürzen, soweit die Grenzen, die durch die Konkurrenz und die absatzfähige Fabrikation gegeben sind, beide Bestrebungen noch gestatten. Solche Vereine mit positivem Zweck sind auch in Deutschland gar keine Neuerung; Sie finden sie vor mehr als einem halben Jahrtausend in derselben Thätigkeit wie heute. Sie haben im Anfang des 14. Jahrhunderts in den großen deutschen Städten von Breslau bis Kolmar Beispiele von — Strikes, könnte ich in dem heutigen Wortgebrauche sagen, von Strikes der Gesellen und Arbeiter, — der Gesellen, Arbeiter und Knechte nach damaliger Sprache, wobei das Wort Knecht nicht in der Bedeutung von Knechtschaft zu nehmen ist, sondern in der Bedeutung, in der noch heutzutage alte Leute den Schuhmachergesellen Schusterknecht nennen, junge kräftige Menschen, wie die Verwandtschaft des

englischen knight, Ritter, zeigt. Also diese Strikes sind, wie heute, schon damals den Meistern gegenüber zur Erscheinung gekommen. Man hat sie mit wechselndem Glück geführt. Bald haben die Meister mit dem heutigen „lock out“ geantwortet, bald haben sie nachgegeben, bald sind sie aus der Stadt vertrieben worden, und die Gesellen haben sich des Handwerks bemächtigt. Aber immer waren es positive Bestrebungen und Zwecke, die man zu fördern suchte, ganz bestimmte Forderungen, und der Gedanke, sich an den Rechten dritter zu vergreifen, die außerhalb der gewerblichen und gegenseitigen Beziehungen standen, der Gedanke, das Eigentum anzutasten, den Glauben an Gott und die Monarchie zu untergraben, kam keinem Menschen bei, und die Sache ging ihren Weg der rein materiellen Interessen. Selbst in den großen Excessen des Bauernkriegs, wo die volle Herrschaft der gewaltthätigen und ungebildeten Begehrlichkeit zum Durchbruch gekommen war, — wenn Sie dort die Verträge lesen, welche die Bauernschaft mit einzelnen gar nicht gut berüchtigten Rittern abgeschlossen hat, finden Sie nie, daß über das notwendige Bedürfnis das Eigentum dieser friedlichen Edelleute angegriffen war; Sie finden immer nur Verträge wegen Bruchs der Mauern eines festen Schlosses, wegen Auslieferung der Geschütze und Feuergewehre, wegen Abschaffung der reisigen Knechte, kurz und gut eine Sicherstellung; aber diesen damaligen Kommunisten ist es nicht eingefallen, das Eigentum selbst ihrer Feinde antasten zu wollen. Und wenn ich damit eine Scheidewand für dasjenige errichte, was die verbündeten Regierungen, wenigstens unter meiner Mitwirkung, nicht bekämpfen und was sie bekämpfen, so kann ich das

wesentlich mit den Worten positive Bestrebungen und negative Bestrebungen.

Sobald uns von socialdemokratischer Seite irgend ein positiver Vorschlag entgegenträte oder vorläge, wie sie in vernünftiger Weise die Zukunft gestalten wollen, um das Schicksal der Arbeiter zu verbessern, so würde ich mich wenigstens einer wohlwollenden entgegenkommenden Prüfung der Sache nicht entziehen und selbst vor dem Gedanken der Staatshilfe nicht zurückschrecken, um den Leuten zu helfen, die sich selbst helfen, nicht die Initiative des Staates verweigern, um den Leuten zu helfen, die sich selbst helfen. Es ist das nicht mein Departement, und ich kann darauf nicht näher eingehen, ich wiederhole das nur, um die Ansichten zu bestätigen, die ich in der ersten Lesung ausgesprochen habe, nach denen ich schon vor 15 Jahren gehandelt habe, und um zu bekunden, daß ich noch, wenn nur ein ernster und positiver Antrag vorläge, der auf die Verbesserung des Loses der Arbeiter gerichtet ist, ein freundliches Entgegenkommen zeigen und ihn einer wohlwollenden und geneigten Prüfung des Reichstages und der gesetzgebenden Versammlung empfehlen werde.

Wie steht aber heute die Sache? Hier steht die reine Negation gegenüber dem Einreißen, ohne daß jemand auch nur eine Andeutung gibt, was anstatt des Daches, das uns jetzt deckt, gebaut werden soll, wenn es niedergerissen ist. Wir befinden uns lediglich im Stadium der Untergrabung und des Umsturzes, im Stadium der Negation. Seit elf Jahren haben wir den Vorzug, mit Socialdemokraten gemeinschaftlich zu tagen; — mein Gedächtnis läßt mich vielleicht im Stich, aber ich appelliere an das eines jeden andern: ist Ihnen bei

den langen Reden, noch länger als die, welche wir eben hörten, auch nur eine einzige in Erinnerung, wo auch der leiseste Schatten eines positiven Gedankens, eines Vorschlages über das, was künftig werden soll, über die Gestaltung, über das Programm, das diesen Herren vorschwebt, nachdem sie das Bestehende in Bresche gelegt haben ... ist Ihnen etwas Derartiges erinnerlich? Ich wäre dankbar, darauf aufmerksam gemacht zu werden. Ich kenne nichts derart und glaube auch den Grund zu wissen, warum die Herren darüber, wie sie die Welt künftig gestalten wollen, wenn sie die Herren wären, sorgfältig schweigen: sie wissen es nicht, sie wissen in dieser Beziehung nichts, sie haben auch den Stein der Weisen nicht. Sie können die Versprechungen niemals halten, mit denen sie jetzt die Leute verführen. (Bravo rechts.) Das ist einfach das Geheimnis, weshalb darüber ein tiefes Stillschweigen beobachtet wird. — Ich weiß nicht, wer von Ihnen durch Krankheit soviel Zeit gehabt hat, um einmal den verschleierten Propheten von Moore zu lesen, der sein Gesicht sorgfältig verdeckte, weil, sobald der Schleier gelüftet wurde, es in seiner ganzen abschreckenden Häßlichkeit jedermann vorstand. An diesen verschleierten Propheten von Chorasan erinnert mich die wilde Führung, der ein großer Teil unsrer sonst so wohlgesinnten arbeitenden Klassen verfallen ist. Sie haben das Angesicht von Mokana nie gesehen; wenn sie es sehen würden, würden sie davor erschrecken, sie würden ein Leichengesicht erblicken. (Sehr richtig! Oho!)

Daß die Herren nun mit den dunklen Versprechungen, denen sie nie eine ausgeprägte Form gegeben haben, Anklang gefunden haben, das ist ja bei dem, der überhaupt

nicht mit seiner Lage zufrieden ist, namentlich wenn er seine Unzufriedenheit mit der germanischen Energie empfindet und geltend macht, nicht so außerordentlich schwer. Wenn sie den Leuten, die zwar lesen können, aber das Gelesene nicht beurteilen — und die Fähigkeit des Lesens ist bei uns viel verbreiteter als in Frankreich und England, die Fähigkeit des praktischen Urteils über das Gelesene vielleicht minder verbreitet als in den beiden Ländern — wenn sie den Leuten glänzende Versprechungen machen, dabei in Hohn und Spott, in Bild und Wort alles, was ihnen bisher heilig gewesen ist, als einen Zopf, eine Lüge darstellen, alles das, was unsre Väter und uns unter dem Motto: „Mit Gott, für König und Vaterland!“ begeistert und geführt hat, als eine hohle Redensart, als einen Schwindel hinstellen, ihnen den Glauben an Gott, den Glauben an unser Königtum, die Anhänglichkeit an das Vaterland, den Glauben an die Familienverhältnisse, an den Besitz und die Vererbung dessen, was sie für ihre Kinder erwerben ... wenn sie ihnen alles das nehmen, so ist es doch nicht allzu schwer, einen Menschen von geringem Bildungsgrad dahin zu führen, daß er schließlich mit Faust spricht: „Fluch sei der Hoffnung, Fluch dem Glauben, und Fluch vor allem der Geduld!“ Ein so geistig verarmter und nackt ausgezogener Mensch ... was bleibt denn dem übrig, als eine wilde Jagd nach sinnlichen Genüssen, die allein ihn noch mit diesem Leben versöhnen können? (Sehr wahr!)

Wenn ich zu dem Unglauben gekommen wäre, der diesen Leuten beigebracht ist, ... ja, meine Herren, ich lebe in einer reichen Thätigkeit, in einer wohlhabenden Situation, aber das alles könnte mich doch nicht zu dem Wunsche veranlassen, einen Tag länger zu leben, wenn

ich das nicht hätte, was der Dichter nennt: „An Gott und bessere Zukunft glauben." (Lebhaftes Bravo!) Rauben Sie das dem Armen, dem Sie gar keine Entschädigung gewähren können, so bereiten Sie ihn eben zu dem Lebensüberdruß vor, der sich in Thaten äußert, wie die, welche wir erlebt haben.

Wenn wir fragen, wie ist es eigentlich gekommen, daß diese negativen Tendenzen, daß dieses Evangelium der Negation gerade bei uns in Deutschland einen solchen Anklang gefunden hat, so müssen wir der Zeit, in welcher das geschah, etwas näher ins Auge sehen. Wir sind erst seit 1867 mit den Führern der Socialdemokratie durch die Gegenwart der Herren Bebel, Liebknecht, Fritzsche, Schweitzer, Mende ordentlich bekannt geworden. Sie wechselten, es waren zwei, und man könnte, wenn ich — — nun, ich will mich nicht weiter auf das Gebiet der Dichtung verlieren (Heiterkeit) — aber diese zwei, sie landeten wie die Weißen in Amerika, und ich will keine Indianerklage darüber anstimmen, denn wir beherrschen noch die rote Rasse! Damals traten sie doch noch mit einer gewissen Schüchternheit auf, wenn sie auch Sorge trugen, zu bekennen, daß sie nicht etwa die zahmen Leute wie Lassalle und dergleichen seien, sondern die eigentlichen Socialdemokraten. Ich habe das in den Reden auch in diesen Tagen nachgelesen, aber der eigentliche Aufschwung zu dem Streben, das sie jetzt beseelt, sich der Staatsgewalt zu bemächtigen und sie im Sinne ihrer Interessen und Ansichten in Zukunft auszubeuten, trat doch erst nach 1870 auf. Was hat nun 1870 für einen Unterschied in der Sache gemacht? Bis zu 1870, wo auch die Leiter der internationalen Liga wohnen mochten, in London, Genf, war doch Frankreich das

eigentliche Versuchsfeld, das eigentliche Operationsfeld, und nur in Frankreich hatten sie eine Armee bereit, welche die Schlacht der Kommune schlagen konnte und sich auch wirklich auf eine Zeitlang der Hauptstadt bemächtigte. Haben sie nun damals, als sie im Besitz der Gewalt waren, irgend ein positives Programm aufgestellt, wie sie diese Gewalt für den Vorteil der notleidenden Klassen nutzbar machen könnten? Mir ist keines bekannt, das irgendwie praktisch ins Leben getreten wäre; es mögen in den Zeitungen utopische Phrasen gestanden haben, aber der Versuch der damaligen Machthaber in Paris, der doch nahe gelegen hätte, wenn sie etwas konnten und wußten, damals, wo sie die Gewalt hatten, nun mit einem Beispiel zu zeigen, was sie eigentlich wollten, wurde nicht gemacht. Es unterblieb, sie haben nur gemordet, gebrannt, mißhandelt, nationale Denkmäler zerstört, und auch wenn sie ganz Paris in einen Aschenhaufen verwandelt hätten, so würden sie angesichts dessen noch immer nicht gewußt haben, was sie wollten: wir sind unzufrieden, es muß anders werden, aber wie? das wissen wir nicht — dabei wären sie geblieben. Nun, nachdem sie von der französischen Regierung niedergeworfen waren, bei der Energie, mit der die französische Regierung gegen sie einschritt, und die der Herr Vorredner zu rühmen vergaß — oder vielleicht hat sie nicht seine Anerkennung, dann wäre es mir lieb, wenn er sich offen und tadelnd darüber ausspräche — bei der Energie sahen die Leute wohl ein, daß dieses Versuchsfeld verlassen werden mußte, daß da ein zorniger und entschlossener, harter Wächter darüber stand, daß sie es räumen mußten. Sie sahen sich um in Europa, wo sie nun den Hebel anlegen könnten, wo sie ihre Zelte, die

sie in Frankreich abbrachen, aufschlagen könnten; daß ihnen da Deutschland in erster Linie einfiel, dorthin die Agitation in erster Linie zu verlegen, das wundert mich gar nicht. Ein Land mit so milden Gesetzen, mit so gutmütigen Richtern (Lachen und Widerspruch bei den Socialdemokraten) — meine Herren, sind unsre Richter nicht gutmütig, sind sie etwa bös? (Widerspruch, Heiterkeit) — mit so gutmütigen Richtern, ein Land mit hervorragender Freude an der Kritik, namentlich wenn sie die Regierung betrifft, ein Land, in dem der Angriff auf einen Minister, das Tadeln eines Ministers noch heute für eine That gilt, als ob wir noch Anno Dreißig lebten, — ein Land, wo die Anerkennung für irgend etwas, das die Regierung thut, gleich in den Verdacht des Servilismus bringt, ein Land, in dem die Operationsbasen des Socialismus, die großen Städte, durch die fortschrittliche Bearbeitung sehr sorgfältig vorbereitet waren (Heiterkeit), wo die Diskreditierung der Behörden und der Institutionen durch die fortschrittliche Agitation bereits einen sehr hohen Grad erreicht hatte, — das hatte sein Anziehendes. Der Fortschritt ist, um landwirtschaftlich zu sprechen, eine sehr gute Vorfrucht für den Socialismus als Bodenbereiter (Heiterkeit), er gedeiht danach vorzüglich. Daß beide sich äußerlich, wenigstens in Reden — in Thaten haben wir es noch nicht erlebt — bekämpfen, nun, das mag auch von der Eigenart der Fruchtarten gelten, die doch gern und gedeihlich aufeinander folgen. Thatsache ist aber, sie fanden die Achtung vor den Institutionen zerstört, die Neigung, sie in Bild und Wort mit Hohn zu überhäufen, die Freude an diesem Hohn bei jedem Philister, der nachher froh ist, wenn er aus den Folgen

dieses Hohnes gerettet wird, fanden sie ganz außerordentlich entwickelt — kurz und gut, sie erkannten hier das Land, von dem sie sagten: lasset uns Hütten bauen.

Der Deutsche hat an und für sich eine starke Neigung zur Unzufriedenheit. Ich weiß nicht, wer von uns einen zufriedenen Landsmann kennt. (Heiterkeit.) Ich kenne sehr viele Franzosen, die vollständig mit ihrem Geschick, mit ihren Erlebnissen zufrieden sind. Wenn sie ein Handwerk ergreifen, so stellen sie sich die Aufgabe, durch dasselbe, wenn's möglich ist, vielleicht bis zum 45., 50. Jahre eine gewisse Vermögensquote zu erreichen; haben sie dieselbe, so ist ihr ganzer Ehrgeiz, sich als Rentier bis zu ihrem Lebensende zurückzuziehen. Vergleichen Sie damit den Deutschen; dessen Ehrgeiz ist von Hause aus nicht auf eine nach dem 50. Jahre zu genießende mäßige Rente gerichtet, — sein Ehrgeiz ist schrankenlos. Der Bäcker, der sich etabliert, will nicht etwa der wohlhabendste Bäcker in seinem Ort werden, nein, er will Hausbesitzer, Rentier, er will nach seinem größeren Berliner Ideal schließlich Bankier, Millionär werden. Sein Ehrgeiz hat keine Grenze. Es ist das eine Eigenschaft, die ihre sehr guten Seiten hat, es ist die deutsche Strebsamkeit, sie steckt sich ihr Ziel niemals zu kurz — aber sie hat auch für die Zufriedenheit im Staat ihr sehr Bedenkliches, namentlich in den untern Beamtenklassen. Wo ist der Beamte, der in der Erziehung seiner Kinder nicht eine Stufe höher hinauf steigen will, als er sie selbst gehabt hat? Und die Folgen dieser Unzufriedenheit sind, daß ein großer Teil unsrer Subalternbeamten von der socialistischen Krankheit angesteckt ist.

Nun, wie bestätigte sich die deutsche Erwartung der

Socialisten? — Die internationale Agitation siedelte in das gelobte Land über, in welchem sie sich jetzt befindet. Wir hatten gleichzeitig vorher und nachher nach vielen Richtungen hin ganz neue Einrichtungen; wir hatten das Freizügigkeitsgesetz, kombiniert mit dem Unterstützungswohnsitz, die Abschaffung der Paßpflichtigkeit, — Einrichtungen, die plötzlich eine große Menge von Arbeitern den kleineren Städten und dem platten Lande entzogen und in den größeren Städten eine fluktuierende Bevölkerung erzeugten, deren Erwerbsfähigkeit sehr abhängig war von den schwankenden Verkehrs- und Industrieverhältnissen in den großen Städten, die ab und zu reichlich Arbeit hatten, — bis zu 10 Thalern, sagt man, sei ein Steinträger bezahlt — nachher plötzlich wieder ein Rückschlag, und keiner hatte Neigung, in seine ländlichen Verhältnisse zurückzukehren. Ich bin in der Lage gewesen, daß jemand, für den ich den Unterstützungswohnsitz zu leisten hatte, und welcher mir krank, entnervt, arm, abgerissen wiederkam, belastet mit Rechnungen der Charité und der Berliner Krankenpflege, nachdem er bei mir auf meine nicht bloß pflichtmäßig, sondern gern geleisteten Kosten hergestellt war, wieder nach Berlin zurückkehrte. Ich fragte ihn, ob er an dem einen Mal nicht genug hätte, und bei der Ermittelung der Motive, die ihn angezogen — es war ein ehrlicher Mann — was kam heraus? Ja, wenn er auf dem Lande einen Biergarten — er nannte es anders — mit Musik hätte, wo er des Abends hingehen könnte, so wollte er das Theater schon entbehren, und man kriegte auf dem Lande nicht eine anständig gekleidete Person zu sehen. Kurz und gut, die Vergnügungen der großen Stadt haben sehr viel Anziehendes. Die Leichtigkeit des Verkehrs auf

den Bahnen, die Freizügigkeit — alles dies zieht die in den größeren Städten durch Vergnügungen festgehaltene Bevölkerung an sie, und dies hat der Agitation großen Vorschub geleistet. Noch viel stärker wurde dies, als wir das neue Preßgesetz schufen — wobei ich von Hause aus bevorworte, um jeder Verdächtigung der Reaktion zu entgehen, daß ich nicht die Absicht habe, dieses anzufechten; ich will nur die Diagnose der Krankheit geben. Das neue Preßgesetz schaffte plötzlich vor allen Dingen die Kaution ab, es schaffte den Stempel ab. Bis dahin war ein gewisses Kapital und mit dem Kapital vielleicht ein gewisses Maß von Bildung vorhanden und erforderlich, um eine Zeitung ins Leben zu rufen; heutzutage kann man mit 100 bis 150 Mark dem Unternehmen näher treten, und für Bildung ist ja gar kein Bedürfnis (Heiterkeit), man braucht bloß abzuschreiben, was einem geliefert wird, und das bekommt man von der Agitation geliefert, was gedruckt werden soll. Und solche Blätter, die einmal in der Woche erscheinen, und die der Beteiligte, der sie empfängt, der Arbeiter auf dem Lande oder in der kleinen Stadt, um so länger liest und um so mehr cirkulieren läßt und sich um so deutlicher einprägt, was darin steht, je billiger sie sind — — der Mann liest kein zweites Blatt; ich weiß nicht, wie die wohlfeilsten Abonnements sind, sie werden 20 Silbergroschen nicht übersteigen, ich weiß nur, daß die Gefälligkeit der kaiserlichen Post sie zu einem Porto von vier Silbergroschen das ganze Jahr lang viele Hundert Meilen weit durch das ganze Land fährt, soweit sie gehen wollen; die Facilität des Verkehrs, dieser Appell an den gemeinen Mann und seine gefährlichsten Instinkte waren früher nicht so leicht, sie sind durch unser Preßgesetz außer-

ordentlich gestiegen; sie sind durch die außerordentliche Milde unsres Strafgesetzes gestiegen, und wenn wir sie bis zu so schweren Verbrechen sich haben aufschwingen sehen, wie geschehen, so trägt dazu auch nicht unwesentlich bei, daß der Glaube an die Vollstreckung einer erkannten Todesstrafe geschwunden ist. Wird der Mörder nicht hingerichtet, was steht ihm dann bevor? Gefängnis. Die Hoffnung bleibt ihm, daß ein gelungener Putsch seiner politischen Freunde ihn freimachen kann und aus einem Sträfling zu einem Helden der Partei stempelt; es schwebt ihm auch die dunkle Hoffnung auf eine Amnestie vor, daß man beim Regierungswechsel oder sonst eine Anzahl Menschen, über deren Unschädlichmachung man sonst froh ist, wieder auf die Gesellschaft loslassen werde. (Heiterkeit.) Das ist meines Erachtens eines der mächtigsten Motive, welches auf die Verwegenheit des Verbrechers einen ganz wesentlichen Einfluß hat, und ich bin Seiner Majestät und Seiner Kaiserlichen Hoheit außerordentlich dankbar, daß wir an Hödel endlich 'mal ein Beispiel gesehen haben, daß die Obrigkeit das Schwert noch zu handhaben versteht. (Bravo! rechts.)

Wenn auf diese Art und Weise es nun eigentlich nicht so sehr zu verwundern ist, daß die Gefahr angeschwollen ist, wenn wir sehen, daß der ungeheure Schwindel in den Geschäften in den ersten Jahren nach dem Kriege von einem vollständigen Verfall der Geschäfte gefolgt ist, und viele Leute, die eine Zeitlang einen großen Verdienst gefunden hatten, denselben nicht mehr haben, so kann es eigentlich nicht wundern, daß die Sache unter so exceptionellen Verhältnissen, unter so neuen Verhältnissen, wie unsre ganze deutsche Gesetzgebung, wo so manches durch die Plötzlichkeit unsrer Verschmelzung in Verstim-

mung geblieben ist, und wo alle mit der Regierung unzufriedenen Elemente sich in einem großen Körper vereinigen, den ich den negativen nennen will, der für jede legislative Operation der Regierung unzugänglich ist, — da kann man sich eigentlich nicht wundern, daß die Gefahr zu der Höhe angeschwollen ist, die vorliegt, und daß wir hier in Berlin zwischen 60 000 und 100 000 wohlorganisierte, in Vereinen gegliederte Männer haben, die sich offen zum Kampfe gegen die bestehende Ordnung und zu dem Programm, wie wir es kennen, bekennen. Daß unter diesen Umständen die Gewerbsthätigkeit, der Kredit, der Aufschwung der Industrie in Berlin leiden muß, ist natürlich; denn für den, der hier ein Kapital anlegen soll, oder der einem andern ein Kapital leihen soll, in der beunruhigten Phantasie eines auf Verlust vorbereiteten Eigentümers hat doch diese Masse, diese Organisation von 60 000 bis 100 000 Menschen den Charakter einer feindlichen Armee, die in unsrer Mitte lebt und nur noch nicht den Moment gefunden hat, wo sie über den Eigentümer, den leichtfertigen Kapitalisten, der hier etwas anlegen will, Gericht halten kann, um ihm das wohlerworbene Eigentum zu entziehen oder zu beschränken oder ihm die Verfügung darüber überhaupt zu nehmen. Also die Frage der Verbesserung unsres Verkehrswesens, oder die Verbesserung der Lage der Arbeiter, will ich lieber sagen, und die Frage der Socialisten, das sind zwei Bestrebungen, die sich gegenseitig ausschließen; solange die socialistischen Bestrebungen dieselbe Höhe haben, wie jetzt, wird aus Furcht vor der weiteren Entwicklung das Vertrauen und der Glaube im Innern nicht wiederkehren, und deshalb wird die Arbeitslosigkeit auch solange, wie die Socialdemokratie uns bedroht, mit ge-

ringen Ausnahmen anhalten. Die Arbeiter selbst hätten es in der Gewalt, wenn sie sich von den Agitatoren lossagten, das Vertrauen früher wiederkehren zu lassen, als es bei der Haltung, die sie jetzt eingenommen haben, möglich ist. Die Furcht, die ich nicht teile, daß im Kern des Volkes die Ideen aus Schillers Räuber schon vollständig von den Arbeitern aufgenommen seien, drückt auf das öffentliche Vertrauen. Um dasselbe zu heben, glaube ich, daß es für den Staat notwendig ist, die Macht der Agitatoren zu brechen. Es ist ja heutzutage die Stellung eines socialistischen Agitators ein ausgebildeter Gewerbszweig wie jeder andre; man wird Agitator, Volksredner, wie man früher Schmied oder Zimmermann wurde; man ergreift dieses Gewerbe und steht sich unter Umständen viel besser dabei, als wenn man bei dem ursprünglichen geblieben wäre, hat ein angenehmes und freies, vielleicht auch angesehenes Leben in gewissen Kreisen. Aber das hindert nicht, daß wir gegen die Herren, welche diese Gewerbethätigkeit ergriffen haben, uns im Stande der Notwehr befinden, und je zeitiger wir diese Notwehr eintreten lassen, mit desto weniger Schaden für die Freiheit der übrigen und für die Sicherheit und den Frieden werden wir, glaube ich, damit zu Ende kommen.

Diese Gefahren sind mir nicht neu. Meine Stellung und meine Erlebnisse bringen mich dazu, gefährliche Blätter mit mehr Aufmerksamkeit zu lesen, als es von seiten der meisten hier Anwesenden der Fall sein mag, und wer die socialistische Presse in den letzten Jahren hier verfolgt hat, der mußte ja doch die Gewaltthat, den Mord, den Königsmord, die Abschaffung des Königtums in so mancher Nummer zwischen den Zeilen durch-

blicken sehen; und so entgeistet in der Beurteilung solcher Sachen, wie unser Strafrichter das zum Teil auffaßt, so buchstäblich ist der Leser dieser Zeitung nicht, der hat ein feineres Verständnis als der Strafrichter für diese Nuancen, der weiß, was die Presse sagen will, wenn auch der Strafrichter das nicht zugibt.

Mich hat die Lektüre aber doch nicht gerade auf die Wendung der Sache vorbereitet, die eine tief betrübende und für unser nationales Gefühl demütigende ist. Ich konnte nicht glauben, daß ein Monarch, der mehr als irgend ein lebender — und ich möchte wohl sagen, auch als ein der Vergangenheit angehöriger — mit Einsetzung seines Lebens, seiner Krone, seiner monarchischen Existenz gethan hat, um die Wünsche und Bestrebungen seiner Nation zu verwirklichen, der dies mit einem gewaltigen Erfolge und dabei doch ohne jede Ueberhebung gethan hat, der dabei ein milder, volksfreundlicher Regent geblieben ist, eine populäre Figur, . . . wenn der von hinten mit Hasenschrot zusammengeschossen wird, ja meine Herren, an dieses Verbrechen reicht kein andres heran, da ist man wirklich auf jedes andre auch gefaßt. Dieser Blitz bei Nacht — doch, wie bekannt, geschah es ja am Tage — hat weithin die Situation beleuchtet, und hat auch in die Wählerkreise der ganzen Monarchie hineingeleuchtet, glaube ich; ich halte für richtig, was ein Artikel der Nationalzeitung vor kurzem sagte, daß die Wähler aller Abgeordneten, also auch des Zentrums und der Fortschrittspartei, mit alleiniger Ausnahme der Socialdemokraten, von ihren Abgeordneten erwartet

haben, daß sie der Regierung gegen Beseitigung dieser Gefahr beistehen würden. Ich habe ja darüber mit den Herren nicht zu rechten, wie sie sich mit ihren Wählern auseinandersetzen; wenn alle Parteien das Versprechen gegeben haben, so kann ich einigen wenigstens die Quittung, daß sie es erfüllt haben, nicht ausstellen. Ich bin vielleicht auch zu dieser Ausstellung nicht berufen, ich erkläre nur, meine Ueberzeugung sagt: was sie ihren Wählern versprochen haben, haben sie durch ihre bisherige Stellung zu dem Gesetz nicht erfüllt. Ich nehme davon in der Fortschrittspartei den Herrn Abgeordneten Hänel aus, der seinerseits zum erstenmal den Bann der Fortschrittspartei, den Bann der Negative, den ein andrer Abgeordneter des preußischen Landtages auf diese Partei geworfen hat, in einer erfreulichen Weise mit einem positiven Antrage durchbrochen hat, meines Erachtens dem ersten Antrage von dieser Bedeutung, der je aus dem Schoß der Fortschrittspartei gekommen ist*). Aber ich frage Sie alle, die Zeitungen lesen, hat er den Anschluß seiner sonstigen politischen Freunde dabei gefunden? Ich bin dem Herrn Abgeordneten Hänel schuldig, ihn nicht in die Behauptung einzuschließen, daß die Fortschrittspartei an und für sich nur eine Partei der Negation sei, die, so lange sie existiert, noch keinen positiven Vorschlag zur Verwirklichung ihrer Theorien gemacht hat, und die dadurch auch eine gewisse Verwandtschaft mit der socialistischen Partei hat, daß sie bekämpft, was besteht, ohne daß sie sagt, was sie an die Stelle setzen will — aber ich nehme den Herrn Abgeordneten Hänel, wie gesagt, aus.

*) Der Abgeordnete Hänel hatte einen Abänderungsantrag zu der Vorlage eingebracht, welcher später abgelehnt wurde.

Nun, wenn wir den Erwartungen der Wähler näher treten, so befindet die Regierung und diejenigen, die mit ihr gehen wollen, sich in einer außerordentlich schwierigen Lage. Das parlamentarische System fungiert leicht und elegant; wenn nur zwei Parteien bestehen, wie es in England nur Whigs und Tories gab, so wäre nicht zweifelhaft, wie die Sache sich zu gestalten hätte. Eine hatte stets die Majorität. Es trat in England eine Zeit ein, wo, man kann wohl sagen, fünf Fraktionen bestanden, die freilich zu dem Zorn gegeneinander, den der Deutsche aus der Association zu Corps auf der Universität mitbringt und auf die Fraktionen des Reichstags überträgt, zu dem gegenseitigen Haß sich nicht aufgeschwungen haben, und die doch immer in erster Linie die Landesinteressen und erst in zweiter Linie das, was den rivalisierenden Fraktionen Unannehmlichkeiten bereitet, in Anschlag brachten; es gab aber damals doch in England nur Koalitionsministerien. Die Engländer haben eingesehen, daß darunter das konstitutionelle Prinzip leidet, und ihr gesunder Sinn hat sie wieder dahin gebracht, daß sie nur zwei Parteien von irgend einer Bedeutung haben — ich glaube, die andern, die ich englische Nihilisten nennen möchte, brauche ich nicht mitzuzählen — sie haben zwei große Parteien, von denen jede an sich unter Umständen die Majorität im Parlament hat. Wenn es bei uns eine solche Fraktion gäbe, so wäre es für den Minister, der regiert, ein Vergnügen, sich dieser Fraktion anzuschließen, ihr, wenn nicht äußerlich, so doch innerlich anzugehören und mit ihr gemeinschaftlich zu arbeiten. Von diesem Ideal sind wir aber weit entfernt; wir haben jetzt etwa acht Fraktionen, von denen ich kaum zwischen zweien eine so

sympathische Vermittlung kenne, daß an eine Verschmelzung zu denken wäre; der Deutsche hält sich streng an den Corpsgeist und hält sich gesondert. Wir haben uns zwar der geschlossenen Firma von Fortschritt, Zentrum, Polen, Welfen in allen Situationen der letzten Jahre gegenüber befunden; aber wenn die nun wirklich einmal die Majorität hätten und ihrerseits eine Regierung bilden sollten, so würde die Fortschrittspartei doch nicht mit dem Zentrum zusammengehen können; die Polen vielleicht mit den Welfen; Zentrum und Welfen vertragen sich wunderbar; Zentrum und Socialisten haben vielfach mit Eifer übereingestimmt, es ist dies aber nicht bloß beim Zentrum der Fall gewesen, auch andre Abgeordnete haben von den Socialisten Stimmen geworben und erhalten; auch das Zentrum hat in allen Fällen mit Ausnahme von einem immer für den Kandidaten gestimmt, von dem zu vermuten war, daß er der Regierung der feindlichere sein werde. Wenn ich sage, mit Ausnahme von einem, so ist das der Abgeordnete für Mühlhausen*) (Heiterkeit), für den die Wähler des Zentrums gestimmt haben, aber doch erst dann, als man ganz sicher war, daß er auch ohne sie gewählt werden würde. Auch andre Kandidaten haben aber, wenn sie einige Tausend Socialisten in den Wahlbezirken vorfanden, die Sympathien derselben sorgfältig geschont und vielleicht Versprechungen gegeben, daß sie nicht so scharf gegen sie vorgehen würden. Aber item, wir befinden uns auf seiten der Regierung in der traurigen Lage, daß wir bei Verständigung mit dem Reichstage uns drei Siebentel des Gebiets absolut verschlossen

*) Graf Wilhelm Bismarck, Sohn des Reichskanzlers.

finden. Es ist das wie beim Manöver das Terrain, das nicht betreten werden darf. Wir haben von der Fortschrittspartei, vom Zentrum, wir haben von den ca. 150 Abgeordneten, die sich mit diesen beiden halten, unter keinen Umständen und für keine Vorlage, die wir zu machen im stande sind, eine Unterstützung zu erwarten, auch für die gegenwärtige nicht, darüber sind wir vollständig klar. Unsere Operationsbasis beschränkt sich auf die vier Siebentel des Reichstages, welche durch die Nationalliberalen und die beiden konservativen Fraktionen gebildet werden. In jedem andern Lande würde die Thatsache, daß drei Siebentel der Landesvertretung überhaupt die Existenzbasis, auf der sich die Regierung ohne Zerfall des Ganzen bewegen kann, negieren (Oho! im Zentrum) — mit Worten gewiß nicht, meine Herren, ich rechne immer mit der That! — den strengsten Zusammenschluß der übrigen, die überhaupt die bestehenden Institutionen halten und vertreten wollen, zur Folge haben. Bei uns in Deutschland ist aber der Corpsgeist in der Politik derselbe, der ja auch veranlaßt, daß zwei Regimenter in einer Garnison, die aus denselben Orten rekrutiert werden, gar nicht ohne Stichelreden ausrücken können, ohne im Manöver aufeinander einzuhauen, bloß weil sie verschiedene Farben, verschiedene Namen tragen, schwarzes oder weißes Lederzeug — wer von Ihnen Soldat gewesen ist, wird das erfahren haben — sie feinden sich an und wollen einander nichts gönnen. Meine Herren, dieser Geist ist es, den wir alle leider von der Universität einigermaßen mitbringen. Aber diese Erinnerungen von dort dürfen sich doch nicht auf das politische Leben übertragen, und ich kann an diese drei Fraktionen nur die Bitte richten, daß die Herren nicht

der Regierung, sondern dem Lande und ihren Landsleuten den Dienst erweisen, sich untereinander zu verständigen, und daß alle diejenigen, die überhaupt die staatliche Entwicklung des Reiches auf der jetzigen Basis wollen, sich näher aneinanderschließen und sich nur über sachlich ganz unabweisliche Differenzen, niemals aber über die Frage einer Priorität, einer Rivalität trennen.

Meine Herren, ich kann diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne dagegen zu remonstrieren, daß mir bei Gelegenheit der Auflösung des Reichstags eine Tendenzpolitik schuld gegeben worden ist, als wenn ich irgend welche Reaktion oder Systemumwandlung erstrebt hätte. Ich habe bei der Auflösung nichts erstrebt, als daß die Abgeordneten sich mit ihren Wählern über die Situation besprechen möchten, und habe die Hoffnung gehabt, daß Sie wie — Antäus hieß er ja wohl, durch Berührung der heimatlichen Erde gestärkt wiederkommen möchten. Daß Sie es nicht alle gethan haben, thut mir leid*), aber *Tendenzpolitik ist mir fremd, die habe ich allenfalls getrieben, ehe ich in den Staatsdienst trat, wo ich auch ein zorniges Fraktionsmitglied war, aber für einen preußischen, einen deutschen Minister ist das ganz unmöglich. Ich habe bestimmte, positive, praktische Ziele, zu denen mir mitunter die Linke, mitunter die Rechte geholfen hat*, nach meinem Wunsch beide gemeinschaftlich helfen sollten. Aber wer die Ziele

---

*) Der neugewählte Reichstag bestand aus 115 Konservativen und Freikonservativen (Reichspartei), 105 Nationalliberalen, 93 Zentrumsmitgliedern, 31 Fortschrittlern, 15 Polen, 15 Elsaß-Lothringern, 10 Welfen, 9 Socialdemokraten, 3 Mitgliedern der sogenannten Volkspartei und einem Dänen.

mit mir erstrebt — ob man sie sofort erreicht, oder nach langjähriger, gemeinschaftlicher Arbeit ihnen näher kommt und sie schließlich erreicht, darauf kommt es so sehr nicht an — ich gehe mit dem, der nach meiner Ueberzeugung mit den Staats- und Landesinteressen geht; die Fraktion, der er angehört, ist mir vollständig gleichgültig. Ich habe ja angenehme und unangenehme Erlebnisse mit verschiedenen Fraktionen gehabt, und ich muß mich, welches auch meine, jedem Manne, der Eifer für sein Geschäft hat, natürliche Empfindlichkeit sein mag, wenn ich im Stich gelassen werde, derselben in meinem Amte vollständig entschlagen. Ich kann mich von der Menschlichkeit, empfindlich zu sein, nicht lossagen; ich räume aber ein, daß ich als Minister nicht das Recht habe, empfindlich zu sein, sondern ich muß den Beistand annehmen, der mir geboten wird.

Von diesen drei Fraktionen also erwarte ich die Annahme des Gesetzes, mit welchem wir die Gefahr, die uns droht, bekämpfen wollen, und wir hatten zu diesem Behuf eine Vorlage gemacht, die mir als eine mäßige und sogar unzulängliche erschien. Ihrer Kommission ist sie zu weitgehend erschienen. Wir werden uns über das verständigen müssen, was annehmbar ist. Wenn Sie die Gefahr mit uns anerkennen, Ihre Wähler auch, Sie wollen aber das, was wir, die verbündeten Regierungen, zur Bekämpfung dieser Gefahr von Ihnen erbitten, nicht bewilligen, nun, so ist mir das der Beweis, daß Sie nicht das vollständige Vertrauen zu uns haben, um uns das Maß von, nennen wir es Diktatur, zu geben, das wir zur erfolgreichen Bekämpfung des Uebels brauchen. Dieses Vertrauen läßt sich nicht erzwingen, es läßt sich vielleicht erwerben durch eine sorgfältige loyale Ausführung des

Gesetzes, das Sie uns geben sollen. Mein Bestreben wird dahin gerichtet sein; deshalb aber muß ich von Ihnen ein Gesetz verlangen, in dem wir uns mit der Erreichung des Zweckes ehrlich und ohne gewaltthätige Auslegung bewegen können, denn ich bin fest entschlossen, über die loyale Ausführung des Gesetzes zu wachen. Haben Sie nicht das Vertrauen zu uns und speciell zu mir, der ich im Reich die Hauptverantwortlichkeit trage, daß dieses Gesetz seinen Intentionen gemäß ausgeführt werde, haben Sie die Befürchtung, daß wir es mißbrauchen werden, um uneingestandene Zwecke damit zu erreichen, kurz und gut, fürchten Sie sich mehr vor mir und vor der Anwendung des Gesetzes oder mehr vor den verbündeten Regierungen als vor den Socialdemokraten — ja dann, meine Herren, weiß ich, was ich zu thun habe, dann muß ich Personen Platz machen, zu denen Sie mehr Vertrauen haben, oder die andre Mittel zur Bekämpfung der Gefahr anwenden wollen, als ich nach meinem politischen Urteil anzuwenden bereit bin.

Ich habe über § 1 gesprochen, indem ich sage, daß ich Vereine, die positive Zwecke verfolgen, die eingestanden sind, deren Ziel möglich ist, nicht bekämpfe. Wenn wir nicht hätten Brücken bauen wollen, von denen wir hofften, daß sie auch von den Herren, die einen Mißbrauch von seiten der Regierung fürchten, betreten werden würden, so würde nach meiner Ansicht der § 1 sehr viel einfacher gefaßt werden können, er würde nach meiner Auffassung lediglich zu lauten gehabt haben: Vereine, in welchen socialdemokratische Tendenzen zu Tage treten, werden verboten. In der jetzigen Fassung, die ich nicht bekämpfe, denn sie ist die Fassung des Bundesrats, und wenn ich auch nicht dabei gewesen bin, so füge ich mich

ihr doch — da ist denn das Kriterium von Untergrabung oder Umsturz hinzugefügt. Das klingt ja fast so, als ob andre, nicht socialdemokratische Vereine, welche diesen Umsturz betreiben, dadurch ein Privilegium bekommen sollten; es klingt außerdem so, als wenn dieses ganze Gesetz, so notwendig und geboten wir es halten, doch der richtigen Grundlage entbehrt; denn wenn ich an die Thatsache glaube, daß die Bestrebungen, welche socialdemokratische heißen, an und für sich schon als Umsturz und Untergrabung anzusehen seien, so hätten wir kein Recht zu diesem Gesetz in dieser Ausschließlichkeit, in dieser Art von bill of attainder gegen eine bestimmte Richtung; aber von dieser Einfachheit der Fassung hat vielleicht die Befürchtung abgehalten, daß man nicht klar feststellen könne, wer Socialdemokrat ist und wer nicht. Welche Tendenzen sind socialdemokratisch? Das ist eine Aengstlichkeit, die dem Richterstande angehört. Jeder Laie ist nicht zweifelhaft, welche Abgeordneten socialdemokratisch sind, welche Zeitung socialdemokratisch ist, wer socialdemokratisch gewählt hat, welcher Verein socialdemokratisch ist; wie kommt es, daß jetzt, da man dem Gesetz näher tritt, das Einfachste, der allen Leuten sonst verständliche Ausdruck jetzt zweifelhaft wird, daß blau nicht mehr blau, rot nicht mehr rot ist? Kein Mensch ist darüber im Zweifel, was und wer socialdemokratisch ist.

Meine Herren, ich bemerke indes nur beiläufig, vielleicht um eine Anknüpfung für die Zukunft zu haben: wenn Sie uns dieses Gesetz nicht in dem Maße geben, wie wir es brauchen, so gibt es ja darüber verschiedene Abstufungen. Die eine ist die, daß wir es cum beneficio inventarii annehmen, aber gleich dabei erklären: zur

Erreichung des Zweckes, den wir erstreben, genügt es nicht, und wir werden in der Lage sein, bei dem nächsten Zusammentritt schon Nachtragsvorlagen zu machen. Aber wir wollen — ich wenigstens bin jetzt von der Vollkommenheit auch der Regierungsvorlage, von der Thatsache, daß sie erschöpfend sei, nicht in dem Maße überzeugt, daß ich mir schon ganz sicher bin, ob dieses umfänglich gezimmerte Schiff in dem ganz neuen Fahrwasser gleich richtig fahren wird; ich glaube, die Erfahrung wird uns erst belehren, welche Maschinenteile uns versagen, und wir werden vielleicht genötigt sein, Ihnen wieder mit einer Vorlage zur Aufbesserung dessen näher zu treten, was Sie uns heute bewilligen — ich glaube, selbst dann, wenn Sie uns die ganze Regierungsvorlage bewilligt hätten, aber ganz sicher, wenn Sie davon um ein Erhebliches abweichen. Es gibt gewisse Sätze in diesem Gesetz, die namentlich Bezug haben auf eine Einschränkung der Freiheiten in der Freizügigkeit und in der Presse, die ich vorher als die Hauptmotoren der plötzlichen und furchtbaren Entwickelung andeutete, gewisse Bedingungen der Einschränkungen dieser schädlichen Einwirkung, ohne die ich das Gesetz für die Regierung überhaupt für unbrauchbar halten würde. Ich beschränke diesen Ausspruch auf das Mäßigste und Unentbehrlichste. Mein Bestreben geht über dieses Gesetz und diese Vorlage hinaus dahin, womöglich aus den drei Fraktionen, die überhaupt an den staatlichen Zwecken der Regierung in befreundeter Weise mitarbeiten und aus der Regierung zusammen eine feste sich gegenseitig in allen Teilen vertrauende Phalanx zu bilden, die imstande ist, allen Stürmen, denen unser Reich ausgesetzt ist, wirksamen Widerstand entgegenzusetzen.

Gegen die Aeußerungen des Reichskanzlers über die Fortschrittspartei erklärte der Abgeordnete Hänel, diese Angriffe seien vollständig deplaciert; zur Unzeit habe der Fürst Bismarck bei der Diskussion der socialen Frage der Partei eine rein negative Haltung angedichtet; die Gegenbeweise seien geliefert, spreche nicht dafür die Anwesenheit des Abgeordneten Schulze-Delitzsch, des Seniors und der Zierde der Fortschrittspartei? Der welfische Abgeordnete Brüel wurde wegen seiner Ausführungen, in denen er die Lage Hannovers mit der Fremdherrschaft zur Zeit des ersten Napoleon verglich, vom Präsidenten v. Stauffenberg gerügt. Fürst Bismarck bemerkte dazu:

Ich habe nur zu bemerken, daß daraus, daß ich auf Aeußerungen des Herrn Vorredners meinerseits nichts erwidere, nicht etwa geschlossen werden kann, daß ich nichts zu erwidern hätte, sondern ich muß konstatieren, daß ich von der ganzen Rede des Herrn Vorredners bei seinem leisen Organ bis hierher nicht eine Silbe verstanden habe.

---

3. Herr Sonnemann und die Frankfurter Zeitung.

9. Oktober 1878.

Der Abgeordnete Sonnemann, Eigentümer der Frankfurter Zeitung, Vertreter für Frankfurt a. M., trat den auf ihn bezüglichen Stellen der vorangegangenen Rede des Reichskanzlers in sehr ausführlichen persönlichen Bemerkungen entgegen: „Der Herr Reichskanzler hat hier vor diesem hohen Hause in ziemlich deutlichen Andeutungen eine Verdächtigung gegen mich vorgebracht, ich oder das von mir herausgegebene Blatt, die Frankfurter Zeitung, stände in irgend einer Verbindung mit der französischen Regierung; er hat sogar die Andeutung gemacht, daß, wenn ich nicht Abgeordneter wäre, er vielleicht noch mehr über diese Sache sagen könnte, und er hat das damit zu begründen versucht, daß Aeußerungen der Frankfurter Zeitung in merkwürdiger Weise mit denjenigen der französischen offiziösen Presse oder Regierung übereinstimmen. Meine Herren, Thatsachen dafür hat der Herr Reichskanzler nicht angegeben. Ich erlaube mir an den Herrn Reichs-

kanzler die Aufforderung zu richten, irgend eine Thatsache mitzuteilen, aus der hervorgeht, daß ich oder die Frankfurter Zeitung jetzt oder früher, zu irgend einer Zeit, oder irgend ein Mitarbeiter der Frankfurter Zeitung jemals in irgend einer Verbindung mit der französischen Regierung oder irgend einem französischen Amt oder ähnlichem gestanden haben. Bis das geschehen ist, muß ich, so leid es mir thut, diese Behauptung als eine willkürliche Erfindung bezeichnen. Bis jetzt hat der Herr Reichskanzler nicht den Schatten eines Beweises für diese Behauptung erbracht. — Wie kann die Frankfurter Zeitung die Tendenz einer auswärtigen Regierung verfolgt haben? Soll es etwa die frühere französische Regierung vor dem Jahre 1870 gewesen sein? Da erinnere ich mich doch noch deutlich, daß die französische Regierung in Frankfurt bei dem dortigen, jetzt hiesigen Polizeipräsidenten v. Madai hat anfragen lassen, in welcher Weise man der scharfen Opposition der Frankfurter Zeitung gegen die französische Regierung beikommen könne. Also diese kann es nicht gewesen sein. Ich erkläre nochmals: die Frankfurter Zeitung ist nie mit einer fremden Regierung, sei es die französische oder irgend eine andre auswärtige oder deutsche, in Verbindung getreten. — Weiter hat der Reichskanzler mir gegenüber gesagt, daß ich die französischen Kriegsgerichte und deren Thaten gar nicht erwähnt hätte. Ich habe hier ausdrücklich von einem Präventivgesetz gesprochen, von einem Gesetz, welches gegen Vereine und Presse gerichtet ist. Daß Kriegsgerichte in Frankreich nach einem so großen Aufstande abzuurteilen hatten, das versteht sich von selbst. Das war auch in andern Ländern der Fall. Weiter hat mich der Herr Reichskanzler direkt über meine Stellung zur Kommune interpelliert. Ich will auf das bestimmteste erklären, daß kein Mitglied dieses Hauses und auch kein Blatt der Kommune entschiedener entgegengetreten ist als die Frankfurter Zeitung und ich selbst. Ich kann das Urteil über diese Angelegenheit ruhig diesem hohen Hause und der öffentlichen Meinung überlassen; mich schützt mein gutes Gewissen gegen jeden derartigen Angriff." Der Reichskanzler erwiderte:

Der Herr Vorredner hat sich über Vorwürfe gerechtfertigt, die ich ihm gar nicht gemacht habe. (Oh! oh! links.) Wir haben gewisse deutsche Sprichwörter, wenn

sich einer getroffen fühlt, die ich hier nicht gerade wiederholen will, aber er sagte, er hätte mir keine Vorwürfe machen wollen. Ich habe ihm jedenfalls die Vorwürfe, die er jetzt accentuiert hat, nicht gemacht. (Oh! oh! links.) — Meine Herren, warten Sie doch ab, bis ich die Sache entwickle, ich berufe mich auf die stenographischen Berichte für das, was ich sagen werde.

Einmal habe ich ihm durchaus keine Sympathien für die Kommune vorgeworfen, sondern ich habe eine gewisse Anerkennung dafür ausgesprochen, daß er für die der Kommune gegenüberstehende französische Regierung vollkommen freiwillige, von jedem Interesse unabhängige, lediglich auf Wohlwollen beruhende Sympathien habe; die Kommune war Gegner der französischen Regierung. Ich will mich auf die Einzelheiten nicht einlassen, nur gegen das, was der Herr Vorredner noch anführte, nochmals wiederholen, daß ich gesagt habe: ich habe in meinem Leben französische Agenten in Deutschland gekannt, die unter dem Vorwande, einer oppositionellen Partei anzugehören, im Dienste der französischen Regierung standen, und das war vor 1870, vielleicht mag es deren auch noch heute geben, — das habe ich aber nicht behauptet, ich habe ausdrücklich gesagt, ich habe sie im Kriege von 1870 als solche erkannt, die als Catone der Republik passierten und mir 1870 als kaiserliche Agenten offenbar geworden sind. Darauf habe ich gesagt: auf den Herrn Vorredner kann das ja, da er Abgeordneter ist, gar keine Anwendung finden; — ich habe nicht gesagt, ich würde ihm den Vorwurf machen, wenn er nicht Abgeordneter wäre, sondern mein Schluß war ganz anders: wenn der Herr Vorredner sich in derselben Kategorie befinden sollte, so ist die

Frankfurter Wählerschaft ja viel zu klug, um das nicht auf den ersten Blick zu erkennen, und dann hätte sie ihn nicht gewählt. So war mein Argument gemeint. Also ich hatte den Herrn Vorredner vollständig exkulpiert. Wenn dann der Herr Vorredner mit dem qui s'excuse s'accuse die Sache wieder aufgenommen hat, so bedaure ich das, aber ich berufe mich auf den stenographischen Bericht, ich habe ausdrücklich gesagt: bei dem Herrn Abgeordneten ist das nicht möglich, weil ich die Wähler, und namentlich die Frankfurter — das sind ja ganz feine gescheite Leute — für viel zu klug halte, um einen französischen Agenten zu wählen, also ist es nicht möglich, daß der Herr Abgeordnete in diese Kategorie fällt. Ich meine also, vollständiger kann man den Verdacht nicht abwehren, als hätte ich mit den Leuten, die ich vor 1870 kennen gelernt habe, und dem Herrn Redner irgend welche Analogie machen wollen. Ich habe nur angeführt, daß das Journal des Herrn Redners ganz ausgezeichnet unterrichtet ist, es hat manchmal früher als ich durch diplomatische Berichte die Intentionen der französischen Regierung erkannt. Das ist eine Geschicklichkeit des Zeitungsredakteurs, die sehr beneidenswert ist, und die ich jedem andern, der mir in andern Sachen sympathischer ist, auch wünschen möchte; aber den Vorwurf, gegen den der Herr Vorredner sich entschuldigt und behauptet, er widerstreite das, den habe ich ihm nicht gemacht. (Ruf: zur Sache!) — Meine Herren, die Sie mich „zur Sache“ rufen, dazu haben Sie in keiner Weise das Recht! Ich nehme hier das Wort kraft der Erlaubnis des Präsidenten und des verfassungsmäßigen Rechts. Ich bitte den Herrn, der mir „zur Sache“ zugerufen hat, sich zu nennen, damit er

seine Gründe anführe! Ich bitte den Herrn Präsidenten, mich zu schützen; ich bin nicht von der Sache abgewichen, viel weniger als der Herr Vorredner.

Auf die Aufforderung des Reichskanzlers meldete sich niemand. Der Abgeordnete Sonnemann forderte nochmals, einen Fall anzuführen, wo die Frankfurter Zeitung mit einer auswärtigen Regierung in Verbindung gestanden hätte. Wenn man deshalb, weil ein Korrespondent gute Mitteilungen empfangen, mit einer fremden Regierung in Verbindung stehen sollte, so würde man ja z. B. den Timeskorrespondenten Herrn v. Blowitz nicht haben empfangen und ihm Mitteilungen machen dürfen. Er, Abgeordneter Sonnemann, kenne ein großes liberales Blatt, dessen Pariser Korrespondent täglich im Hause der deutschen Botschaft verkehre — wolle man daraus etwa den Vorwurf einer vaterlandsverräterischen Verbindung herleiten? Auf die Unabhängigkeit der Frankfurter Zeitung werde selbst der mächtige Reichskanzler Fürst Bismarck niemals einen Schatten werfen können.

---

4. Die Annahme des Socialistengesetzes.

19. Oktober 1878.

In der 17. Sitzung des Reichstages am 19. Oktober wurde das Socialistengesetz in namentlicher Abstimmung mit 221 gegen 149 Stimmen angenommen; für dasselbe stimmten die beiden konservativen Gruppen, sämtliche Nationalliberale, die Gruppe Löwe, einige Mitglieder der Fortschrittspartei und einzelne keiner Fraktion angehörige Abgeordnete, — gegen dasselbe die Mehrzahl der Fortschrittspartei, die gesamte ultramontane Partei nebst den Partikularisten und Polen, sowie die Socialisten. Unmittelbar nach der Abstimmung erhob sich der Reichskanzler Fürst v. Bismarck:

Ich habe die Ehre, dem Reichstage eine kaiserliche Botschaft mitzuteilen:

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden deutscher Kaiser, König von Preußen u. s. w. thun kund und fügen hiermit zu wissen, daß Wir Unsern Reichskanzler, Fürst v. Bismarck, ermächtigt haben,

gemäß Artikels 12 der Verfassung die gegenwärtigen Sitzungen des Reichstages in Unserm und der verbündeten Regierungen Namen am 19. Oktober dieses Jahres zu schließen.

Urkundlich unter Unsrer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Kaiserlichen Insiegel.

Gegeben Neues Palais bei Potsdam,
den 12. Oktober 1878.

Im Allerhöchsten Auftrage Sr. Majestät des Kaisers:
Friedrich Wilhelm.
von Bismarck.

Meine Herren, die Kaiserliche Botschaft ist verlesen. Wenn Sie mir gestatten wollen, am Schlusse der Sitzung noch einige Worte zu Ihnen zu reden, so ist es vorzugsweise, um dem Gefühl der Befriedigung Ausdruck zu geben, mit welchem die verbündeten Regierungen die Thatsache begrüßen, daß die Meinungsverschiedenheiten, welche am Anfang unsrer Sitzung das Schicksal ihrer Vorlage im ganzen oder doch in den wesentlichen Teilen zu bedrohen schienen, auf dem Wege gütlicher Verständigung der Beteiligten ihre Erledigung gefunden haben, so daß ich mich nach der heutigen Abstimmung und vermöge der vertraulichen Besprechung, welche wir im Bundesrat in den letzten Tagen gehabt haben, in der Lage befinde, voraussehen zu können, daß Ihr heutiger Beschluß im Bundesrat einstimmige Annahme finden werde. Ich will damit nicht sagen, daß alle verbündeten Regierungen gleichmäßig überzeugt wären, daß die Mittel, die Sie in ihre Hand legen, vollständig ausreichen würden, um die Zwecke, zu deren Erreichung das Gesetz eingebracht worden ist, überall zu erreichen (hört!), sondern nur, daß alle Regierungen entschlossen sind, den

aufrichtigen Versuch zu machen, mit den Mitteln, welche dieses Gesetz ihnen gewähren wird, die Krankheit zu heilen, von der unser Gemeinwesen ergriffen ist. Sollte die Erfahrung den Beweis liefern, daß dies nicht ausreichend der Fall ist, so werden die verbündeten Regierungen in der Lage sein, sich wiederum vertrauensvoll an Ihre Unterstützung zu wenden, wo die jetzigen Mittel nach der Ueberzeugung der Regierungen nicht ausreichen sollten. Sie werden das thun, sei es auf dem Wege der Reform unsrer allgemeinen Gesetzgebung, was das Erwünschteste sein würde, sei es durch Vervollständigung des eben votierten Gesetzes. Das letztere aber wird voraussichtlich der Fall sein in Bezug auf die Dauer, für welche dieses Gesetz eben gegeben ist (Hört! links); denn niemand unter uns hat sich der Hoffnung hingeben können, daß die hiermit beginnende Heilung der Schäden in dritthalb Jahren vollendet sein werde. Die verbündeten Regierungen schöpften aber aus dem Verlaufe dieser Sitzung die Zuversicht, daß auch dann, nachdem sie durch loyale Ausführung des Gesetzes das Vertrauen des Reichstages gerechtfertigt haben werden, die Hilfe und der Beistand, die Mitwirkung des Reichstages in dem Maße des Bedürfnisses ihnen nicht fehlen wird.

In diesem Vertrauen, meine Herren, bleibt mir nur noch übrig, die formale Aufgabe, welche mir die Allerhöchste Botschaft erteilt, zu vollziehen: ich erkläre im Namen der verbündeten Regierungen auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers die Sitzungen des Reichtages hiermit für geschlossen.

Die amtliche Verkündigung des Socialistengesetzes erfolgte am 22. Oktober 1878.

Pindars Wort: „Das Beste ist das Wasser." Das Buch gehört in jede Hausbibliothek.

38. **Ziemssen, Ludw.**, Umwege zum Glück.
Einige anmut. Erzählg d. beliebt. Schriftstellers, der darin i. ansprechendst. Weise ein Vorkomnis modernen Lebens mit lebensfrischen Farben ausführt.

10. 11. **Zolling, Th.**, Reise um die Pariser Welt.
Diese frisch., durchweg auf eig. Anschauung beruh. Schilderngn geb. e. getreues Bild des geist. wie gesellsch. Pariser Lebens unter der dritten Republik.

II. Griechische Litteratur.

109. 110. **Aeschylos**, I. Agamemnon. D. Choephoren. Die Eumeniden. II. Die Sieben vor Theben. Die Perser. Die schutzsuchend. Mädchen. Prometheus. Uebers. m. Einl. u. Anmerk. v. Prf. Jak. Mähly.

125. **Aristophanes**, I. Die Wolken. Die Frösche. Uebers. m. Einl. u. Anmerk. v. Prf. Jak. Mähly.

128. **Euripides**, Alkestis. Der rasende Herakles.

129. — — Jon. Die Bacchantinnen.

124. **Herodots** Geschichten. Uebers. v. Dr. K. Abicht. I. 1. u. 2. Buch nebst Einl. u. sachl. Erläuterung.

12. 104. **Homer**, I. Odyssee, II. Ilias, übers. von J. H. Voß, m. Einl. v. Prf. J. Mähly.

118. **Longos**, I. Daphnis u. Chloe. Uebers. u. mit Einleitung v. Franz Passow.

103. **Plato**, I. Verteidigungsrede d. Sokrates. Krito. Phädo. Uebers. u. eingel. v. Direkt. G. Heß.

126. 127. — II. III. Der Staat. 1. u. 2. Bd. Uebers. u. eingel. von Direkt. G. Heß.

130. **Plutarch**, Maximen von Königen und Feldherren. Maximen römischer Feldherren. Lakonische Maximen. V. d. Tugenden d. Frauen.

131. — — Ueber den Genius d. Sokrates. Politische Vorschriften.

113. 116. **Sophokles**, I. König Oedipus, Oedipus in Kolonos. II. Antigone, Aias, Elektra. Uebers. m. Einl. u. Kom̄. v. Dr. V. Pfan̄schmidt.

III. Römische Litteratur.

132. **Catull, Properz u. Tibull**, Ausw. ihr. Ged.

107. 108. **Cäsar**, I. Denkwürdigkeiten üb. d. Bürgerkrieg. Uebers. m. Einl. u. Kom̄. v. Dr. R. Zwirnman̄. II. Denkwürdigkeiten über den gall. Krieg. Uebers. u. mit Einleit. u. Kom̄. v. Dr. Th. Gelbe.

115. 117. 119. **Cicero**, Uebers. m. Einl. u. Kom̄. v. Dr. P. Hellwig. I. 1. Rede geg. Verres. 1. u. 2. Catil. Rede. Für Cälius. Für Milo. II. 4. u. 5. Rede geg. Verres. 3. u. 4. Catil. Rede. III. Ueb. das höchste Gut.

112. **Nepos**, Lebensbeschreibungen. Uebers. m. Einl. u. Kom̄. v. Dr. R. Zwirnman̄.

111. 114. **Ovid**, „Die Verwandlungen". I. u. II. Bd. In Auswahl übers. v. J. H. Voß. Neubearbeit. u. eingel. v. F. Leo.

105. 106. **Sueton**, Cäsarenbilder. I. Cäsar. Augustus. Tiberius. II. Cajus Caligula. Claudius. Nero. Galba. Otho. Vitellius. Vespasian. Titus. Domitian. Uebers. u. eingel. v. Dr. J. Sarrazin.

101. 102. 120. 123. **Tacitus**, I. Bd. Germania. Agricola. Die Redner. II. Bd. Historien. III. Bd. An̄alen I. IV. Bd. An̄alen II.

121. 122. **Vergil**, Uebers. u. eingel. v. Dr. H. Dütschke. Bd. I. Eklogen. Georgika. Bd. II. Aeneis.

IV. Englische Litteratur.

306. 307. 308. **Besant, Walter**, Die gute alte Zeit.

32. 33. **Bulwer, Ed. L.**, Eugen Aram. Mit e. Einl. v. L. Proescholdt. 2 Bde.

152. **Burns', Rob.**, Werke. I. Lieder und Balladen. Uebers. v. A. Baisch.

172. 173. 174. 175. **Byron**, I. Bd. Manfred, Kain, Him̄el u. Erde, Sardanapal. II. III. Bd. Don Juan. IV. Bd. Der Gefangene v. Chillon. Der Giaur. Die Braut von Abydos. Der Korsar. Lara. Die Belagerung von Korinth. Parisina. Uebers. m. Einl. u. Anm. v. Dr. Adalb. Schroeter.

156. **Carlyles, Thomas**, Werke I. Goethe. Schiller. Graf Cagliostro. D. Diamantenhalsband. Uebersetzt von A. Kretzschmer, mit einer Einleit. von J. Scherr.

157—159. **Dickens', Ch.**, Werke. I.—III. Dav. Copperfield. Uebers. v. H. Lobedan, mit einer Einl. v. L. Proescholdt.

153—155. **Fielding, H.**, Tom Jones. 3 Bde. Mit einer Einl. von J. Schmidt.
Nur lächerl. Prüderie kann an d. kräftig gezeichn. Charakter u. lebend. Schilderungen Anstoß nehmen; jede gesunde Natur wird sich durch das Meisterwerk d. engl. Romandicht. erfrischt fühlen.

163. **Goldsmith**, I. Der Landprediger v. Wakefield. Mit einer Einl. v. Prof. Dr. J. Schmidt.
Goldsmith ist kaum von einem andern Erzähler übertroffen im Talente der anspruchslosen, natürl. u. ungezwungenen Erzählung u. d. Kunst, idyllische Stim̄ungsbilder hervorzubringen.

301. 302. **Gray, Maxwell**, Der Dekan von Belminster.

304. 305. **Hatton, Joseph**, Klytie. Ein Roman aus dem modernen Leben.

151. **Milton, John**, I. Das verlorene Paradies. Mit einer Einl. von Ludwig Proescholdt.

164. 165. **Ossians** Gedichte. Uebers. v. Ed. Brinckmeyer.

310. **Ouida**, Verfehlte Spekulationen oder die Leiden einer Anstandsdame.

166. 167. **Scotts, Walter**, Werke. I. u. II. Waverley. Uebers. u. mit einer Einl. von L. Proescholdt.
Waverley war d. erste in jener glänzenden Reihe von Romanen, welche durch den neuen, originellen Ton, durch Stoff u. Behandlung, bahnbrechend für die Entwickelung der Romandicht. geworden sind.

169. 170. 171. **Smollet, T. G.**, I.—III. Peregrin Pickles Abenteuer, Fahrten und Schwänke. Mit einer Einleitung von L. Proescholdt.
Die lebenswahre, wenn auch oft mehr als derbe Darstellung der gesellschaftlichen Verhältnisse und Sittenzustände wird auch heute noch seine Anziehungskraft auf den Leser ausüben.

168. **Swift**, Ein Märchen von der Ton̄e.
Nicht feingespitzte Pfeile d. Satire versend. Swift, sond. ernstgemeinte kräftige Keulenschläge werden i. d. „Märchen" ausgeteilt, denen man d. Verbissenheit des Verfassers, aber doch auch sein Streben nach sittl. Besserung der kirchlichen und sozialen Zustände wohl anmerkt.

160—162. **Thackeray, W.**, Eitelkeitsmarkt. Uebers. v. H. Lobedan, mit einer Einl. v Dr. Joh. Prölß.
Dieses Werk des geistvollsten und originellsten Satirikers d. 19. Jahrh. spiegelt dessen litterarische Physiognomie in so unmittelbarer Schärfe u. drastischer Frische wieder wie kein andres.

V. Französische Litteratur.

215. **Balzac, Honoré de**, Oberst Chabert. Uebers. v. Fabian Philipp. M. einer Einl. v. Ferd. Lotheißen.
Ein Hauptvorzug der Balzacschen Romane ist die psychologische Wahrheit, die sich besonders i. d. Zeichnung d. Frauen-Charaktere bekundet. Er ist ein Pessimist durch u. durch u. reizt häufig z. Widerspruche.

219. **Chateaubriand**, I. Atala. René. Der Letzte der Abencerragen. Uebers. u. m. e. Einl. v. Steph. Born.
In „Atala" u. „René", welche beide im Urwalde von Luisiana ihren Schauplatz haben, ist der Dichter z. Maler geworden u. wirkt durch alle Zauber einer uns fremd. tropisch. Welt auf d. Phantasie d. Lesers.

76. **E. Daudet**, Ein Märtyrer der Liebe, Die Baronin Amalti. Uebers. v. Aßmus u. König.
Zwei im höchsten Maße anziehende u. spannende Novellen, in denen ernste seelische Konflikte mit echt französischem Esprit gelöst werden.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandummer.

89. **France, Anatole,** Sylvester Bonnard. Uebers. von F. Alsberg.
Ein fesselndes und psychologisch hoch interessantes Produkt der neueren französischen Schule liegt in obigem Roman vor uns, dessen Autor es wohl verstanden hat, die Klippen der modern-realistischen Richtung zu vermeiden.

207. 208. **Hugo, V.,** Notre Dame v. Paris.
Wohl der vollendetste Roman Hugos, welcher sicher dazu beitragen wird, die Zahl der Verehrer d. greis. Altmeisters der Franzosen zu vermehren.

214. 216. **La Bruyère,** Die Charaktere. Uebers. und mit einer Einl. von R. Hamel.
Ein überraschender Reichtum an anregenden Gedanken tritt uns aus diesen Essays, welche im glänzendsten Stile geschrieben sind, entgegen.

8. **Le Sage,** Der hinkende Teufel. Mit einer Einl. v. Ferd. Lotheißen.
Die Quintessenz des „Diable boiteux" liegt i. d. Versprechen des Asmodeus: „Um euch eine vollkommene Kenntnis des menschlichen Lebens zu geben, will ich euch das Treiben aller dieser Menschen erklären. Ich werde euch die Motive ihrer Handlungen und selbst ihre geheimsten Gedanken enthüllen."

213. **Merimée, Prosp.,** Colomba, Carmen. Uebers. und mit einer Einl. von O. Mylius.
In vorzüglicher Uebersetzung werden hier zwei Novellen geboten, von denen die zweite um so mehr interessieren wird, als aus ihr der Stoff zu einer beliebten Oper der Jetztzeit entnommen ist.

303. **Peyrebrune, Madame de,** Das Fräulein von Tremor.

218. **Racine,** I. Andromache. Britannicus. Mithridat. Uebers. und eingel. von F. Schröder.
Das Wort Friedrichs d. Großen: „Wer nicht wie Racine schreibt, sollte auf die Poesie verzichten", ist wohl hinreichende Empfehlung für das vorstehende Werk.

201—203. **Rousseau, J. J.,** Bekenntnisse. Mit einer Einl. von Prof. Dr. St. Born.
Selten hat die Litteratur e. so eigenartiges Werk hervorgebracht, wie diese Bekenntnisse eines Genies, welches in ihnen d. Verirrungen, Kämpfe u. Abenteuer seiner Jugend für alle Zeiten und Völker niedergelegt hat.

211. 212. — — Die neue Heloise.
Ein in poetischer Sprache geschriebener Roman, welcher dem Autor einen seiner glänzendsten Erfolge verschaffte. Das reine Naturleben wird darin den abstoßenden Verhältnissen des verfeinerten Lebens gegenübergestellt.

210. **Saintine, X. B.,** Picciola. Uebers. u. mit einer Einl. von Otfrid Mylius.
Jeder Leser dieses Buches wird das Aufsehen verstehen, welches dasselbe bei seinem Erscheinen machte, und sich unwiderstehlich von dem tiefen Gemüt des Verfassers angezogen fühlen.

204. **Saint-Pierre, B. de,** Paul und Virginie. Mit einer Einl. und in neuer Uebers. von K. Saar.
Von „Paul u. Virginie" schreibt Humboldt: „Viele Jahre ist es von mir gelesen worden ... Meine Begleiter und ich wurden von der bewunderungswürdigen Wahrheit durchdrungen, mit der die mächtige Tropennatur dargestellt ist."

217. **Saint-Simon,** Memoiren. I. Bd. Mit einer Einl. von Ferd. Lotheißen.
Diese an Tacitus gemahnenden Schilderungen des französischen Staatslebens und des Versailler Hofes werden nie ihren Wert verlieren.

209. **Sand, George,** Indiana. Uebers. v. H. Meister, mit einer Einl. v. St. Born.
Diese Jugendarbeit gehört in ihrer packenden Durchführung, durch die Kraft der Charaktere und das spannende Fortschreiten der Handlung zu dem Besten, was die geniale Frau geschrieben hat.

206. **Sévigné, Madame de,** Ausgewählte Briefe. Uebers. und eingel. v. F. Lotheißen.
Die Briefe der Mad. de Sévigné zeichnen sich dch lebhaften Geist u. wahres Gefühl aus u. bieten die lebendigsten Schilderungen der franz. Hofverhältnisse im 17. Jahrhundert.

205. **Tillier, Claude,** Mein Onkel Benjamin. Uebers. und eingel. v. K. Saar.
Ein Roman, welcher durch seine Eigenart in der ganzen Litteratur dies. Jahrhunderts kaum seinesgleichen hat u. zu den Werken gehören wird, welche bleiben.

82. **Töpffer, Rud.,** Genfer Novellen. Uebers. v. H. Zschokke.
Der Uebersetzer führte diese herrlichen Blüten einer echten Dichterseele mit folgenden Worten ein: „Warum sollt' ich nicht glauben, daß diese kleinen Erzählungen durch den in ihnen verbreiteten Reiz von Natürlichkeit, Feinsinn und Anmut auch noch andern gefallen werden?" . . Es sind zarte Abspiegelungen des innersten Seelenlebens."

VI. Italienische Litteratur.

96. **De Amicis, Edm.,** Skizzen aus d. Soldatenleben. Uebers. v. Agn. Burchard.
Die Frische und Unmittelbarkeit, welche diesen Skizzen eigen, der Humor und die italienische Glut, welche den Verfasser zum Liebling seiner Landsleute gemacht, werden auch unserer durchaus gelungenen Uebertragung zweifelsohne viele Freunde erwerben.

311. 312. 313. **Fogazzaro, A.,** Malombra. Roman in 3 Bänden.

23. **Mancini,** Lydia. Uebers. von H. Lobedan, mit einer Einl. von F. Lewald.

258. — — Vom Fenster aus. Uebers. v. H. Lobedan.
In beiden Romanen der geistreichen Italienerin sind die Heldinnen F r a u e n , aber echte und rechte Frauen, die etwas gelernt haben und gute Gattinnen und Mütter geworden sind.

253. 254. **Manzoni, Aless.,** Die Verlobten. Uebers. und mit einer Einl. von W. Kaden.
Einer der vorzüglichsten histor.-nation. Romane der Weltlitteratur, der das ital. Leben im 17. Jahrhundert mit Meisterschaft schildert, mit einer Wahrheit, einem Farbenreichtum, der das Geschriebene als Wirklichkeit erscheinen läßt.

63. **Misasi, Nicola,** Kalabrische Novellen. Uebers. und eingel. von Woldemar Kaden.
Südliche Leidenschaft pulsiert in diesen vortrefflichen Erzählungen des bekannten italienischen Novellisten, der mit außerordentlichem Geschicke neben andern Motiven die Blutrache verwertet.

251. 252. **Petrarcas** Gedichte. I. Sonette u. Kanzonen auf das L e b e n der Donna Laura. II. Sonette u. Kanzonen auf den T o d der Donna Laura.
L. Geiger sagt in seiner Einleitung u. And.: „Die Verehrung mag schwinden oder sich vermindern, die L i e b e aber bleibt." Die Wahrheit dieses Wortes wird jeder Leser an sich erfahren.

256. **Tasso,** Das befreite Jerusalem. Uebers. von J. D. Gries, eingel. von S. Samosch.
Jeder Freund einer edlen, poetischen Diktion u. klangvollen musikalischen Versifikation wird sich an diesem unvergänglichen Werke erquicken.

VII. Spanische Litteratur.

30. **Alarcon, P. A. de,** Manuel Venegas.
Naturgetreue Schilderung d. Verhältnisse, eine seltene Herrschaft über die Sprache, sowie eine körnige Einfachheit machen diesen Roman zu einem der bedeutendsten der spanischen Litteratur.

Jeder Band ist einzeln käuflich.
Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer.

257. **Eine Blütenlese** aus spanischen Dichtern.
Der Herausgeber gibt hier eine sorgfältig ausgewählte Anthologie, welcher eine von eingehendem Studium zeugende Einleitung: „Geist u. Entwickelung der span. Poesie" vorausgeschickt ist.

255. **Camoens, Luis de,** Die Lusiaden. Uebers. v. J. J. C. Doñer. Mit einer Einl. von O. v. Leixner.
Fr. Schlegel sagt über dieses Nationalepos der Spanier u. a.: „— so weht ein berausch. Duft durch dies. unter d. indischen Hiṁel ersoñene Gedicht, es ist der südlichste Glanz darüber verbreitet".

259—262. **Cervantes Saavedra, M. de,** Der sinnreiche Junker Don Quijote de la Mancha. Uebers. und eingel. v. L. Braunfels.
Das Resultat einer fast 20jähr. intensiv. Beschäftigung mit Cervantes liegt hier vor. Die Uebersetzg ist geradezu einzig u. vollendet; die Einführung in den Geist des Romans grundlegend für alle Zeit; d. Erläuterung nach jeder Richtung erschöpfend.

3. — — Moralische Novellen. Uebersetzt von A. von Keller und Fr. Notter. Mit einer Einleitung von O. v. Leixner.
Nicht ohne Selbstgefühl sagt Cervantes einmal, daß er der erste gewesen, der in kastilischer Sprache Novellen geschrieben, auch seien sie weder nachgeahmt noch gestohlen. Plastische Charakteristik, gesunder Realismus u. zahlreiche kulturgeschichtliche Züge sichern den Novellen einen Platz in der Weltlitteratur.

VIII. Verschiedene Litteraturen.

28. **Andersen, H. C.,** Der Improvisator. Uebers. und eingel. von Edm. Lobedanz.
Chamisso schreibt über diesen Roman: — Gar erfreulich wohlthuend ist d. reine, unschuldige, keusche, froṁe Buch... Alles ist frisch, lebend. u. Liebe wert."

69. — — Bilderbuch ohne Bilder u. And. Uebers. v. Poestion.
In tadellos. Uebersetzung werden hier eine Reihe kleiner Werke des berühmten Märchenerzählers geboten, die den nordischen Dichter auf seinem ureigensten Gebiete zeigen.

14. **Björnson,** Der Brautmarsch u. andere Erzählungen. Uebers. u. eingel. von Edm. Lobedanz.
Björnson hat die norwegische Dichtg in die Weltliteratur eingeführt, er kann daher doppelten Anspruch auf Teilnahme bei uns geltend machen. Die vorliegenden Erzählungen exemplifizieren d. Eigenart und Kraft des Dichters.

59. **Bret Harte,** Im Walde v. Carquinez.
Der prächtige eigenartige Humor im Kontrast m. dem hier u. da auftretend. Pathos, die Meisterschaft in landschaftl. Schilderg u. Charakterzeichnung, wodurch sich die meisten Dichtungen Bret Hartes auszeichnen, vereinigen sich auch in obiger Erzählung zu einem vollendeten Gesamtbilde.

314. — — Der Kreuzzug des Excelsior.

16, 17. **Cooper,** Der Bravo. Uebers. v. H. Lobedan, mit einer Einl. von L. Proescholdt.
Ein Hauptreiz dieses Romans beruht i. d. glücklichen Mischung v. Wahrheit u. Dichtung: das Bild des venetianischen Lebens, welches C. entrollt, hat durch treue Wahrung des Lokalkolorits den Schein historischer Wahrscheinlichkeit erha.ten.

84. **Dostojewski, F. M.,** Erniedrigte und Beleidigte Uebers. v. K. Jürgens.
Der seit kurzem in Deutschland allgemein gefeierte Dichter verrät in diesen Bildern aus dem Leben d. russischen Proletariats niederer u. hoher Abkunft einen seltenen psychologischen Scharf- und Tiefblick.

6. **Gogol, Nikol.,** Russische Novellen. Mit einer Einl. von Fr. Bodenstedt.

42. — — Altväterische Leute u. andre Erzählungen.
Diese in beiden Bänden enthaltenen Novellen Gogols sind v. geradezu frappierender Originalität und geben ein vollständiges Bild des Dichters.

98. **Goldschmidt, M.,** Der Rabe. Uebers. von J. D. Ziegeler.
Wir wünschen dem Buch nur einen Teil des Erfolges, welchen es in Dänemark, dem Vaterlande des Verf. errungen. *Brandes* nennt diesen außerordentlich spannenden Roman ein *feines, tiefes*, dabei sehr interessantes Buch.

72. **Gontscharow, Iw.,** Eine alltägl. Geschichte. Uebers. v. Helene v. Exe.
Obiger Roman ist eines v. den wenigen, aber vollendet. Kunstwerk. G's., in denen das geist. u. soziale Leben des russ. Volkes wie in einem Breñspiegel vereinigt dem Leser vor die Seele tritt.

19. **Irving, Washington,** Die Alhambra. Mit einer Einleitung v. L. Proescholdt.
Das „neue Skizzenbuch" vereint alle Vorzüge der Irvingschen Schilderung u. Schreibweise: Vollendeter Stil, Feinheit u. Eleganz der Sprache, Einheit u. künstlerische Abrundung.

99. **Kraszewski, J. J.,** Der Dichter u. die Welt. Uebers. v. W. Constant.
Vorliegender Roman, voll von spañenden und erschütternden Episoden, wurde bei seinem Erscheinen bahnbrechend für den Dichter, eroberte im Sturm die Sympathien seiner Landsleute und gilt noch heute für eines seiner Meisterwerke.

29. **Poe, Ed. A.,** Seltsame Geschichten. Uebers. u eingel. v. Alfr. Mürenberg.
„Seltsame Geschichten" in der That, so grotesk u. phantastisch, aber so spañend u. eigenartig, daß man das Buch nicht eher bei Seite legt, als bis man an der Schlußseite angelangt ist.

34. **Tegnér, Esajas,** Die Fritjofssage. Uebers. u eingel. v. Edm. Lobedanz.
„Schöpfungen, wie diese, dauern, ohne zu welken, durch alle Zeiten. Ein Geschlecht nach dem andern niṁt sie an als Erbgut, u. die späteste Nachwelt werden sie gleich uns bezaubern."

50. **Turgenjew, Iwan,** Väter u. Söhne. Uebers. v. Cl. v. Glümer, m. e. Einl. v. Rob. Vorberger
E. Roman v. eminent kult.-histor. Bedeutg, schon dadurch merkw., daß in ihm z. erst. Male d. Wort „Nihilismus" auftaucht. Der iṁ Gegensatz, welch. das „junge Rußld." v. d. „Vätern" treñt, wird dch. d. Repräsentant. beid. Richtgn meisterh. beleuchtet.

64. — — Rauch.

97. — — Neuland.
Mit schneidigen, wuchtigen Waffen kämpft der bei uns schon gänzl. eingebürgerte hochbedeutsame Autor in Neuland gegen die *Starrheit* u. *Bedrückung*, Hauptübeln der russischen Gesellschaft.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer.

Fürst Bismarck als Redner

Bd.: 9

[1889]